Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Anton Haen de

Anton von Haen kaiserlichen Leibarztes Heilungsmethode in dem kaiserlichen Krankenhause zu Wien : Aus dem Lateinischen

VIII. Band : enthält den 2ten Theil der Fortsetzung der Heilungsmethode, und die vier ersten Abschnitte des 3ten Theils

Leipzig: Weygand, 1784

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320759

Band (Druck) Freier Zugang PUBLIC DOMAIN

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320759/phys_0001
DFG

Hierin zehn Kupfertafeln.

Md - 3073 (8.)

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn838320759/phys_0002
DFG

Anton von Haens

kaiserlichen Leibarztes

Heilungsmethode

in dem kaiserlichen Krankenhause zu Wien.

Aus dem Lateinischen

VIII. Band,

enthält den 2ten Theil der Fortsetzung der Heilungsmethode, und die vier ersten Abschnitte des 3ten Theils.

Mit Kupfern.

Leipzig
in der Weygandschen Buchhandlung
1784.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320759/phys_0005
DFG

Ex Bibliotheca Academiae Rostochiensis

Verzeichniß

der Kapitel des achten Bandes.

Zweyter Theil

der Fortsetzung der Heilungsmethode.

Erste Abtheilung.

Von den Blattern.

Vorrede des Verfassers Seite 3

Einleitung 6

Erstes Kapitel.

Vergleichung der natürlichen und eingeimpften Blattern gegen einander 9

Zweytes Kapitel.

Wie man die natürlichen Blattern behandeln muß, wenn man eben so glücklich als bey den eingeimpften seyn will 27

Drittes Kapitel.

Vom zwoten Zeitraum der Blatterkrankheit oder von der Entzündung S. 43

Viertes Kapitel.

Ueber die Behandlung der Blattern während des dritten Zeitraums oder zur Zeit der Eyterung 76

Fünftes Kapitel.

Von der vierten Abtheilung der Blatterkrankheit, oder von dem Abtrocknen der Pocken 79

Sechstes Kapitel.

Ueber eine von andern Aerzten empfohlne Behandlungsart der äusserst entkräfteten Blatterkranken, welche der bisher beschriebenen Methode völlig entgegengesetzt ist 85

Zwote Abtheilung.

Einige schwere pathologische Fälle erzählet, erläutert und durch Zeichnungen deutlich gemacht.

Vorrede des Verfassers 105

Erstes Kapitel.

Vom Nieren- und Blasensteine, und von den verschiedenen Veränderungen und widernatürlichen Abweichungen der Theile, die zur Absonderung des Harns gehören 107

Zweytes Kapitel.

Von verschiedenen Krankheiten, welche die widernatürlich gebildeten Därme erzeugen S. 122

Drittes Kapitel.

Von der fehlerhaften Beschaffenheit und Bildung eines Eyerstockes; eine Beobachtung, welche die Pathologie der Wassersucht sehr erläutert 135

Viertes Kapitel.

Wiederholung aller bisher erzählten anatomischen Geschichten und Untersuchung der Krankheiten, welche durch eine fehlerhafte Bildung der festen Theile hervorgebracht worden sind 143

Dritter Theil

der Fortsetzung der Heilungsmethode, oder Erster Theil der hinterlassenen Schriften des de Haens.

Vorrede des Hrn. Hofr. Stolls 179

Erster Abschnitt.

Zehn Krankengeschichten nebst den Leichenöfnungen.

Erster Fall 185
Zweyter Fall 215
Dritter Fall 239
Vierter Fall 248
Fünfter Fall 250

Sechster Fall S. 277
Siebender Fall 332
Achter Fall 356
Neunter Fall 358
Zehnter Fall 361

Zweyter Abschnitt.

Aphorismen, von der Kenntniß und Vorherbestimmung des Ausganges der hitzigen Krankheiten; nebst einem kurzen Inbegriff der sämmtlichen Lehrsätze des Hippokrates, den Urin betreffend.

Erstes Kapitel.

Aphorismen, von der Kenntniß und Vorherbestimmung des Ausganges hitziger Krankheiten 368

Zweytes Kapitel.

Aphorismen, worinnen die Grundsätze, die Boerhaave im §. 941. seiner Zeichenlehre erkläret, und auf die Geschichte der Jungfer von Larissa, Epidem. 3. Abschn. 3. K. 12. angewendet sind 374

Drittes Kapitel. 382

Viertes Kapitel.

Vom Urin 386

Fünftes Kapitel.

Noch mehrere Bemerkungen vom Urin und von den Versetzungen 390

Sechstes Kapitel.

Von den Versetzungen der Materie der Krankheit. Fortsetzung S. 395

Siebentes Kapitel.

Vom Urin. Fortsetzung. 401

Achtes Kapitel.

Vom rothen und solchen Urin, der einen dem Ziegelmehl ähnlichen Bodensatz hat. 407

Neuntes Kapitel.

Vom Urin, besonders vom bleyartigen und schuppichten 416

Zehntes Kapitel.

Vom Urin, und zwar von safranfarbigten, grünen und schwarzen 422

Eilftes Kapitel.

Vom schwarzen Urin 427

Zwölftes Kapitel.

Vom fetten und öhlichten Urin 433

Dreyzehntes Kapitel.

Vom Othemholen 441

Vierzehntes Kapitel.

Von den Krankheiten der Harnwerkzeuge 446

Funfzehntes Kapitel.

Von den Zeichen der Krankheiten in den Urinwerkzeugen. Fortsetzung 452

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320759/phys_0011
DFG

Dritter Abschnitt.

Geschichte der in den Jahren 1744. und 1745. im Haag beobachteten Krankheiten, und besonders der Blattern S. 460

Vierter Abschnitt. †)

Vom Krampfhusten der Kinder; nach denen im Haag zu Ende des Jahres 1746. und zu Anfange 1747. gemachten Beobachtungen 506

---

†) Die übrigen Abschnitte dieses Theils sollen dem folgenden letzten Bande, welcher zugleich ein vollständiges Register des ganzen Werks enthalten wird, mit vorgesetzt werden.

Anton von Haens

Fortsetzung

der Heilungsmethode

in dem praktischen

Krankenhause zu Wien.

Achter Band.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320759/phys_0013
DFG

Vorrede.

Es sind seit einer geraumen Zeit so viel Schriften von den Blattern herausgekommen, daß es ganz unnöthig scheinen dürfte, von dieser Materie noch mehr zu schreiben. Ich würde es auch in der That nicht wagen, diesen Gegenstand aufs neue zu bearbeiten, wenn ich nichts weiter darüber zu sagen hätte, als was entweder ich selbst ehedem schon bekannt gemacht, oder andre bis hieher, davon geschrieben haben: aber diese Sache hat jezt eine ganz andre Gestalt gewonnen. Ehedem stritt man theils darüber, ob die Einimpfung der Blattern ein Gewissensfall wäre, und ob sie der Staat erlauben könnte, weil er Vortheil davon hätte, theils aber warf man die Frage auf, ob nicht die Religion und die Wohlfahrt der Menschen dieselbe vielmehr befehle, als nur erlaubte, da es ausgemacht gewiß ist, daß an den natürlichen Blattern immer der siebente oder wenigstens der vierzehnte Mann seine Gesundheit, ja wohl gar das Leben einbüßt? Von beyden Seiten wurden hin und wieder viel Gründe angeführt: die Sache ist aber noch unentschieden, und die Zeit wird diesen Streit ausmachen.

Wenn man nun die verschiedenen über diesen Gegenstand herausgekommenen Schriften ganz unpartheyisch durchgeht, so findet man, daß die Verfasser derselben die Einimpfung in verschiedenem Betracht loben: diejenigen, welche die Einimpfung vertheidigen, freuen sich, daß sie immer mehr Beyfall erhält, und die Verehrer derselben sich von Tage zu Tage vermehren; diejenigen aber,

welche wider dieselbe sind, loben sie doch aus dem Grunde, weil die Methode der Einimpfer, die Lehre von den natürlichen Blattern, in Ansehung der Beschaffenheit und Behandlung derselben, so erleutert hat, daß wir, die Einimpfung mag nun allgemein angenommen oder verworfen werden, in Zukunft den Tod weniger Blatterkranken werden beklagen dürfen, wenn wir sie nach der dadurch entdeckten verbesserten Methode behandeln.

Vornehmlich kann man aber hier nicht umhin, die Bemerkung zu machen, daß die göttliche Vorsehung, nach ihrer uneingeschränkten Weisheit der Einimpfung, deren Schicksal übrigens noch nicht ausgemacht ist, sich bedienet hat, uns eine so gute Behandlung der natürlichen Blattern dadurch zu lehren, daß an denselben nunmehro fast eben so wenig Menschen, als an den eingeimpften sterben.

Die Absicht, die ich bey der Ausarbeitung der gegenwärtigen Abhandlung gehabt habe, gehet dahin, diese Vortheile der Arzneykunst nicht durch Hypothesen und Trugschlüsse, sondern lediglich durch wahre Versuche zu erweisen. Neue Entdeckungen pflegen uns öfters aufmerksam zu machen, wir staunen sie an, und fürchten sie wohl gar, und nicht selten haben wir auch Ursache darzu; denn sie haben oft ihren Ursprung einer Verwegenheit, einem Vorwitz und eingebildeter Weisheit zu verdanken: wenn aber eben diese Entdeckungen als ungezweifelt wahr befunden werden, so würde es fehlerhaft seyn, dieselben nicht zu benutzen; denn wenn man alsdann noch auf der vorigen Meynung bestehen wollte; so zeigte dies einen von Vorurtheilen verblendeten und gegen die Wahrheit eingenommenen Verstand an, der den Beweisen, die man seiner Meynung entgegensetzt, endlich doch noch nachgeben muß.

Da der gemeine Mann, der oft den Arzt nicht verlangt, oft ihn auch nach seinen Umständen nicht haben kann, von dieser verbesserten Heilungsmethode sehr großen Nutzen hat, so habe ich mir vorgenommen, dieses Buch in die deutsche Sprache übersetzen zu lassen. Denn ich hoffe allerdings, daß alle Hausväter und Hausmütter, alle Vormünder, und mit einem Worte alle Menschen, die man wegen körperlicher Fehler von der Einimpfung wohlbedächtig ausschließt, oder die sich ein Gewissen darüber machen, sich die Blattern einpfropfen zu lassen, oder die das unglückliche Schicksal ihrer Verwandten bey der gemeinen Behandlung der natürlichen Blattern beseufzen, diese auf die Grundsätze der Alten gebauete neue Methode willig annehmen, und durch den glücklichen Erfolg mehrere darzu bewegen werden. Der Herr der Welt, der alles so vortreflich geordnet hat, daß ohne seinen Willen nichts einen Fortgang gewinnet, segne meine Absichten.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320759/phys_0017
DFG

Von den Blattern.

Einleitung.

Ich habe in den letztern achtzehn Jahren verschiedene Schriften von den natürlichen Blattern sowohl, als von den künstlichen herausgegeben *). Während dieser Zeit hat die Einimpfungsmethode verschiedene Schicksale gehabt: bald war sie in Frankreich und Holland erlaubt und in Aufnahme, bald war sie durch Befehle, oder wegen vieler Widersprüche angesehener Personen, an einem Orte aus den Städten aufs Land verwiesen, am andern einige Zeit lang völlig verboten. Ihr Ruhm ist in der That

*) Im Jahr 1757. ließ ich eine Abhandlung drucken, die den Titul führt: Mehrmals aufgeworfene Fragen von der Einimpfung der Blattern, worauf von den Gelehrten noch nicht geantwortet worden ist. Im Jahr 1759. gab ich heraus: Widerlegung der Einimpfung wider den Hrn. la Condamine und Hrn. Tissot. Im Jahr 1760. Theses von der Eintheilung der Fieber §. 5. Im Jahr 1764. Beantwortung auf des Hrn. Tralles Schutzschrift. Dieses sind theils besondre Abhandlungen von den Blattern, theils Schriften, worinne beyläufig etwas davon mit vorkommt. In der Heilungsmethode aber habe ich Th. 2. Kap. 3. im Jahr 1757. Th. 9. Kap. 5. im Jahr 1764. Th. 10. Kap. 6. im Jahr 1765. Th. 12. Kap. 8. im Jahr 1768. und in der Fortsetzung der Heilungsmethode Th. 1. Kap. 5. im Jahr 1771. davon gehandelt.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320759/phys_0018
DFG

so abwechselnd und unsicher gewesen, daß es bald schien, als ob sie allgemein eingeführt werden wollte, bald aber wurde sie sehr selten unternommen, bald war sie verboten und verschrien, und bald erhielt sie wieder einen allgemeinen Beyfall.

Wer kann wohl die Ursachen dieser ausserordentlichen Unbeständigkeit einsehen? Sie liegen entweder lediglich in der Einbildung der Menschen, die dafür oder dawider eingenommen waren, oder in der Methode selbst, oder sie haben ihren Grund darinn, daß man sich in der Untersuchung, Unterscheidung oder Beurtheilung der Dinge in Ansehung eines, oder beyder Umstände, geirret hat. Und dieser letztere Fehler kann uns vielleicht Gelegenheit geben, die Entstehung des guten oder übeln Rufs der natürlichen sowohl als der eingeimpften Blattern zu entdecken.

Der Mensch ist von Natur ausserordentlich geneigt, die Billigkeit und Wahrheit sehr wenig zu schätzen, und vielmehr Irthümern beyzutreten, wenn diese mit seinen Meynungen übereinstimmen. Ohne daher erst untersucht zu haben, was wahr und nützlich ist, nimmt er oft das an, was seinen Lieblingsneigungen schmeichelt, und er freuet sich mehr, wenn seine eigne Meynung, als wenn die Wahrheit die Oberhand behält. Dieser Hang und diese verderbliche Neigung ist uns, man kann es nicht leugnen, angebohren, und wenn wir es auch nicht eingestehen wollen, daß wir diesen Fehler haben, so überzeugen uns über lang oder kurz unsre Meynungen und Handlungen auch wider unsern Willen hiervon. Wenn dies nur in dem Falle geschähe, wenn uns die Neuigkeit, Seltenheit oder das Auffallende einer Sache in einen gewissen Affekt setzt, so möchte es wohl scheinen, als ob unsre Widersetzlichkeit eine gewisse Billigkeit oder eine aufrichtige

Liebe zur Wahrheit zum Grunde hätte: wenn aber die Schwierigkeiten, die uns verhindern, eine Meynung anzunehmen, von allen Seiten aufgeklärt und gehoben sind, und wir bleiben dann doch noch hartnäckig auf unserer Behauptung stehen, so verräth dieses vorgefaßte Meynungen und eine Abneigung gegen die Wahrheit.

Diesen Fehler will ich in gegenwärtiger Abhandlung vermeiden, und mein einziges Bestreben soll dahin gerichtet seyn, der Wahrheit getreu zu bleiben, und das gemeine Beste zu meinem Augenmerk zu nehmen. Ich will beyde Gattungen von Blattern, die natürlichen und die eingeimpften aufrichtig gegen einander halten, und dadurch deutlich zu bestimmen suchen, was vor Nutzen und Schaden eine jede Art bringe, und welche von beyden der andern vorgezogen zu werden verdiene.

Erstes Kapitel.

Vergleichung der natürlichen und eingeimpften Blattern gegen einander.

§. 1.

Diese Vergleichung will ich auf folgende Art anstellen:

1) Die natürlichen Blattern befallen Menschen von jedem Alter; Säuglinge und Kinder, Junglinge und Jungfrauen, bejahrte und sogar die allerältesten Personen: sie stellen sich überdies bey uns ein, unser Gesundheitszustand in jeglichem Alter sey wie er wolle; wir mögen gesund oder kränklich seyn, so sind wir diesem Uebel ausgesetzt; es verschonet weder der Schwangern noch der Kindbetterinnen; man ist weder zu Hause noch in der Fremde, noch auf Reisen davor sicher; weder der ruhige Bürger in Städten, noch der Soldat im Lager oder bey seinem Aufbruch hat einen Freybrief, der heißeste Sommer ist dieser Krankheit eben so bequem, als der kälteste Winter. Bey der Einimpfung hingegen wählt man solche Subjekte, die vollkommen gesund sind, und das schicklichste Alter haben; die Schwangern aber, die Wöchnerinnen, und alle übrigen Kranke hält man von dieser Operation ab. Der, dem man die Blattern einimpfen will, befindet sich in dem väterlichen Hause oder auf dem Landgute, in einer reinen und heiteren Luft, er ist von allen Sorgen frey, und man erwartet die bequemste Jahreszeit, ehe man die Operation unternimmt. Ich kann daher nicht umhin, aufrichtig zu bekennen, daß man beym Einimpfen eine große Men-

ge bedenklicher Umstände vermeidet, die bey den natürlichen Blattern vorkommen, und sie höchst gefährlich machen.

2) Es giebt Blatterepidemien, die ausserordentlich gefährlich sind, weil theils zu einer Zeit sehr viel Menschen darnieder liegen, theils der zwölfte, zehnte, siebente, fünfte ja wohl gar der dritte Mann an dem Uebel stirbt. Von denen hingegen, welchen man diese Krankheit eingeimpft hat, soll, der allgemeinen Behauptung vieler Aerzte zufolge, kaum der dreyhundertste, sechshundertste oder wohl nur der tausendste sterben: Wenn man aber auch diese Rechnung vor übertrieben hielte, und eher denen Glauben beymessen wollte, die versichern, daß unter hunderten etwa einer oder ein paar Personen stürben, so wird man doch finden, daß die Anzahl der an beyderley Blattern Sterbenden ungemein verschieden sey.

3) Bey den natürlichen Blattern sind die Eltern und Vormünder öfters so nachläßig, oder von Vorurtheilen so eingenommen, daß sie entweder gar keinen Arzt zu den Kranken rufen, oder ihn erst dann kommen lassen, wenn es zu spät ist, und er dann beklagen muß, daß die bequemste Zeit, wo etwas zur Erleichterung der Umstände des Patienten angewendet werden könnte, bereits vorüber ist, und er fast weiter nichts thun kann, als darüber sein Mitleid zu bezeigen, daß der Kranke entweder schon mit dem Tode ringt, oder auf Lebenslang ungesund und zum Krüpel gemacht worden ist, oder an der Abzehrung nach und nach eingehen muß. Der Impfarzt bereitet den Körper zur Einimpfung vor; wenn er die Operation gemacht hat, richtet er alles ein, wie es ihm am besten deuchtet: er ist gleich bey der Hand, wenn sich etwa schlimme Zufälle finden, und leistet unermüdet Hülfe,

bis der Kranke alles völlig überstanden hat. Wenn man dieses aufmerksam erwäget, so siehet man offenbar ein, wie es zugehe, daß die natürlichen Blattern so viele, und die eingeimpften gegentheils so wenige dahin raffen oder verstümmeln.

4) Man überläßt die mit den natürlichen Blattern befallenen Kranken solchen Aerzten, Wundärzten und Badern, welche, wenn schon nicht immer, doch gemeiniglich jene den Regeln der Heilkunst ganz zuwider laufende Behandlung anwenden, daß sie den Kranken unter Betten und Kleidern, oder in heißer Luft ersticken, oder hitzige Arzeneyen geben, und so die mehresten umbringen. Die Einimpfer verschaffen ihren Patienten vom Anfange bis zum Ende freye, veränderte und reine Luft, sie lassen sie darinnen herumgehen, bringen sie am Tage aus der Krankenstube, und lassen indeß dieselbe von der freyen Luft durchstreichen, und setzen auch das Bette, dessen sich der Kranke bedient, der Einwirkung der freyen Luft aus. Sie erhalten den Leib der Eingeimpften offen, und geben ihnen verdünnende und kühlende Getränke in Menge zu trinken. Wie natürlich muß daraus folgen, daß an den natürlichen Blattern viel mehr, als an den eingepfropften sterben müssen!

5) Der gemeine Mann setzt bey den natürlichen Blattern sein Vertrauen öfters nicht einzig und allein auf gute Aerzte, sondern es werden hinter ihren Rücken von Pfuschern, alten Weibern und jedem schlechten Kerle, der sich einer Erfahrung rühmt, entweder Arzeneyen verordnet, oder eine Hitze in der Stube gemacht, daß der Kranke in seiner eignen Ausdünstung ersticken und sterben muß. Da werden also freylich viel Menschen todtgeschlagen, die an den eingeimpften Blattern erhalten worden wären, bey wel-

hen, da der gemeine Mann damit gar nicht umzugehen weis, er die ganze Kur dem Arzt überläßt.

§. 2.

Wenn man alles dieses von beyden Seiten in Erwägung ziehet, so gewinnet es das Ansehen, als ob man Ursache habe, die Frage aufzuwerfen: ob nicht (vorausgesetzt, daß es auch vor dem sogenannten Richterstuhle des Gewissens erlaubt sey, diese Sache rechtlich anzubringen) die Aerzte sowohl als die weltliche Obrigkeit die Blattereinimpfung allgemein zu machen, gewissermassen verbunden wären?

Um auf diese Frage eine schickliche Antwort zu geben, muß man nothwendig untersuchen, ob auch die zwischen beyden Arten von Blattern angestellte Vergleichung in allem Betracht unveränderlich wahr und auf keine Art einige Einschränkung leide? Ich will nach der Reihe alle fünf Sätze des ersten Paragraphs beantworten.

Was den ersten Satz betrift, so muß ich gestehen, daß darinn nichts übertriebenes gesagt worden ist, und mithin wären in Betracht dieser Seite die eingeimpften Blattern den natürlichen vorzuziehen.

In Ansehung des zweyten aber kann ich nicht umhin, zu bekennen, daß die Angabe der Einimpfer und ihre Rechnung, in Rücksicht auf die Verstorbenen, etwas eingeschränkt werden muß. Wenn sie diejenigen aus ihren Sterbelisten ausstreichen, die Würmer hatten, oder innerlich mit der fallenden Sucht beladen waren, oder einen Fehler in irgend einem der innern Theile, oder eine angeerbte Schärfe im Blute hatten, oder in ihrem Verhalten Fehler begiengen, und also

kein einziger oder doch äusserst wenige übrig bleiben, die wirklich und blos an der Einimpfung gestorben seyn sollen; so muß ich sie bitten, mir einzuräumen, daß ich alle dergleichen Kranke auch aus der Zahl derer, die an den natürlichen Blattern verstorben sind, weglasse, oder sie müssen die meisten von diesen zufälliger Weise gestorbenen Personen auch in ihren Sterblisten stehen lassen. Denn wenn sie alle und jede, die an eingeimpften Blattern sterben, in die Liste bringen, so werden sie gestehen müssen, daß viel mehrere daran sterben, und daß die in Konstantinopel gemachte Rechnung, vermöge welcher unter hundert Eingeimpften zwo bis drey Personen drauf gehen, richtig sey. Man lese hierüber meine im Jahr 1757. französisch abgefaßte Widerlegung der Einimpfung S. 91. nach. Wollen sie aber das nicht, so dürfen sie auch nicht weiter verwehren, daß man diejenigen aus dem Verzeichnisse der an den natürlichen Blattern Verstorbenen ausstreiche, welche sie aus dem ihrigen bereits ausgestrichen haben. Sie können in der That nicht sagen, daß ich etwas unbilliges von ihnen verlange, oder daß sie mir etwas unbilliges zugeben; denn beyde Partheyen haben doch gleiche Rechte. Die Vertheidiger der Einimpfung mögen nun aber entweder selbst ihre Rechnung ändern, oder mir erlauben, daß ich die Listen der an den natürlichen Blattern verstorbenen Personen nach den nämlichen Grundsätzen, deren sie sich bedienen, abfasse, so wird die im zweyten Satz angegebene Behauptung fehlerhaft seyn, und folglich geändert werden müssen.

Auf den dritten, vierten und fünften Satz erwiedere ich, daß, wenn die Gegner meine so eben angebrachte Bitte vor billig halten, sie auch von selbst einsehen werden, daß sie bey jedem dieser Sätze oder Vergleichungen das nemliche einräumen müssen. Denn

die meisten, welche wegen zu spät verlangter und angewandter Hülfe nicht gerettet werden, würden gerettet worden seyn, wenn man ihnen in Zeiten zu Hülfe gekommen wäre; wenn wir dahero die bey den natürlichen Blattern gewöhnliche Behandlung mit der Impfkunst vergleichen, so werden wir abermals hierdurch überzeugt, daß weit mehrere an den natürlichen als eingepfropften Blattern sterben, weil bey den letztern, vom Anfang bis zum Ende ein Mann, der die Einimpfung und die Behandlung der Eingeimpften verstehet, um den Kranken ist, bey den erstern aber entweder gar kein Arzt, oder ein ungeschickter gebraucht, oder endlich der Arzt zu spät gerufen wird. Dieser Nachtheil aber begegnet den Kranken nicht wegen der Blattern selbst, sondern wegen ihrer Nachläßigkeit aus eignen Verschulden; denn wenn man alle Menschen überreden könnte, daß sie gleich vom Anfange der Krankheit, besonders wenn schon andre an den Blattern darnieder liegen, den Arzt holen liessen, ihm die ganze Kur anheimstellten, alles was er vor gut und nöthig hielte, auf das genaueste beobachteten, und wenn ferner der Arzt oder der Wundarzt eine gute Behandlung der Blattern verstünde, und das seinige rechtschaffen thäte, so würde der Unterschied in der Zahl der Verstorbenen an beyden Arten von Blattern sich um ein großes vermindern.

Ich sehe zum voraus ein, daß man mir dargegen einwenden wird, daß so lange als der erste Zeitraum bey den natürlichen Blattern dauert, die Kranken öfters kaum Kranke zu nennen sind, die Blattern selbst kommen heraus, ohne daß etwas widernatürliches sich zuvor äussert, und es ist also niemand Schuld, daß man anfangs die gehörige Mittel nicht gebrauchen kann: der Impfarzt hergegen ist schon vor der Einimpfung

bey dem Kranken, und sogleich nach der Einimpfung beobachtet er beym völligen Ausbruche bey der Zeitigung und Trocknen der Blattern alle Umstände sehr aufmerksam.

Ich gebe zwar gern zu, daß zwischen beyden Behandlungen wirklich ein Unterschied ist, daß er aber so groß ist, als man gemeiniglich glaubt, kann ich nicht zugeben. Denn

1) diejenigen, welche in dem Zeitraume zwischen dem Anfalle und Ausbruche der Blattern und der Entzündung derselben wenig oder gar nicht krank sind, pflegen, ausser in dem Falle, wenn Fehler vorgehen, wodurch ihre Umstände bedenklich werden, nicht leicht gefährlich krank zu werden.

2) Wenn auch der Arzt zu solchen Kranken erst spät gerufen wird, so giebt es doch dienliche und wirksame Mittel, wodurch er schlimmen Zufällen zuvorkommen, und diejenigen, welche wirklich schon vorhanden sind, lindern kann.

Man wird mir zweytens den Einwurf machen, daß es nicht wohl glaublich sey, daß es so weit kommen dürfte, daß alle Aerzte eine regelmäßige Behandlungsart der Blattern annehmen sollten: die meisten hätten, wird man sagen, noch die alten Vorurtheile im Kopfe, daß man dergleichen Personen fein warm halten, unter die Betten stecken, und ihnen hitzige Arzeneyen zum Treiben geben müßte: viele andere wären der Meynung, daß man zwar keine hitzigen Arzeneyen dabey verordnen dürfe, daß man aber doch den Kranken immer in der Wärme erhalten, und keine frische Luft zulassen müßte, auch wäre deren keine kleine Anzahl, die zwar eine nicht so gar warme und veränderte Luft um den Kranken herum und in

seiner Stube vor gut hielten, dennoch aber glaubten, man begienge eine Sünde, wenn man ihn aus dem Bette nähme, oder das leinene Zeug und die Wäsche wechselte: andre erlaubten zwar, daß man die Kranken, so lange man ihr Bette frisch macht oder so lange man sie ins Bad setzt, aus dem Bette zu nehmen, länger aber schlechterdings nicht: viele endlich hätten das schädliche Vorurtheil der Alten, daß man in allen Hautkrankheiten das Aderlassen vermeiden müsse, weil es eben so gut wäre, als wenn man den Kranken mit der Hand todt schlüge, oder wenn es ja zur Ader gelassen seyn sollte, so dürfe man theils nur im Anfange der Krankheit, theils nur sehr wenig Blut weglassen, u. s w. Und da es nun unmöglich zu seyn schiene, die Aerzte von ihren vorgefaßten Meynungen abzubringen, und der größte Theil der Menschen überdem hierinnen mit den Aerzten einerley Gesinnungen hätte, so wäre es ein Hirngespinst, wenn man hoffen wollte, daß eine gute und regelmäßige Behandlungsmethode allgemein eingeführt werde.

Ich kann nicht leugnen, dieser Einwurf enthält so viel Wahres daß ich es unmöglich verkennen kann: allein, die daraus gezogene Folge kann ich ganz unmöglich vor richtig annehmen. Ohngefehr vor hundert Jahren war Sydenham wegen der glücklichen Blatterkuren vor allen andern Aerzten berühmt, und gleichwohl haben seine Methode nur sehr wenige befolget, die meisten hergegen verachtet, weil sie mit ihren Vorurtheilen, die ihnen niemand ausreden konnte, nicht übereinstimmte, ob sie schon die Erfahrung überführte, daß sie in Blatterkuren nicht so glücklich waren, als diejenigen, die nach des Sydenhams Methode verfuhren. Sie hatten ihre Behandlung einmal so und nicht anders gelernet, ihre Väter hatten es eben so gemacht, und sie urtheilten daher, daß sie schlechter

dings in die Fußstapfen ihrer Väter treten müßten. Herrman Boerhave, durch die Noth und das Elend der Menschen zum Mitleid bewegt, lehrte seinen Schülern in seinen Vorlesungen, und der ganzen Welt in seinen Schriften, deren Werth auch die späteste Nachwelt nicht verkennen wird, die Sydenhamische Methode, und empfahl sie allgemein. Aber wie unumschränkt ist die Gewalt der Vorurtheile, die seit undenklichen Zeiten die Herzen der Sterblichen beherrschen. Ueberführt von der Vortreflichkeit der Lehrsäze ihres Lehrers hat zwar ein Theil seiner Schüler dieselben angenommen, darnach kuriret, und sich mitten unter Schmähen und Lästern andrer durch glückliche Kuren berühmt gemacht, andre aber haben sie nur in Schriften gelobt, nie bey der Ausübung befolgt: andre haben das neue und das alte miteinander vermenget, und fast gar keinen Nutzen gestiftet, und noch andre haben aus Furcht vor der Menge der Unerfahrnen und Thoren die Stimme ihres Gewissens unterdrückt, und die alte Methode völlig beybehalten.

Wie haben sich aber die Impfärzte verhalten? Sie waren klüger als beynahe alle Aerzte der Welt; sie haben die Sydenhamische Methode, deren Vortreflichkeit in den natürlichen Blattern sie aus Erfahrung kannten, zum Grunde der Einimpfungskur gelegt, und öffentlich versichert, daß sie die Hauptursache der Vortheile sey, die die Einimpfung bewirkt; auch die natürlichen Blattern haben sie nach dieser Methode behandelt, und auf diese Art eine große Menge Menschen dem Tode entrissen.

Sie haben es aber hierbey nicht bewenden lassen; denn da ihnen die Erfahrung gelehret hatte,

daß die Vortheile bey dieser Behandlung um soviel grösser seyn, je mehr sie selbst erweitert würde, so waren sie auf die Vervollkommung derselben bedacht. Dem Sydenham waren nur wenig Blatterkranke gestorben, weil er sie des Tags zweymal aus dem Bette hatte nehmen lassen, sie aber behielten sie beynahe den ganzen Tag ausser dem Bette, und sie wurden gewahr, daß ihnen noch weit weniger Kranke sturben.

Sydenham war glücklicher als die andern Aerzte gewesen, weil er dafür sorgte, daß in den Krankenstuben immer reine frische Luft seyn mußte, sie verstatteten ihren Kranken den ganzen Tag ausser den Stuben, ausser den Häusern, und Städten in der freyen Luft sich aufzuhalten, und sie hatten die Freude, noch viel glücklicher als Sydenham zu seyn. Da dieser mehr Kranke glücklich durchbrachte als andre Aerzte, wenn er ihnen erlaubte, sich in der Stube ausser dem Bette aufzuhalten; als wenn er dies untersagte; so ließen die Einimpfer ihre Kranken in den Häusern, Städten, Vorstädten und auf dem Felde im freyen herumgehen, und retteten ihrer noch weit mehrere.

Nur wenige folgten dem Beyspiele des Sydenham, die mehresten aber dem Morton, und veränderten, aber nicht auf eine vortheilhafte Art die Methode des ersten, tadelten dieselbe, verschryen sie in ganz Europa, und folgten den Vorschriften der ältern Aerzte. Es war also nichts gewisser zu besorgen, als daß die Sydenhamische Methode immer weniger beybehalten werden würde, und daß derowegen immer von Zeit zu Zeit mehrere an den natürlichen Blattern würden sterben müssen. Welches Mittel gebrauchte aber die Vorsehung, um den bessern Weg den

Aerzten bekannt zu machen? Sie bediente sich der glücklichen Kuren der Impfärzte, um den übrigen Aerzten, die noch dem alten Schlendrian folgten, zu zeigen, daß sie weit weniger Menschen umbringen würden, wenn sie in den natürlichen Blattern eben die Methode erwählten, die die Einimpfer bey den künstlichen beobachten.

Die Vertheidiger der alten Methode dürfen auch nicht fernerhin sagen, daß dasjenige, was in den eingepfropften Blattern gut und löblich ist, deswegen in den natürlichen Blattern nicht eben so gut und heilsam sey. Denn 1) können sie keine Ursache angeben, warum eine zwar auf verschiedene Art hervorgebrachte Krankheit, die aber doch sonst in allem Betracht von der nämlichen Beschaffenheit ist, nicht auf einerley Art behandelt werden solle. 2) Sehen sie, daß die Behandlung der Eingeimpften eben die ist, wodurch Sydenham bey den natürlichen Blattern einen ewigen Ruhm erworben hat, nur mit dem Unterschied, daß sie noch mehr verbessert und erweitert ist. 3) Ist ihnen entweder aus unwidersprechlichen Zeugnissen bekannt, oder es könnte ihnen wenigstens bekannt seyn, daß die Impfärzte selbst nicht nur die natürlichen Blattern nach ihrer Methode behandelt haben, sondern auch durch den glücklichen Erfolg dieser Kuren berühmt worden sind. Wenn sie dahero aufrichtige wahrheitliebende Männer seyn wollen, so müssen sie bekennen, daß die natürlichen Blattern durch die klugen Anstalten der Einimpfer unendlich viel gewonnen haben, und da sie dieselben beständig unter den Händen haben, so werden sie wohl thun, wenn sie diese verbesserte Methode mit Dank annehmen und befolgen.

Vielleicht möchte man aber noch ferner einwenden, daß meine Vorstellungen alle ohne Nutzen wären, und eigentlich nichts damit gesagt sey, weil es nächstens in der ganzen Welt dahin kommen würde, daß die Einimpfung der Blattern allgemein eingeführet, und dadurch die Gelegenheit, die natürlichen Blattern zu bekommen ausgerottet werde, wozu uns schon mehrmals in öffentlichen Schriften die sicherste Hofnung gemacht worden sey.

Ich meines Orts aber versichere, daß dies wohl nie geschehen wird. Und zwar erstlich deswegen: weil, wenn auch alle Menschen in der Welt sich entschlössen, allen neugebohrnen Kindern, allen etwas mehr erwachsenen, und allen jungen, erwachsenen und alten Leuten die Blattern einimpfen zu lassen, dennoch der klügere Theil der Impfärzte unter allen diesen diejenigen absondern würde, denen sie bis hieher die Einimpfung verweigert haben, nemlich die schwächlichen, die mit Würmern oder mit der fallenden Sucht behafteten, ferner diejenigen, die beträchtliche Verstopfungen in den Eingeweiden, Entzündungen, Eyterungen, Scirrhen und Krebsschäden haben, oder zu bekommen besorgen müssen, so wie auch diejenigen, die unreine Säfte haben, oder bey welchen die Ernährung der festen Theile nicht gehörig vor sich geht, die Schwangern, Kindbetterinnen, Säugenden u. dgl. Und diese Subjekte, denen man die Einimpfung aus rechtmäßigen Ursachen versagen wird, werden von den natürlichen Blattern befallen, und mithin selbige immer fortgepflanzet werden.

Zweytens. Die Einimpfung ist noch nicht in allen Stücken zu einem solchen Grade der Vollkommenheit gediehen, daß man erwarten könnte, daß sie in kur-

zer Zeit allgemein werden würde. Es giebt noch Personen, welche nicht zugeben, daß man mit ruhigem Gewissen die Einimpfung der Blattern unternehmen könne; es giebt auch Menschen, die befürchten, daß sie oder die ihrigen vielleicht unter der kleinen Zahl derer wären, die an eingeimpften Blattern sterben. So viel Mühe sich auch die berühmtesten Impfärzte und Gewissensräthe gegeben haben, diesen Zweifel zu heben, so haben sie doch bey vielen Personen ihren Endzweck noch nicht erreichen können: denn wenn man gleich hört, daß wenige, ja äusserst wenige an den eingepfropften Blattern sterben, so denkt doch mancher, er oder die Seinen dürften dieses traurige Schicksal erfahren, und er kann sich dieser Furcht nicht erwehren: sie pflegt zwar dann zu verschwinden, wenn man unzählige glückliche Kuren vernimmt, lebt aber sogleich wieder auf, wenn ein oder ein paar unglückliche Fälle sich zutragen: und der Ruhm der Einimpfung ist daher in einem Jahre bis an den Himmel erhoben worden, im andern aber dagegen wieder tief herabgesunken. Die Beyspiele der Monarchen, Fürsten und Großen besänftigen zwar diejenigen, die sich noch ein Gewissen darüber machen, und richten die, die sich vor dem Tode fürchten, auf; allein sie lassen sich sogleich wieder von der Einimpfung abschrecken, wenn einige wenige an den Folgen derselben sterben, oder einen Fehler nach den Blattern behalten, oder in der Folge eine schleichende Krankheit bekommen. Ich lasse mich gegenwärtig nicht darauf ein, zu untersuchen, ob sie recht oder unrecht haben, ob sie gut oder schlecht handeln, ich will damit nur so viel beweisen, daß so lange es mit der Einimpfung so beschaffen bleiben wird, so lange werden sich viele dafür fürchten, und eine Menge Menschen übrig bleiben, die die natürlichen Blattern bekommen können. Rechnet man nun

noch diejenigen darzu, die kluge Impfärzte mit Recht von der Einimpfung ausschliessen, deren, wie wir oben gesehen haben, eine sehr große Zahl sind, so werden die natürlichen Blattern ganz zuverläßig den größten Theil der Menschen befallen müssen: und das zwar um destomehr, und geschwinder, je mehr die Einimpfung sich allenthalben weiter ausbreiten wird. Denn dies bezeugen diejenigen, welche darauf acht gehabt haben; man beklaget sich allgemein darüber, und man ersiehet es aus den Sterbregistern volkreicher Städte, und die Aufrichtigern unter den Impfärzten, die zwar Reichthum dadurch erwarben, und ihre Kunst in Ansehen und Ehren hätten zu erhalten suchen sollen, haben es gleichwohl offenherzig zugestanden: es ist dahero nichts gewisser, als daß die natürlichen Blattern desto häufiger herumgehen, je mehr Personen sich diese Krankheit immerzu einpfropfen lassen: hier hilft auch keine Vorsicht, die Operation mag in abgelegenen einzelnen Häusern oder auf einem entfernten Landgute angestellet werden, so gehen doch aus den Städten und Dörfern Menschen dahin, und von dar wieder zurück, die ihre Pflicht nöthiget unter andern Leuten zu erscheinen, z B Aerzte, Wundärzte, Apotheker, Seelsorger, Verwandte, Wäscherinnen, Becker, Fleischer, u. d. gl. und diese bringen das ansteckende Gift in ihren Kleidern und auf andere Art unter mehrere Personen.

Da also die natürlichen Blattern jederzeit bald mehr bald weniger häufig seyn werden, so müssen wir unsre Absicht einzig darauf richten, wie wir sie erleidlicher zu machen und so zu behandeln suchen wollen, daß immer weniger Menschen daran sterben.

Ich habe oben bereits gesagt, daß die berühmtesten Aerzte sich schon längst bemühet haben, den eben

angegebenen Endzweck zu erreichen, aber die Vorurtheile des gemeinen Mannes, die vorgefaßten widrigen Meynungen der Aerzte, und irrige Grundsätze, die man in andern Krankheiten angenommen hat, haben diese Bemühungen beynahe ganz vereitelt und unterdrückt.

Man hatte nemlich bey der Behandlung der Pest und der andern Hautkrankheiten das falsche Vorurtheil, daß man das Gift von den innern Theilen nach der Oberfläche der Haut heraustreiben, und den Kranken derohalben recht warm halten, und mit hitzigen Arzeneyen anfüllen müsse: folglich soll man sich vor abführenden Mitteln, vor Klystiren und Aderlassen hüten, lediglich schweißtreibende Arzeneyen verordnen, die das Gift vom Herzen wegtrieben, und gleichsam in der Haut festsetzen; und weil die heiße Luft zum Schwitzen dienlich wäre, eine gemäßigte und kühle hingegen dasselbe verhinderte, so müßte man den Kranken beständig in heisser, nie erfrischter Luft stecken lassen, und weder die Betten machen, noch die Wäsche mit reiner verwechseln lassen, bis die Krankheit völlig geheilt sey.

Dies ist wirklich der wahre Grund, warum die Pest, die Blattern, die Masern, die Scharlachfieber u. d. gl. zu allen Zeiten so schrecklich viel Menschen hingeraffet haben, wenn sie nicht ihrer Natur nach gutartig waren, wie ich in meinen angeführten Schriften weitläuftig gezeiget habe. Thomas Sydenham hat sich zwar nicht allein in England, sondern auch in der ganzen Welt einen unsterblichen Ruhm erworben, daß er die Behandlung der hitzigen Hautkrankheiten aufgekläret und verbessert hat, aber die alten Vorurtheile haben bey den meisten Aerzten zu tief

Wurzel gefaßt, so daß er in der That mehr Bewunderer, als Nachahmer fand; denn nur sehr wenige ausser dem Boerhaave, befolgten seine Lehren unverändert und ohne Einschränkung. Die Sydenhamischen Lehren trugen zwar darzu bey, die ältere Behandlungsart der Blattern bey denjenigen Aerzten, die über ihre unglücklichen Kuren vor Schreck nachdachten, und die glücklichen Erfolge dieses grossen Mannes bewunderten, zu verbessern; sie fiengen daher an, Klystire setzen zu lassen, anstatt daß sie es vorher vor eine Todsünde gehalten hatten, den Blatterkranken offenen Leib zu verschaffen; sie waren ferner in Darreichung der schweißtreibenden Mittel behutsamer, gaben sie nicht so stark, nicht in solcher Menge mehr, vermischten Säuren und Salpeter damit, und ließen zum wenigsten mitunter etwas frische Luft in die Krankenstuben hinein; allein ausserordentlich wenige Aerzte nahmen die Sydenhamische Methode ganz und unverändert an, und auch nicht einmal nachhero befolgten sie dieselbe, als Boerhaave ihre Vortreflichkeit immer mehr und mehr gezeigt, durch Beyspiele erwiesen, und mit den größten Lobeserhebungen allgemein empfohlen hatte.

Jetzo aber haben wir weit mehr Hofnung, diese vernünftigere und heilsamere Methode einzuführen. Denn um eben die Zeit, da Boerhaave sich alle nur mögliche Mühe gab, das Ansehn des Sydenham aufrecht zu erhalten, wurde das Einimpfen der Blattern aus Asien und der europäischen Türkey nach England gebracht und daselbst eingeführt; es hatte zwar anfangs hier keinen sonderlichen Fortgang und kam nachhero viel Jahre lang beynahe ganz wieder aus der Mode; endlich aber wurde es durch die zu Boston damit gemachten Versuche wieder empor gebracht,

und in ganz England, und fast in ganz Europa eingeführet.

Weil die durch die Einimpfung hervorgebrachten Blattern beynahe nicht mehr eine Krankheit, sondern sehr leicht und bequem zu überstehen waren, sehr wenige daran sturben, und eben so wenig einen Fehler nach der Einimpfung behielten, so fand diese Operation viel Beyfall. Nun aber haben die aufrichtigsten unter den Impfärzten und Freunden der Einimpfung selbst gestanden, daß das große Glück mehrentheils der Behandlung nach Sydenhams Methode zuzuschreiben sey: und das hat denn die gute Wirkung gehabt, daß nach und nach mehrere Aerzte, und auch solche, die Feinde der Einimpfung waren, diese Methode bey der Kur der natürlichen Blattern, zum Theil nur in einigen, zum Theil in mehreren, oder in den meisten Stücken befolgten, und sich freueten, daß sie nicht mehr so unglücklich mit ihren Kranken waren, als vormals, ob sie schon nicht so viel Glück hatten, als die Impfärzte. Würden sie aber nicht eben die Stufe des Glücks haben erreichen können, wenn sie die natürlichen Blattern eben so behandelt hätten, wie die eingepfropften? Die berühmtesten Einimpfer versichern, daß sie viele, um die es äusserst mißlich zu stehen schien, glücklich durchgebracht haben, wenn sie die natürlichen Blattern genau so wie die eingeimpften behandelten, nur daß sie keine Blattermaterie, wie bey der wirklichen Einpfropfung, darzu nahmen.

Ich glaube dahero, ich werde etwas sehr nützliches stiften, wenn ich die ganze Einimpfungsmethode so beschreibe, wie sie mit dem glücklichsten Er-

folge bey den natürlichen Blattern nachgemacht worden ist. Sollte diese meine Abhandlung den Beyfall gelehrter Männer erlangen, so will ich dafür sorgen, daß sie ins Deutsche übersetzt werde, damit die Wundärzte und Bader, die Hausväter und Hausmütter, und selbst die Landleute, die von aller Hülfe entblößt und ganz verlassen sind, diese glückliche Kurmethode lernen, und sich derselben bedienen können.

Zweytes Kapitel.

Wie man die natürlichen Blattern behandeln muß, wenn man eben so glücklich, als bey den eingeimpften seyn will.

Von der Ansteckung überhaupt.

Um jene Behandlungsart deutlich aus einander gesetzt vortragen zu können, muß ich erstlich die Ansteckung selbst und die Natur derselben untersuchen, ferner zeigen, was sie in jedem Zeitraum der Blatterkrankheit vor Folgen hat, und endlich Anleitung geben, was man bey der Aeusserung einer jeden von diesen Wirkungen zu thun habe. Ich werde von jedem Zeitraum der Blatterkrankheit in einem besondern Kapitel handeln.

Die Ansteckung oder das Blattergift nennt man jenes unsichtbare feine Wesen, welches von einer an den Blattern darnieder liegenden Person, der dieselbe umgebenden Luft und insbesondere ihrem Dunstkreise mitgetheilet wird, dem Körper eines andern Menschen sich nähert, mit seinen Säften genau vermischet, selbige verändert, in Bewegung setzt und verdirbt: auch den Körper nicht eher wieder verläßt, als bis es an mehr oder weniger Orten der Oberfläche der Haut mehr oder weniger Blattern hervorgebracht hat, (welches der gewöhnlichste Fall ist,) oder bis es, ohne Blattern zu machen, durch andre Ausleerungen, durch Schweiße, durch den Urin, durch den Stuhlgang, oder durch diese oder jene Art von Blutflüssen, oder durch Eytergeschwüre wieder aus dem Körper gehet und

verschwindet, (dieser Fall ist seltner, als der erste.)

Ein Mensch, der die Blattern noch nicht gehabt hat, kann dieses ansteckende Gift entweder annehmen oder nicht einsaugen; es kann auf ihn und in ihm wirken oder nicht: wer aber die Blattern bereits gehabt hat, auf den kann es nicht leicht Wirksamkeit aufs neue äussern. Es ist zuverläßig gewiß, daß eine ziemliche Anzahl solcher Personen, die die Blattern noch nicht gehabt haben, vom Blattergifte nicht angesteckt werden, vermuthlich weil ihr Körper zur Annehmung desselben noch nicht geschickt zu seyn scheint.

Die Impfärzte haben diese Bemerkung gar oft, und sogar bey Personen gemacht, denen sie die Blattern mehr als einmal eingepfropft hatten; Aerzte, die lange prakticirt haben, wissen dies aus Erfahrungen, und ich selbst habe auch gesehen, daß, wenn ein oder mehrere Kinder in einem Hause an den Blattern lagen, eins oder mehrere, die doch mit ihnen umgiengen, nicht davon befallen wurden, sondern sie entweder nach einem oder mehreren Jahren, oder manche auch wohl niemals bekamen. Ich kenne Menschen, die vielleicht hundertmal in der Gefahr gewesen waren, angesteckt zu werden, und dennoch erst im siebzigsten oder achtzigsten Jahre diese Krankheit bekamen; manche von diesen überstunden sie glücklich, manche mußten aber auch daran sterben.

Mithin ist der Mensch nicht zu jeder Zeit seines Lebens geschickt, das Blattergift aufzunehmen, und davon angesteckt zu werden, ja bisweilen ist sein Körper nie hierzu bequem. Es hat sogar das Ansehen, als ob zu dieser Ansteckung ausser dem dazu geschickt oder

nicht geschickt seyn, noch ganz andre Umstände, als man gemeiniglich glaubt, erforderlich wären: um diese gehörig zu entwickeln, muß ich schlechterdings eine Ausschweifung machen, und durch die bey andern Giften vorkommenden Erscheinungen und erfolgenden Wirkungen, die Erscheinungen und Wirkungen des Blattergiftes zu erläutern suchen.

Es giebt ziemlich viel Gifte, die nicht anders schaden, als wenn sie sich mit dem Blute vermischen. Man kann hierüber die Abhandlung *) des Franz Rhedi, eines Edelmanns aus Areto lesen, der besonders aufgelegt war, richtige Versuche zu machen. Er hatte wahrgenommen, daß die jungen Hüner und Tauben, die am Otterbisse gestorben waren, von Menschen ohne Schaden der Gesundheit gegessen wurden: daß die Hunde und Zibetkatzen das Vipernfleisch so gar fraßen, ohne daß es ihnen das mindeste schadete; es fiel dahero ihm und den andern Gelehrten, die nebst ihm den Auftrag hatten, Versuche zu machen, der Gedanke ein, ob nicht der eigentliche Sitz des Vipergiftes in der Galle dieser Thiere sey. Man bestimmte also einen Tag, an welchen die Gelehrten darüber ihre Meynungen vorbringen und sich untereinander widerlegen sollten.

Dieser gelehrte Streit wurde an einem öffentlichen Orte gehalten, und man brachte von allen Seiten vieles noch ungewisser vor: „in einem Winkel dieses öffentlichen Hörsaales stund, fährt Rhedi fort, ein gewisser Rattenfänger Jakob Sozzi, ein Mann der mit den alten Marsern und Psyllern zu vergleichen war: dieser konnte sich, bey der Anhörung jenes gelehrten

*) Franc. Rhedi Observationes de viperis.

Streites, kaum des Lachens enthalten; er langte eine Nattergalle hervor, worinnen das Gift nach ihren Gedanken stecken sollte, mischte sie mit einem Schlückgen kalten Wasser, und trank es mit unerschrocknem Muthe aus.„

Rhedi muthmaßte aber, dieser Mensch möchte vorher ein Gegengift genommen haben, und er steckte also nicht nur jungen Hühnern und Hunden wirkliche Viperngallen in das Maul hinein, sondern er spritzte sie auch durch einige in dieser Absicht gemachte Wunden in die Blutadern anderer Thiere, die man zu diesen Versuchen gewählt hatte; allein war Jakob Sozzi zu ihrem Erstaunen gesund geblieben, so blieben auch diese Thiere völlig gesund und wohl.

Endlich offenbarte Sozzi den streitenden Gelehrten die ganze Sache. Im Grunde oder auf dem Boden derjenigen zwey Scheiden oder Höhlen, worinnen die Vipern ihre Zähne liegen haben, befindet sich eine gewisse Feuchtigkeit, die an Farbe und Geschmack dem süssen Mandelöhle vollkommen ähnlich ist. Wenn nun die Vipern stechen wollen so bringen sie ihre Zähne aus der Scheide, und drücken diese Feuchtigkeit aus. Und diese ist eigentlich der Sitz des Giftes; sie tödtet Menschen und Vieh plötzlich, aber nicht allemal: denn es kommt alles auf die Art an, wie sie angebracht wird: und es ist möglich, daß sie ohne Schaden einen Körper berühren kann. Bosmann erzählt in der Beschreibung von Guinea Ep 17. eine Geschichte von einem Maurer, dem eine Schlange, welche, um nicht beissen zu können, ganz mit Steinen bedeckt, am Kopfe aber frey war, die Feuchtigkeit und den Geifer aus ihrem Maule mit größter Heftigkeit in die Augen sprützte; die Gewalt, womit sie dieses Gift in die Augen dieses Menschen gebracht

hatte, that zwar die Wirkung, daß er drey Tage lang eine Schwäche der Augen bemerkte, nachher aber waren diese Theile so helle, als vorhin, und er konnte vollkommen gut damit sehen.

Auch sogar dann, wenn diese Feuchtigkeit, oder dieser Schaum in den Mund eines Menschen oder Thieres kommt, und verschlucket wird, ist sie unschädlich. Ein Jäger versicherte dieses jedermann zur größten Verwunderung, und trank, um zu zeigen, daß seine Behauptung wirklich wahr wäre, eben diese Feuchtigkeit nebst dem Schaume zum Schrecken aller mit Wasser vermischt, und die Schlange war dabey, um recht böse zu werden, mit Ruthen gepeitschet worden, und sprudelte diese Feuchtigkeit zum Schlunde heraus. Man gab sie gleichfalls einer Ente und einem Bocke zu saufen, aber weder bey diesem noch bey jenem Thiere merkte man nur die mindeste Spur von einer Krankheit.

Dadurch entdeckte man also das ganze Geheimniß. Wenn man die Hühner, Hähne und wohl hundert andre grössere und kleinere Thiere verwundete, und in die Wunde nur den hundertsten Theil eines Tropfens von dieser Feuchtigkeit hineinthat, so mußten die meisten innerhalb vier Stunden sterben, und sogar der größte Ochse konnte der tödtlichen Wirkung dieses Gifts nicht widerstehen. Wie sonderbar ist dies nicht! Mir fiel dabey von ohngefehr die Geschichte der Cleopatra ein, und Rhedi selbst ist der Meynung, daß Dion die Art des Todes dieser Königin richtiger, als alle übrige Schriftsteller, beschrieben habe; sie hätte sich nemlich, behauptet Rhedi, um dem Ueberwinder Augustus nicht in die Hände zu fallen, verwundet, und in die Wunde Gift getröpfelt: und er schliesset daraus, daß das Geheimniß des Jakob

Sozzi der Welt längst zuvor bekannt gewesen sey. Noch mehr, die Geschichte der Psyller, eines Volks in Afrika, deren Redi bey Gelegenheit dieses Vipernfängers erwähnet, beweiset, daß dieses Geheimniß vorlängst entdecket gewesen ist. Man lese hierüber den Geschichtschreiber Plinius B. 28. Kap. 3. den Plutarch in der Lebensbeschreibung des Cato von Utica, den Sueton § 17. in der Lebensbeschreibung des Augustus, und den C. A. Celsus, B. 5. Kap. 27. §. 3. nach: der letztere Schriftsteller trägt das ganze Geheimniß in folgenden zierlichen Worten vor: „Auch die sogenannten Psyller können sich wahrhaftig keiner vorzüglichen Wissenschaft rühmen, sondern ihre Kunst ist Verwegenheit, die sich durch die Erfahrung bestätiget. Denn das Schlangengift sowohl, als die Gifte einiger andern wilden Thiere, die die Gallier vornehmlich gebrauchen, schaden auf der Zunge, wenn man sie kostet, nicht, sondern nur dann, wenn sie in eine Wunde hineinkommen. Man kann dahero sogar die Schlangen sicher essen, ihr Stich aber ist tödtlich, und wenn diese Thiere betäubet sind, wohin es die Marktschreyer durch gewisse Mittel zu bringen wissen, und man stecket ihnen den Finger in das Maul, so schadet auch ihr Speichel nicht, wenn nur der Finger keine Wunden hat. Wer also nach der Gewohnheit der Psyller die Wunde aussauget, ist vor aller Gefahr sicher, und wird hierdurch den Verwundeten retten. Jedoch muß er vorher genau acht haben, ob er etwa am Zahnfleische oder sonst in den innern Theilen des Gaumens und des Mundes wund sey.„ Galen drückt sich darüber beynahe eben so aus. Und schon dem Cato, der die geschlagene Armee des Pompejus zurückführte, war es bekannt, daß zwar der Schlangenbiß schädlich wäre, die Wasser aber, die die Soldaten trinken, von diesen Thieren nicht verunreiniget würden.

Celsus erzehlt uns, wie die angeführte Stelle erweißt, daß die Gallier vergiftete Pfeile gehabt hätten; eben solcher bedienten sich auch die Bantamenser gegen die Holländer, und anfangs mußten diejenigen, die damit verwundet worden waren, sterben: nachhero aber lernte man von einem gewissen Thiere, welches, wenn es mit einem solchen Pfeile verwundet worden ist, sogleich ein gewisses Kraut, das man in Indien Mungos nennet, suchet, die Wunde daran reibt, und es künstlich so einzurichten weis, daß das Gift daran hangen bleibt, und das Blut nicht anstecket, der Gefahr des Todes nach dieser Vergiftung auszuweichen: man lese hierüber die Reisebeschreibungen eines Barleus und Montanus nach. Rhedi kaufte dergleichen Pfeile von den Holländern, zog das Gift aus den Spitzen derselben mit Wein aus, und goß diesen Wein vielen Thieren in das Maul, ohne zu spüren, daß es ihnen was geschadet hätte: wenn er aber Thiere verwundete, und in die Wunde dergleichen Wein hineingoß, mußten sie alle davon sterben.

* Wer von dem Viperngifte mehrere Kenntnisse zu erlangen wünscht, lese des gelehrten Arzts, Richard Mead mechanische Erklärung der Gifte, Abh. 1. von der Viper nach, und betrachte das diesem Buche beygefügte Kupfer, von der Zergliederung der Viper, wodurch der ganze Mechanismus sinnlich gemacht wird, wie die Absonderung des Saftes aus den Blutadern in der runden Drüse in eine kleine Blase, und der Einfluß desselben durch den mit vielen kleinen Höhlen durchlöcherten Zahn in die Wunde, welche die Viper vorher gebissen hat, erfolget.

Rhedi machte dadurch, daß er seine Versuche so weit trieb, viel sehr nützliche Entdeckungen, und er brachte es dahin, daß er alles, was er von den Giften behauptet, beweisen konnte. Diejenigen Thiere, welche einen starken Blutfluß aus der vergifteten Wunde hatten, starben der Erfahrungen dieses Gelehrten zufolge, von einem schlechterdings und seiner Natur nach tödtlichen Gifte nicht; er zog daraus den richtigen Schluß, daß das Aussaugen des Blutes, das Schröpfen der Wunde, und die Blutigel bey vergifteten Wunden von ausserordentlichem Nutzen wären, weil dadurch eine Menge Blut, und mit selbigem das Gift aus der Wunde, herausgezogen würde.

Der Tabak, den fast die ganze Welt vor ein Labsal hält, kann vortreflich zur Bestätigung dieser Wahrheit angewendet werden: ganze Völker schätzen das Tabakrauchen vor ihr größtes Vergnügen, und vergessen alle ihre Noth und Sorge, wenn sie Tabak rauchen. Und wie viel Güte thun sich nicht fast alle Nationen in Europa mit dem Schnupftobak? Wie sehr reiniget er die mit Pestdünsten geschwängerte Luft? Was vor ein herrliches Mittel ist der gekochte Tobak oder vielmehr der Tobaksrauch in der Darmgicht, wenn man Klystire davon macht? Ich habe gesehen, daß man auf die Melonen viel Schnupftabak streuet, um ihren Geschmack zu erhöhn. Die Krätze bey Menschen und Vieh heilet nichts sicherer und zuverläßiger als ein Aufguß von Tabak.

Indessen giebt es doch kein wirksameres Gift als das Tabaksöhl, und Rhedi hat damit Versuche gemacht, und gefunden, daß die meisten Thiere, und die Viper selbst, wenn man einen Tropfen Tabaksöhl in eine ihnen gemachte Wunde gießt, sterben mußten.

Man lese hiervon Rhedis Abhandlung von den Versuchen mit natürlichen Dingen, besonders indianischen Gewächsen, und Theodor Schoons Beschreibung des Tabaks, S. 400. nach. *)

Ich kehre nach dieser Ausschweifung wieder zur Hauptsache zurück. Ein Mensch kann also das Blattergift mit dem Munde und in die Nase einsaugen, und es kann ihm doch nichts schaden, noch in ihm wirken, wenn die innerliche Oberfläche der Lungen und die ganze Fläche des Mundes, Schlundes, Magens und der Gedärme, entweder mit einem gelinden natürlichen, oder mit einem dicken widernatürlichen Schleime überzogen ist, und die Spitzen der Einsaugungsgefässe mehr oder weniger verstopft sind: denn in dem Falle gehet das in Schleim eingewickelte Gift endlich durch diejenigen Wege aus dem Körper, wodurch der Auswurf aus den Lungen und der Unrath aus den Gedärmen abgesondert und ausgeführet zu werden pfleget. Daß aber dieses Miasm selten von den einsaugenden Gefäßen der Lungen und vielmehr von den Gefäßen dieser Art des Magens mit dem Blute sich vermische, zeigt die Beklemmung in der Herzgrube, der Ekel und das Erbrechen, womit der Kran-

*) Rhedi bemerkt, die Marser, welche meist neapolitanische Unterthanen sind, kämen den alten Psyllern gleich. Virgil Aeneid. VII. Silius Italicus B. 8. Titus Livius, im marsischen Kriege, erwähnen der Marser, als eines Volks, das berühmt war, die Wirkung der Gifte zu hemmen. Die Dichter und einige andre Schriftsteller, welche das Natürliche in den Kuren bey der Völker nicht einsahen, haben sich kein Bedenken gemacht, die Künste derselben der Zauberey zuzuschreiben.

ke mehrentheils vom Anfange der Krankheit bis zum völligen Ausbruche der Blattern geplagt ist, mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit an: und andere Gifte bekräftigen es. *) Ich habe durch die überzeugendsten

*) Wer in der Geschichte der Gifte nicht sonderlich bewandert ist, wird dem ersten Anscheine nach glauben, ich habe mich gewaltig geirret, daß ich den einsaugenden Gefäßen der ersten Wege vorher die Kraft, das Gift einzusaugen und das Blut anzustecken, absprechе, und doch nun beylege. Man muß aber bemerken, daß ich nur deswegen anderer Gifte hierbey Erwähnung gethan habe, weil ich zeigen wollte, wie es möglich wäre, daß manche davon angestecket worden, und andre nicht, nicht aber in der Absicht, um zu behaupten, daß die Natur und Wirkung aller Gifte in allem Betracht völlig einerley sey. Nein, sondern so wie es eine unzählige Menge von Giften giebt, so ist auch die Art, wie sie wirken, unendlich verschieden. Wiewohl ihrer schon zuviel bekannt sind, so kennen doch die meisten Europäer nur die wenigsten, die Amerikaner aber, und besonders die Afrikaner kennen ihrer nur sehr viel, und kennen sie sehr gut, wovon uns die von ihnen erkauften Sklaven oft Nachrichten gegeben haben. Bey ihnen ist es nichts unbekanntes, Gifte dem Menschen so beyzubringen, daß sie erst nach einer gewissen Zeit wirken, und sie pflegen sich derselben öfters zu bedienen, wenn einer den andern gern aus der Welt schaffen, oder sich an jemand rächen will, und sie wissen diese ihre Kunst so geheimnißvoll einzurichten, daß diejenigen, die vergiftet werden sollen, sich durch keine menschliche Vorsicht und Klugheit dafür zu retten vermögend sind. Doch wir wollen lieber uns nicht deutlicher herauslassen, sondern vielmehr dem weisen Boerhaave nachahmen, welcher in seinem Handbuche § 1145. zwar nothwendig einiger Gifte Erwähnung

Versuche Th. 2. meiner Kurmethode erwiesen, daß das Bleygift denen Bergleuten nichts schadet, wenn sie mit vollem Magen arbeiten. Sylvius de la Boe, ein Schriftsteller, der dreymal die Pest erlebt hat, versichert uns sogar, selbst das Pestgift sey nicht so wirksam, wenn der Magen mit Brod und Eßig dafür verwahret ist. S. dessen Abhandlung von der Pest.

Man wird mir aber hierwider vielleicht Einwendungen machen, und mich fragen, warum, wenn dem also ist, denn bey denenjenigen, denen man das Blattergift eingepfropft und mit den Säften vermischt hat, oft keine Blattern entstehen, ja nicht einmal sonst etwas widriges sich zuträgt?

Die erzählte Geschichte der Gifte scheinet ja zu beweisen, daß niemand, dem die Blattern eingeimpft worden sind, davon frey seyn könne, man müßte denn annehmen, es gäbe Blattern, in deren Eiter die Kraft des Giftes so eingeschränkt wäre, daß es, wenn man es andern einpfropft, nicht im Stande wäre, Blattern zu erzeugen.

Ich kann diese Erklärungsart, warum Personen, denen man die Blattern eingeimpft hat, selbige nicht

thun mußte, aber mitten in der Abhandlung davon abbricht, und mit den Worten schließt: „und dergleichen, doch ist es besser, sie mit Stillschweigen zu übergehen.“ Von diesen teufelischen Geheimnissen haben die Reisenden zuweilen nur sehr wenig, mehr aber die Mißionarien von allen Religionen, welche in diesen Ländern viele Heiden zur christlichen Religion bekehret, und sich ihr Vertrauen erworben hatten, erfahren können.

bekommen sollen, nicht unterschreiben: denn warum sollte ich denn ein Gift schwach und unwirksam nennen, welches doch bey andern, die zu eben der Zeit und in einer Stube liegen, eine große Menge von Blattern macht?

Ferner sollte wohl dieses Miasm keine Blattern erzeugen, wenn es in das Eyter einer reifen oder in die wässerige und scharfe Feuchtigkeit einer nur entstehenden Blatter dergestalt eingewickelt wäre, daß es von der kleinsten Spitze des mit einem Scalpell verwundeten kleinen Gefäßes nicht eingesogen werden könnte, und dargegen bey andern Eingeimpften von der Spitze eines grössern verwundeten Gefässes leicht eingesogen würde? Sind vielleicht bey einigen am Arme an dem Orte wo die Einimpfung geschiehet, die Einsaugungsgefässe wegen Ermangelung der Ausdünstung, unwirksam, trocken und zusammengefallen? Ließ etwa die Lancette oder die Nadel, die vom Gifte angesteckt ist, ihr Gift an den abgetrennten Rändern der äussern Haut hangen, und ist es von der ausfliessenden Lymphe oder von einem Tröpfgen Blut von da abgewaschen worden? Hat etwa die grössere Menge der aus der gemachten Wunde gelaufenen Feuchtigkeiten das Gift mit sich hinweggenommen? Wer mit Aufmerksamkeit die obigen Erzählungen von den Wirkungen der Gifte gelesen hat, wird beobachtet haben, daß dasselbe durch vielen Blutverlust von den Spitzen vieler tausend Gefässe, woran es sich bey grossen Wunden hängen konnte, dergestalt abgespület worden ist, daß Thiere, die ausserdem gewiß hätten sterben müssen, dem Tode entgangen sind; und es ist daher wohl sehr wahrscheinlich, daß dieses viel leichter in dem Falle geschehen könne, wenn nur die Haut obenhin aufgeritzet wird, wie beym Einpfropfen des Blattergiftes geschiehet? Ich muß bey dieser Gelegenheit noch

eine Erinnerung machen. Wir lesen sowohl in den Büchern von der Einimpfung als auch in den Schriften von andern Giften, daß öfters an dem Orte, wo das Gift angebracht worden ist, hartnäckige und unheilbare Geschwüre entstehen, deren Bösartigkeit gar nicht oder doch nicht leicht dem Blute mitgetheilt wird, sondern blos da, wo sie einmal sind, schreckliche Verwüstungen der festen Theile anrichten. Aus diesen muß man, ehe die Geschwüre weiter um sich fressen, das Gift durch Blutigel, blinde Schröpfköpfe, oder durch Schröpfen selbst ausziehn. Robert, Herzog der Normandie, ist ein unwidersprechliches Beyspiel hiervon: dieser war in einem Feldzuge wider die Ungläubigen, um das heilige Land wieder zu erobern, mit einem vergifteten Pfeile in den Arm verwundet worden, und diese Verletzung gieng in ein unheilbares Geschwüre über. Als er aus Asien zurückkam, fragte er die Aerzte zu Salerno um Rath: diese urtheilten, daß das Geschwür nicht anders zu heilen wäre, als wenn man es aussaugte. Der Herzog glaubte aber, daß derjenige, welcher ihm das Gift aus der Wunde saugte, würde sterben müssen, und schlug die Kur aus. Seine Gemahlin Sybilla aber, eine vortrefliche und tugendhafte Dame, die in der That ein besseres Schicksal verdiente, als daß sie kurz darauf mit Gifte umgebracht wurde, saugte an dem Geschwüre ihres Gemahls, als er schlief, so lange, bis es heilte, und es schadete ihr an der Gesundheit nicht das mindeste. S. Freinds Hist. med. S. 285.

*) Kann man wohl, nach Maaßgebung dieser vom Gifte der Blattern, und von andern Giften angegebnen Umständen, mit Gewisheit behaupten, daß derjenige, der sich die Blattern einmal und öfters hat einimpfen lassen, und sie doch nicht bekommen hat, nachher von der Ansteckung der natürlichen Blattern so gesichert

Nachdem ich nun die Art und Weise, wie die Blattern anstecken beschrieben habe, so fragt es sich, was derjenige zu beobachten habe, von dem man besorget, er sey entweder schon angesteckt, oder werde doch wahrscheinlich in kurzem angesteckt werden? Wenn er sich wohl befindet, und kein einziger Umstand eine kränkliche Beschaffenheit seines Körpers

sey, als man ihm gemeiniglich zu versprechen pflegt? Diese Behauptung widerlegen eine ziemliche Anzahl Personen, die die natürlichen Blattern bekommen haben, nachdem sie sich selbige mehr als einmal vergeblich hatten einpfropfen lassen, zur Gnüge, und man kann daran um so weniger zweifeln, seitdem man mit Zuverläßigkeit weis, daß die Marquisin de Boufflers und der Sohn des Grafen von Noailles die natürlichen Blattern nachher bekommen haben. Der berühmte Impfarzt Gatti, der der Marquisin viel Jahre zuvor die Blattern selbst eingeimpft hatte, mußte selbst zugeben, daß dieses die wahren Blattern wären. Man lieset mehrere dergleichen Geschichten in den öffentlichen Nachrichten. Die Abhandlungen der Harlemer Gesellschaft der Wissenschaften enthalten einige Fälle, die nothwendig hier angeführt werden müssen. Th. 4. v. S. 90 bis 132. wird ein Fall erzählt, wo nach der Einimpfung keine Blattern zum Vorschein kamen, da doch die Operation mit aller möglichen Genauigkeit und Ordnung geschehen war: Th. 6. von S. 448 bis 450. ist diese Geschichte wiederhohlt und erläutert: aber Th. 8. Abth. 2. v. S. 260 bis 265. werden die natürlichen Blattern beschrieben, welche eben dieses Mädgen nach ihrer Verheyrathung, als sie ihrem Manne in den natürlichen Blattern unerschrocken beystand, eilftehalb Jahr nach der Einimpfung bekommen hat. Ihr Vater, ein großer Verehrer der Physik und berühmter Rechtsgelehrter, der zwar vor

verräth, so möchte ihm wohl nichts bessers und sicheres zu rathen seyn, als eine Aderlaß. Denn wiewohl selbige bey der Einimpfungsmethode nicht üblich ist, so weis ich doch aus vieljähriger Erfahrung, daß sie in natürlichen Blattern von herrlichem Nutzen sey. Nachhero gebe man ihm ein abführendes Mittel aus Tamarinden, Cassia, Manna, vitriolisirten Weinstein, Seignettesalz oder drey bis vier Unzen vom Wiener Tränkgen. Man lasse ihn in einer reinen und frischen Luft herumgehen leichte Speisen mäßig genieſſen, mehr verdünnende als reitzende Getränke trinken, und sich mit guten Freunden unterhalten; man verschaffe ihm in seiner Schlafstube reine, heitere Luft, man lasse ihn Abends zeitig zu Bette gehen, und alle heftige Gemüthsbewegungen und Ermüdung des Körpers vermeiden, bis entweder die Furcht vor den Blattern vorüber ist, oder die Blattern wirklich ausbrechen. Wenn uns aber einige Zufälle, z. B. Müdigkeit in den Lenden, Kopfschmerz, Kälte, Hitze, Eckel und Brechen deutlichern Anlaß geben, eine Ansteckung zu vermuthen, so warten wir auf eins von beyden: entweder die Blattern kommen in zwey, drey oder vier Tagen zum Vorschein, welches gemeiniglich der Fall ist, oder das Fieber wird sich, ohne den Blatterausbruch nebst seinen gewöhnlichen Symptomen durch eine andre Entscheidung z. B. durch ein anderes Fieber, oder auch durch den Speichelfluß lösen und endigen. Unter diesen Umständen lasse man den

die Einimpfung sehr, vor die Wahrheit aber doch noch mehr eingenommen war, hat diese Geschichte selbst beschrieben. Ferner stehen in diesen Abhandlungen vier Fälle von natürlichen Blattern, die Personen zum zweytenmale bekommen haben, welche so zuverläßig sind, daß niemand mit Recht etwas davon aussetzen kann.

zur Ader, und wiederhohle diese Operation, je nachdem die Menge, oder die Erhitzung oder Unterdrückung des Bluts es erfodert. Man lasse täglich erweichende Klystire mit Honig und Salpeter setzen, einen Gerstentrank mit Queckenwurzel, Salpeter, Holunderſaft oder Johannisbeerſaft in gröſsrer Menge trinken, früh und Abends laue Fuſsbäder machen, den Kranken eine Stunde lang bis an die Schenkel drinne sitzen; wenn er zärtlicher Natur ist, bedeckt man nach dem Bade die ganzen Fuſssohlen mit Melilotenpflaster, ist er aber etwas stärkerer Natur, so wähle man dazu heftigere rothmachende Mittel. Die Nacht lasse man ihn im Bette, den gröſsten Theil des Tages aber auſser dem Bette zubringen. Man nähre ihn mit Fleischbrühe, die mit einer Säure aus dem Pflanzenreiche vermischt sind, mit Milchspeisen, säuerlichen Gartengewächsen und Obst: und lasse ihm reine veränderte, angefrischte und so gemäſsigte Luft, daſs sie weder zu warm noch zu kalt ist, athmen.

Drittes Kapitel.

Vom zwoten Zeitraum der Blatterkrankheit, oder von der Entzündung.

§. 1.

Nach der Ansteckung folget der Zeitraum, worinnen die Blattern sich entzünden; dieser fängt sich dann an, wenn sich kleine rothe Flecken, die ersten Anfänge der Blattern, zeigen. Bey den Kranken, welche nur einzelne Blattern haben, pflegen diese Flecken den vierten Tag nach der Ansteckung zum Vorscheine zu kommen, bey denjenigen aber, die bösartigere, zusammenfliessende Pocken bekommen, den dritten Tag, oder auch wohl gegen das Ende des zweyten Tages. Wenn die Flecken sich gleich mit dem Zeichen der Ansteckung zeigen, so pflegen die Blattern mehrentheils vor den Kranken schlimmer und gefährlicher, und vor den Arzt beschwerlich zu werden. Auch ist es kein gutes Merkmal, wenn der Ausbruch derselben sich entweder wegen Mangel der Lebenskräfte, welches ein sehr seltner Fall ist, oder wegen Verhinderung des Kreislaufs des Blutes, welches der gewöhnlichste Fall ist, über die gewöhnliche Zeit verspätiget: eine oder ein paar Aderlässe und freyere Luft befördern den Ausbruch, dessen Ausbleiben gefährlich ist.

Die ersten Flecken pflegen auf den Backen, auf den Lippen und am Halse, die folgenden auf der Brust, auf dem Rücken, und am Unterleibe, und die

letzten an den äussern Gliedmassen zum Vorschein zu kommen. Je grösser die Anzahl der Blattern am obern Körper, besonders im Gesichte ist, desto mehr ist meistens auch der Kranke in Lebensgefahr.

In dieser zwoten Epoche pflegen sich viel widrige Zufälle zu äussern, die ihren Grund theils in der Heftigkeit und Bösartigkeit der Krankheit, theils, und zwar vornehmlich, in den Fehlern der Aerzte und der Kranken, oder beyder haben. Das Fieber, welches bey den Patienten, die gutartige Blattern bekommen, nebst allen seinen Symptomen nach dem Ausbruche gelinder zu werden pfleget, dauret öfters fort, oder wird gar heftiger, der Kranke klagt über gewaltige Kopfschmerzen und über großen und unausstehlichen Durst; er fängt an irre zu reden, bekommt Brechen, und einen sehr heftigen Schmerz in den Lenden; alle Glieder thun ihm sehr weh, das Othemholen fällt ihm schwer, und bey allen diesen Umständen erfolget der Ausbruch der Blattern langsamer, oder sie erscheinen in solcher Menge, daß der ganze Körper damit gleichsam bedeckt ist.

Es trägt sich öfters zu, daß die Krankheit den ersten oder zweyten Tag von sehr guter Beschaffenheit zu seyn scheinet, und man viel Hofnung hat, daß der Patient sehr glücklich durchkommen werde; am dritten oder vierten Tage dieser Epoche aber, und in der Folge, werfen eine Menge der bedenklichsten Zufälle alle gute Hofnung über den Haufen. Wenn die Krankheit selbst im höchsten Grad schlimm und bösartig ist, so kommen diese Zufälle von selbst, oft aber rühren sie auch von den angeführten Fehlern des Kranken, oder des Arztes her. Und dann haben nur wenige so viel Kräfte, daß das Uebel nicht entweder höchstgefährlich werden, oder wohl gar der Patient

sein Leben dabey einbüssen sollte. Es ist also sehr dran gelegen, daß die Kranken während dieser Tage in allem Betracht gut behandelt werden.

§. 2.

Hiebey kommt besonders die Luft in Erwägung, welcher ich im vorigen Kapitel nur mit ein paar Worten gedacht habe, von welcher ich aber hier genauer und weitläuftiger reden muß. Schon vor ein und zwanzig Jahren habe ich durch mündliche Vorstellungen, durch Schriften und durch unzählige Beweise dargethan, daß eine gemäßigte und veränderte Luft schlechterdings nöthig sey; ich habe die Wahrheit und Vortreflichkeit derjenigen Regeln, welche Hippokrates, Celsus, Sydenham, Boerhaave, Boyle, Hales, Sgravesand und Muschenbroeck von der Beschaffenheit der Luft gegeben haben, bewiesen. S. Th. 13. Kap. 1. der Kurmethode. Und hieraus folgen von selbst nachstehende Regeln: 1) Das Schlafzimmer der Kranken soll, wie die eignen Worte des Celsus lauten, geraum seyn, wenn man nemlich Gelegenheit hat, ein solches zu wählen, wenn das aber nicht ist, und wenn ein oder mehrere Kranke aus Armuth in einem engen Stübgen liegen müssen, so ist es nöthig, daß man die Vorschriften befolge, die in den folgenden Regeln angegeben werden sollen. Wenn das Schlafzimmer, besonders im Sommer, gegen Mitternacht liegt, daß es die Strahlen der Sonne nicht leicht treffen und erhitzen können, und die Luft dadurch nicht zu sehr verdünnet wird, so ist es am allerbequemsten. Das Haus selbst muß ferner so eine Lage haben, daß gesunde reine Luft dahin gelangen kann, wenn das nicht ist, muß man, wenn es die Umstände verstatten, eine andre Wohnung aussuchen.

Aus diesen Grundsätzen folgt, 1) daß große Krankenhäuser, worinnen so viel Kranke liegen, daß ihre Ausdünstungen die Atmosphäre verunreinigen, und wo also bey aller möglichen Sorgfalt, die Luft nie rein seyn kann, der schlechteste Aufenthalt vor Blatterkranken sind, besonders wenn die Blattern epidemisch herumgehn.

Ist es nicht eine ausgemachte Sache, daß zu Pestzeiten nach Verhältniß in Krankenhäusern mehr Menschen sterben, als in Privatwohnungen, und daß diese Rechnung auch in denjenigen Krankenhäusern, die am besten eingerichtet sind, richtig gefunden wird? S. Th. 14. Abth. 2. der Kurmethode, und Th. 1, Abth. 2. der Fortsetzung derselben.

Es folgt daraus 2) daß es vor den Kranken nicht gut sey, wenn auch in Privathäusern zwey, drey oder mehrere Kranke in einer Stube beysammen liegen. Da sie die giftigen Ausdünstungen von einander einsaugen, einathmen und verschlucken müssen, so sind sie viel kränker, als wenn sie einzeln und von einander abgesondert, liegen.

Es könnte mir jemand, der mehrere Kranke abzuwarten hat, vielleicht einwenden, daß es doch bequemer sey, wenn er sie beysammen hätte. Diese Bequemlichkeit aber kommt nicht in Anschlag, wenn es auf das Wohl der Kranken ankommt. Ich rede hier nicht von äusserst dürftigen Personen, wo diese vorsichtige Einrichtung freylich nicht statt finden kann: sondern ich setze den Fall, es hat jemand eine weitläuftigere Wohnung, er hat mehrere Leute zur Aufwartung, und viel Verwandte, welche die von einander abgesonderten Kranken gut zu bedienen und abzuwarten im Stande sind. Wenn es aber unvermeidlich

ist, daß man mehrere Kranke in einem Zimmer beysammen haben muß, so rücke man wenigstens die Betten so weit es möglich ist, voneinander, damit kein Patient von den Ausdünstungen des andern so grossen Schaden leiden darf.

2) Die Wäsche, welche der Kranke bisher angehabt hat, muß ihm zu Anfange der Krankheit bis aufs Hemde ausgezogen werden, weil sie die Luft verunreiniget, denn es stecket noch Blattergift, Ausdünstung des Kranken oder Schmutz und Unreinigkeit darinnen: hergegen muß die Wäsche, die man ihm anzieht, trocken, rein, weiß und lauwarm seyn, auch so oft sie schmutzig wird, gewechselt werden.

Der gemeine Mann und sogar die meisten Aerzte haben das Vorurtheil, daß das Wechseln mit der Wäsche die Ausdünstung zurück treibe, und den Ausbruch und die Zeitigung der Blattern verhindere, dieses wird aber durch die gegenwärtige Regel aufgehoben. Wenn das weiße Hemde laulicht ist, wenn man während dem Anziehen Fenster und Thüren zumacht, die Bettvorhänge zuzieht, nicht lange damit tändelt, und der Kranke sich dann sogleich wieder unter das Deckbette steckt, so kann ihm nichts von dem, was man davon befürchtet, zustossen, wie ich Th. 13. Kap. 1. der Kurmethode weitläuftiger gezeigt habe.

3) Die Kleider, welche man dem Kranken anzieht, und die Betten womit man ihn zudeckt, müssen leicht und dünne seyn: die schweren Federbetten, die in Deutschland gewöhnlich sind, taugen nichts. Und wenn man sich ordentlich Mühe gäbe, eine rechte gefährliche Methode auszusinnen, so gäbe es in der That keine gefährlichere, weder in hitzigen Krankheiten, noch auch in Blattern, Masern und Scharlachfiebern, als

das Zudecken der Patienten mit schweren Betten, welches leider schon sehr viel Menschen das Leben gekostet hat, weil die rohen Säfte dadurch zur Unzeit in Bewegung gesetzt, zur Unzeit Schweiße hervorgetrieben, und dem Körper diejenigen Säfte geraubet werden, die er doch zur Kochung der rohen Materie so unumgänglich nöthig hat. In dem nur angeführten Kapitel der Kurmethode habe ich erwiesen, daß die Kleidung sowohl, als die Decken der Kranken so beschaffen seyn müssen, daß sie die Kälte abhalten, die Haut in ihrer natürlichen Wärme erhalten, und dadurch die Ausführung der gekochten Materie befördern.

4) Die Stubenthüre muß offen stehen, damit die äussere Luft frey in das Krankenzimmer dringen kann, und wenn das Wetter heiter und gut ist, kann man, nachdem die Bettvorhänge zugezogen worden sind, auch die Fenster aufmachen, um verdorbene Luft auszutreiben, und frische zu verschaffen. Wenn man sich die Mühe nimmt, dieses täglich etlichemal ein paar Minuten lang zu thun, so wird die den Kranken umgebende Luft nicht lange, noch und überhaupt nicht sehr von den Ausdünstungen der Wärter und derer, welche den Kranken besuchen, verunreiniget seyn. So verfährt man bey warmer Witterung, wenn aber die Jahrszeit kalt ist, läßt man alsdann, wenn der Kranke weiße Wäsche anziehen soll, entweder im Kamin oder im Ofen so viel Feuer machen, daß die Stube lau wird, oder man setzt ein Kohlfeuer mit glühenden Kohlen zu diesen Behuf in das Krankenzimmer, und legt Wachholderholz darüber, damit es etwas ausräuchert.

Nur in diesem einzigen Fall ist es erlaubt, das Zimmer eines Blatterkranken zu erwärmen; sonst ist

aber nichts schädlicher, als Tag und Nacht einzuheitzen, wiewohl man in Deutschland glaubt, daß derjenige, der dies nicht thut, ein Menschenmörder sey. Die Luft wird ohnedem durch die Ausdünstungen des Kranken, der Wärter, und des Zuspruchs oft zu warm, und wenn man nun vollends noch einheitzt, so muß sie dem Kranken schädlich seyn, das Ofenfeuer aber ist noch schlimmer als das Kaminfeuer, weil bey jenem vollends alles zu ist, und der heiße Dunstkreis um den Kranken nicht durch frische Luft abgekühlet wird, dahingegen der Kamin mit der äussern Luft eine gewisse Gemeinschaft hat, einen Theil der innern Luft mit fortnimmt, und etwas von der äussern hineinbringt: ungerechnet daß die Stube nach Verhältniß des Feuers auch vom Kaminfeuer nicht so heiß wird, als vom Ofen.

Man kann es wirklich nie genug einprägen, daß die zu heisse Luft in den Krankenstuben eben so ungesund sey, als die stockende: beydes verursachet, daß auch gesunden Personen, die sich lange darinnen verweilen, das Othemholen schwer wird, wie gewiß jeder meiner Leser schon öfters erfahren hat. Den vielfältigen Schaden, welchen heiße und verschlossene Luft verursachet, habe ich bereits in dem angeführten Kapitel meiner Heilungsmethode durch Versuche der größten Naturforscher, die sie an Menschen und Thieren gemacht haben, deutlich erwiesen.

Damit man gewis wisse, ob die Krankenstube weder zu heiß noch zu kalt sey, und man sich also nicht darüber streiten dürfe, so lasse man ein gutes Wetterglas in der Stube aufhängen: wenn das Fahrenheitische zwischen sechzig und drey und sechzig, das Reaumurische aber zwischen dreyzehntehalben und

vierzehn Grad stehet, so ist die Stube gerade recht, und tiefer oder höher ist der Grad der Wärme oder Kälte schädlich. Mit gutem Bedacht gebe ich den Grad, der in Blattern und Masern der rechte ist, bestimmt an, denn der hier in Wien übliche Grad der Wärme in Krankenstuben, da man siebzig Grad am Fahrenheitischen, und siebzehn Grad am Reaumurischen vor den besten hält, ist dem Kranken zu heiß und höchst schädlich.

Dürfen sich wohl die Kranken in den Blattern und zu jeder Zeit der Blattern an die freye Luft wagen? und zwar so, daß sie an offenen Fenstern sitzen, sich in andere Stuben begeben, in geraumen Häusern herumgehn, ja wohl gar sich im Garten und auf den Hof hinunter begeben? Diejenigen, welche von den Vorurtheilen des Pöbels eingenommen sind, zittern bey dieser Frage, und ärgern sich vielleicht, daß sie ein Arzt aufwirft. Ich setze zum voraus, daß sie aus gutem Herzen irren, und dahero ihre Augen gern öfnen werden, wenn man sie mit triftigen Gründen zurechte weiset; ich beantworte daher obige Frage mit Ja. Haben sie denn, mitten unter ihren Vorurtheilen, nicht eben sowohl, als wir, gesehen, wie glücklich die Kinder der Bauern und gemeinsten Leute diese Krankheit überstehen, welche über und über mit Blattern bedeckt, auf die Wiesen laufen, miteinander spielen, und während der ganzen Krankheit so munter sind, daß sie gar nicht unpaß zu seyn scheinen? Wissen sie denn nicht, daß sich diejenigen, denen man das Pockengift durch die Einimpfung beygebracht hat, zu der Zeit, wenn die Blattern stehn, zu ihren Freunden und Bekannten fahren lassen, und sich mit Schwatzen, Scherzen und Spielen die Zeit angenehm vertreiben? Haben sie nicht Geschichten gelesen, die unwidersprechlich wahr sind, daß Leute, die an natürlichen

Blattern so gefährlich darnieder lagen, daß sie dem Tode nahe zu seyn schienen, wenn man sie in die freye Luft und sogar ins freye Feld gebracht hat, aus dem Rachen des Todes gerissen worden sind? Ich will nachher ein neuerliches Beyspiel von dieser Art erzählen: und wiewohl ich gewis bin, daß man mir dagegen einwenden wird, daß doch aber auch verschiedene, mit denen man die Probe gemacht hätte sie während dieses Zeitraums ins Freye zu bringen, bald gestorben wären, und ich dieses in der That nicht ableugnen kann; so frage ich doch hinwiederum, giebt es denn wohl eine so sichere Methode, wie alle mögliche Kranke, einer wie der andre, beym Leben erhalten und gerettet werden können? Besonders wenn die Umstände schon so weit gediehen sind, daß das Ende vor der Thüre zu seyn scheinet? Soll und kann man denn eine Methode deswegen, weil sie bisweilen nicht gelingt, verwerfen, und die vorherige, worbey gleichwohl auch viele sterben, hartnäckig vertheidigen? Wir wollen billiger denken! Wir haben erfahren, und erfahren noch täglich, daß bey der gewöhnlichen Behandlungsart viele Blatterkranke sterben, und viele einen ungesunden Körper behalten, eben sowohl erfahren wir auch, daß beyde unglückliche Fälle bey der Impfmethode sich weit seltner zutragen, lasset uns dahero die letztern willig und gern in allen möglichen Stücken zu unsrer Richtschnur wählen!

§. 3.

Dies mag von der Luft, in Ansehung der Blatterpatienten, genug seyn. Wenn dem allen so ist, wie ich eben gesagt habe, so folget daraus von selbst, daß man den Kranken weder beständig in die Betten stecken, noch auch ihm alle Aufheiterung des Gemüths

und Bewegung des Körpers verbieten darf. Diejenige Methode, die ihr Daseyn dem Vorurtheile zu verdanken hat, befiehlt, daß man die Kranken immer in Betten erhalten, unter schweren Decken gleichsam begraben, des erquickenden Tagelichts berauben, und ihnen die Unterredung mit ihren Freunden und Gespielen, und den Zuspruch derselben, so viel möglich versagen, und sie davon entfernen soll.

Die Kranken bringen eine, zwo bis drey Wochen in diesem Gefängnisse traurig, kleinmüthig, mürrisch, und immer in der Furcht zu, ihre Krankheit dürfte wohl am Ende so ablaufen, daß sie alle Annehmlichkeit und allen Genuß des Lebens, woran sie sich vordem vielleicht allzusehr ergötzten, nach dem unerbittlichen Rathe des Schicksals gar entbehren müßten. Alles hat sich gleichsam verschworen, ihren Kummer zu vermehren, die Kräfte ihres Körpers zu Boden zu werfen, und ihren Geist zu unterdrücken: dieses hat die Erfahrung längst bewiesen, und beweiset es noch täglich: da es aber noch nicht das Ansehen hat, als ob man sich durch diese traurigen Erfahrungen bewegen lassen wollte, von den alten Vorurtheilen abzugehen, und eine bessere Methode zu wählen, so wird es nicht am unrechten Orte seyn, wenn ich gegenwärtig diesen Gegenstand noch etwas näher erläutere.

Man stecke einen gesunden Menschen zwo bis drey Wochen so in die Betten, daß er nie heraus darf: man lasse ihn das Tagelicht nicht sehen, und auch die Nacht im Dunkeln zubringen, man beklemme seine Brust durch eine heiße, stockende und durch seine eigne sowohl, als seiner Aufwärter Ausdünstungen vergiftete Luft, so daß er kaum frey Othem schöpfen kann; man lasse ihn im Schweiße zerschmelzen, erlaube ihm weiter keine Nahrung als schwache

Fleischbrühen, und bringe ihn dadurch so weit von Kräften, daß er todtenmatt wird; muß man alsdann nicht sagen, daß man diesen Menschen mit Fleiß in Lebensgefahr stürze? Ein Mensch, den die Blattern befallen haben, hat eine Krankheit, welche, wenn sie recht behandelt wird, gar selten, wenn sie aber schlecht behandelt wird, sehr oft einen tödtlichen Ausgang nimmt. Diesen behandelt man auf eben die Art, vermittelst der man, wie ich so eben gezeigt habe, einen gesunden Menschen schlechterdings in Lebensgefahr versetzt. Wundert man sich also, daß so viele an den Blattern sterben, welche, da sie ohnehin an selbigen gefährlich darnieder liegen, noch so behandelt werden, daß auch der gesündeste Mensch daran sterben möchte? Da er wahrhaftig mit zween Feinden, nemlich mit einem fehlerhaft handelnden Arzte, und mit seiner Krankheit, zu streiten hat, so ist es gar nichts besonderes, daß so viele Menschen an den natürlichen Blattern sterben, vielmehr müssen wir uns wundern, daß so wenige sterben, und daß nicht noch viel mehrere drauf gehen, wenn uns nicht der Ausgang lehrte, daß viele so eine Löwenstärke haben, daß sie die Widerwärtigkeiten des Lebens ohne sonderlichen Schaden ausstehen können, und daß viele Kranken so gutartige Blattern haben, daß sie neben diesen auch die nachtheiligen Folgen einer schlechten Behandlung ohne Lebensgefahr zu überstehen im Stande sind.

Sehr angemessen drückt sich Hippokrates in seinem Buche von der Kunst über solche Aerzte folgendermassen aus: „Die meisten Aerzte sind deswegen meines Erachtens, denen schlechten Steuermännern gleich: denn wenn diese bey Meerstillen Fehler in der Regierung des Schiffes gemacht haben, weis es niemand: wenn sie aber ein heftiger Wind oder Sturm überfällt, und sie lassen das Schiff unterge-

hen, so sagt jedermann, sie hätten offenbare Fehler gemacht, und ihre Kunst nicht verstanden. „

Es ist nichts gewisser, als daß viel Personen sich die Blattern deswegen einimpfen lassen, weil sie durch die Erfahrung überzeugt worden sind, daß andere, die sich vorher dieser Behandlung unterworfen haben, die Krankheit sehr leicht überstanden, und weil man nur wenig Fälle weis, daß Personen dabey etwas auszustehen haben, und folglich das Gemüth der Kranken ruhig und ohne Sorgen ist: wenn wir nun aber alle diese Vortheile auch denen, die an den natürlichen Blattern darnieder liegen, zu verschaffen wissen werden, dann werden diejenigen, die sie noch nicht gehabt haben, sie weit ruhiger von der Natur erwarten, und wir werden, wenn man die bisherige Methode, welche ihrer Strenge wegen eben so schädlich als verhaßt ist verlassen, und an deren statt eine leichtere und sicherere Behandlungsart, die allerdings möglich ist allgemein eingeführt hat, jenen so vernünftigen Ausspruch des Vaters der Heilkunst, des Hippokrates, in Ausübung bringen „Man muß sich vornehmlich bestreben, folgendes beydes bey der Behandlung der Kranken zu bewirken: erstlich, daß man ihnen Hülfe leiste, und zweytens, daß man ihnen keinen Schaden thue. „

Man könnte mir zwar entgegen setzen, daß auch nicht alle, denen man die Blattern einpfropfte, dieselben so ganz gemächlich überstünden, sondern daß einige derselben sehr gefährlich krank darnieder lägen, und einige nicht im Stande wären, in der Stuben, in den Häusern, in der Stadt oder auf dem Felde herumzugehen: daß man das nemliche auch bey vielen die die natürlichen Blattern hätten, bemerkte, und daß vielmehr die meisten derselben so schwach

wären, daß sie, wenn man sie aus dem Bette herausnähme, auf die Erde hinfielen, und sogar, wenn sie den Kopf im Bette aufrichten wollten, den Schwindel bekämen, und eine, zwo und mehrere Wochen im Bette zubringen müßten, ohne sich dasselbe frisch machen lassen zu können, und erst eine geraume Zeit nach völlig überstandener Krankheit ihre vorigen Kräfte vollkommen wieder erhielten.

Hierauf antworte ich aber folgendes:

1) Ich weis gar wohl, daß die eingeimpften sowohl als die natürlichen Blattern bisweilen eine beschwerliche und gefährliche Krankheit sind: ich weis aber auch eben sowohl, daß, wenn es eine gute und leichte Behandlung derselben giebt, diese gewis so beschaffen seyn müsse, daß sie, soviel es die Kräfte der Kranken erlauben, der nur beschriebenen sehr nahe kommt. Mithin sollen die Kranke, bey denen sich in den natürlichen Blattern bedenkliche Umstände äussern, so weit es sich thun lassen will, nach der vorgeschlagenen Methode behandelt werden.

2) Ich gebe zu, daß die eingeimpften Blattern mannigmal eine schwere, ja wohl gar tödtliche oder schlimme Zufälle hinter sich lassende Krankheit sind; diese Beyspiele aber sind demohnerachtet so selten, daß kaum der funfzigste Patient dieser, oder gar der Todesgefahr unterworfen ist. Die Vertheidiger der gemeinen Methode mögen nun einmal die Rechnung machen, wieviel von ihren Kranken an den natürlichen Blattern gestorben oder verstümmelt worden sind: und wenn sie dieselbe mit der Rechnung der Impfärzte vergleichen wollen, so werden sie in der That erröthen müssen. Hieraus folget, daß dieser ihr Ein-

wurf eine große Empfehlung für die Einimpfung ist.

3) Man wird finden, daß die Blatterpatienten sowohl, als andre, die an hitzigen Krankheiten darnieder liegen, nicht sonderlich schwach sind, wenn sie nicht vom Anfange sogleich den ganzen Tag im Bette liegen bleiben, sondern öfters herausgenommen werden, und etwas in der Stube herumgehen. Meine Zuhörer haben diese Bemerkungen in gemeinen hitzigen Krankheiten sehr oft richtig gefunden, und unzählichemal haben sie gesehen, daß diejenigen Patienten, welche gleich zu der Zeit, als die Krankheit entstand, in das Hospital aufgenommen worden waren, nur Halbkranke genennet werden konnten, so daß sie selbst länger, als es ihnen vortheilhaft war, während der ganzen Krankheit ausser dem Bette zu seyn verlangten, um ein wenig in der Stube herumzugehen: und daß es ihnen diejenigen lange nicht nachthun konnten, welche wir erst dann ins Krankenhaus aufnahmen, wenn sie anderwärts viel Tage in Betten gesteckt hatten. Es ist zwar wahr, daß die meisten derselben anfangs über eine solche Schwäche oder so heftige Schmerzen des Kopfs klagten, daß sie, wenn sie sich aufrichteten, schwindlicht wurden: diesen Fehler aber verbessern theils äusserliche Mittel, theils die allgemeine Behandlung, theils besonders eine vorsichtige Wiederholung der Bewegungen mit dem Kopfe.

Wenn ein Kranker beym ersten und zweyten Aufrichten im Bette schwindlicht wurde, so war er im Stande, sich das vierte und fünftemal, ohne einen Anfall vom Schwindel zu bekommen, aufzurichten: wenn ein Kranker kaum eine Minute lang im Bette, auch wenn man ihm etwas unter den Rücken gelegt hatte, daß er sich anlehnen konnte, ohne Schwindel und

Ohnmacht zu sitzen im Stande war, so konnte er endlich, wenn er diesen Versuch wiederholte, eine Viertelstunde und immer nach und nach eine noch längere Zeit, ohne schwindlicht oder ohnmächtig zu werden, im Bette aufgerichtet sitzen. Alle unsre Kranken, die hitzige Fieber haben, werden zur Winters- und Sommerszeit täglich zweymal aus dem Bette genommen, und auf einen bequemen Stuhl gesetzet, so lange bis das Bette gereiniget, gemacht und abgekühlet ist; nach und nach lassen wir sie eine längere Zeit ausser dem Bette zubringen, und bevor sie noch völlig von ihrem Fieber befreyt sind, können sie sich schon die meiste Zeit des Tages im Zimmer, ohne im Bette zu liegen, zubringen. Wenn wir aber glauben, daß sie hierzu zu schwach sind, so rücken wir an ihr Bette ein ander Bette an, bringen sie aus dem ihrigen in dasselbe hinein, bringen es an einen andern Ort des Zimmers, und nehmen uns dann so viel Zeit, und treffen solche Anstalten, daß ihr eignes Bette gereiniget und frisch gemacht wird. Diese gelinde Bewegung hat denn auch die Wirkung, daß die Patienten in kurzer Zeit auf einem bequemen Stuhle länger sitzen und sich länger ausser dem Bette verweilen können: so lernen sie allmählich ein wenig auftreten und herumgehn, und manche sind, wenn das Fieber sich auch noch in dem Zustande der Roheit befindet, oder wenn die krankhafte Materie in der Kochung ist, oder, wenn die Crise erfolgen soll, oder schon erfolget, im Stande zu sitzen, mit einander zu schwatzen, und etlichemal in der Stube herumzugehen. Auf diese Art kann man einsehen, warum unsre meisten Kranken eine Woche nach der Entscheidung der Krankheit genug Kräfte haben, das Hospital wieder zu verlassen.

Auch viele auswärtige Aerzte haben nebst meinen Schülern diese beschriebene Heilmethode vorzüglich gut gefunden, und gelobt; denn sehr oft geschieht es, daß junge Aerzte, ehe sie sich in ihrem Vaterlande niederlassen, und selbst zu praktiziren anfangen, einige Universitäten, und darunter auch die hiesige, besuchen, und bey der Gelegenheit meine Vorlesungen an den Krankenbetten mit anhören, oder auch, wenn einer unsrer Kranken bisweilen stirbt, bey der öffentlichen Zerlegung des Leichnams desselben, welche an allen und jeden Verstorbenen angestellt wird, gewahr werden, daß derselbe entweder an einem alten Fehler des Körpers und der innern Theile, oder an gefährlichen Ueberbleibseln vormaliger Krankheiten, oder an beträchtlichen Vernachläßigungen seiner Krankheit in den ersten Tagen derselben gestorben ist, und daß nicht unsrer Behandlung, sondern denen nur angeführten Ursachen der Tod des Kranken zugeschrieben werden muß.

Seit vierzig Jahren habe ich die Blattern auf eben diese Weise behandelt, und dabey so viel Glück gehabt, als sich wohl wenig andere Aerzte rühmen können. Auch im Krankenhause bin ich mit dieser Heilmethode, wenn es Blatterkranke darinnen gegeben hat, glücklich fortgekommen: und wenn ich in der Stadt und in den Vorstädten solche Patienten zu behandeln bekam, so habe ich diese Methode immer bewährt gefunden. Es ist nicht so gar lange, daß der Hr. Hofrath von Stoerk und ich zu einem jungen Menschen berufen wurden, der eine schlimme Art von zusammenfliessenden Blattern hatte, und wegen des unterdrückten Speichelflusses schon in den letzten Zügen zu liegen schien: nächst göttlicher Hülfe aber retteten wir ihn aus der augenscheinlichsten Lebensgefahr, indem wir ihn aus dem Bette herausnehmen liessen,

ihm frische Luft verschaften, und selbst am Fenster den Genuß der freyen Luft erlaubten, ferner Blasenpflaster setzten, und Arzeneyen wider die Fäulniß verordneten. Wer nunmehro das lieset, was die berühmtesten Impfärzte zum Beweis der Vortreflichkeit ihrer Methode in Schriften sagen, daß sie nemlich Personen, bey denen die Blattern stunden, wenn sie in der Raserey aus dem Krankenzimmer liefen und ins Wasser fielen, viel Stunden lang vor wirklich todt gehalten, aber durch die bey Ertrunkenen übliche Hülfsmittel wieder zum Leben gebracht wurden, glücklich kuriret, und ihre Blattern den besten Fortgang gehabt haben, daß ferner Patienten, welche voller Blattern waren, aus dem Bette gesprungen, fortgelaufen, einen großen Theil der Nacht auf den Straßen herumgeirret, und ihre Blattern demohnerachtet zu einem glücklichen Ausgange gediehen sind: wer, sag' ich, diese Beobachtungen lieset, und überdies darauf aufmerksam ist, daß verschiedene Aerzte sehr glücklich gewesen sind, wenn sie bey den allergefährlichsten natürlichen Blattern die bey den eingeimpften gewöhnliche Behandlungsart beobachtet haben, der wird vollkommen überzeugt seyn, daß dieser unser Rath gewis heilsam und auf die Erhaltung des Lebens vieler Menschen eingerichtet sey. S. den Dimsdale und Watson in serie experim. ad opt. meth. inoc. determ.

Demohngeachtet darf man aber doch nicht alle Blatterkranke auf einerley Art behandeln. Man findet sowohl unter denjenigen, die die natürlichen, als unter denen, die eingeimpfte Blattern haben, Personen, welche entweder wegen der besondern Beschaffenheit ihres Körpers, oder wegen ihrer zu zärtlichen Erziehung, oder wegen gewisser Ueberbleibsel von vorherigen Krankheiten, oder endlich wegen darzu kommenden andern Krankheiten während der Blattern,

diese Behandlung nicht in allen Stücken vertragen können: und man muß dahero, wenn dergleichen Fälle vorkommen, diese allgemeine Regeln vernünftig einzuschränken wissen.

§. 4.

Die Hand- und Fußbäder sind in den Blattern ausserordentlich heilsam und nützlich. Sydenham hat sie aus Erfahrung, die er vor vielen andern hatte, angerathen, und Boerhaave hat, wie jedermann bekannt ist, diesen Rath des Sydenham bekräftiget.

Viel andere Aerzte sind diesen guten Vorgängern nachgefolget, einige unter den neuern Schriftstellern aber halten von den Bädern wenig oder nichts, aus dem Grunde, weil man bey den eingeimpften Blattern nicht Gebrauch davon machen läßt, und diese gleichwohl sehr gut und glücklich ablaufen. Haben diese Männer aber wohl recht? Wenn man auch die Bäder bey eingeimpften Blattern nicht nöthig hat, folget denn daraus nothwendig, daß man sie auch bey den natürlichen nicht mit Nutzen anwenden kann? Die Erfahrung hat allerdings gelehret, daß sie in den letztern sehr vortheilhaft sind: ja man weis sogar, daß ganze und mäßig warme Bäder, zweymal des Tages gebraucht, die ganze Krankheit hindurch seit undenklichen Zeiten die allerglücklichste Blatterkur befördert, und fast allein gemacht haben. Die Einwohner der Carpetischen Gebürge heilen die Blattern blos durch dieses Mittel und geben fast weiter gar keine Arzeneyen; sie thun auch ausserdem beynahe gar nichts bey diesem Uebel; denn sie haben seit vielen Jahrhunderten diese Methode von ihren Vätern erlernet, und immer fortgeerbt, wie Fischer, als ein Augenzeuge, in seinem Buche de reme-

dio ruſtico variolas per balneum &c. curandi, verſichert. Da ſie ſich aber noch nicht wagten, die zarten Kinder in Bäder zu ſetzen, ſo hat ihnen Fiſcher gelernet, daß dies bey ganz jungen Perſonen eben ſowohl, als bey ältern angehe, und die Erfahrung hat ſie überzeugt, daß ſie bey den zarteſten Kindern von eben ſo herrlichem Nutzen ſind, als bey erwachſenen Perſonen.

Aber, wendet man ein, Hofmann einer der größten Aerzte, eifert ja wider die aufgerichtete Lage des Körpers in Blattern, und man pflegt doch bey Fußbädern ſo zu ſitzen. S. Syſt. rat. med. Tom. IV. Wenn man die Bäder ſonſt vor gut findet, und nur davon Nachtheil befürchtet, weil der Kranke dabey aufgerichts ſitzet, ſo kann man ihn ja auf die Weiſe ein Fußbad machen, daß man die Füße über den Rand des Bettes heraus und ins Waſſer ſetzen läßt. Sind denn aber zween Fälle, auf welche ſich Hofmann beruft, hinreichend, eine allgemeine Regel daraus zu ziehen? Vornehmlich, wenn beyde Patienten, von denen dieſer Schriftſteller redet, ſich nicht wegen der aufgerichteten Lage ihres Körpers, ſondern wegen der Bösartigkeit ihrer Krankheit übel befunden haben? Wir ſchlieſſen billig hieraus, daß dieſe Furcht des Hofmanns nichts, als ein Ueberbleibſel des alten Vorurtheils geweſen iſt, das aus den Lehren des Diemerbroek und andrer berühmter Aerzte der damaligen unaufgeklärten Zeiten, zu welchen die hitzige Methode für ſehr vortheilhaft gehalten wurde, in das Syſtem des Hofmann gekommen war. Dieſes Zeitalter aber iſt vorbey, und dieſe Dunkelheit hat ein heller Sonnenſchein vertrieben.

Warum aber haben Sydenham und Boerhave die Fußbäder ſo ſehr angeprieſen? Weil ſie aus

Erfahrung und Grundsätzen wußten, daß die Blattern um desto gefährlicher wären, je grösser ihre Zahl im Gesichte sey, und weil sie fanden, daß die Bäder die Materie der Krankheit so ableiteten, daß an den äussern Gliedmassen mehr, und im Gesichte weniger Blattern herauskamen. Wenn auch in einen oder etlichen Büchern behauptet wird, daß man diese Wirkung von den Bädern nicht gespühret habe, so gebe ich zwar zu, daß die Verfasser derselben die Wahrheit gesagt, und von den Bädern diesen Nutzen wirklich nicht gefunden haben: folgt denn aber daraus, daß ihn andre nicht bemerkt haben können? Vielleicht haben sie ihre Kranken nicht lange, oder nicht oft genug darinne sitzen lassen, oder vielleicht hat es sich getroffen, daß diese Patienten sich derselben eben so wohl, als einige von meinen Kranken in gewissen unglücklichen Fällen bedient haben, wo, aller menschmöglichen Sorgfalt ohngeachtet, das ganze Gesicht gleichsam mit einer Blatterrinde überzogen gewesen ist. Ich kann heilig versichern, daß ich unter vielen hundert, ja tausend Blatterkranken, die angeführten unglücklichen Fälle ausgenommen, jederzeit im Gesichte, am Halse und auf der Brust weniger, auf dem Rücken, am Bauche, an den Schenkeln und an den Füssen aber eine grössere Menge Blattern bey allen meinen Patienten gewahr worden bin, die ich gleich vom Anfange der Krankheit alle Tage, während der ganzen Dauer des Uebels, jedesmal eine ganze Stunde lang in so tiefe Fußbäder hatte setzen lassen, daß die Schenkel, Knie und Füsse im Wasser waren. Denn die Haut dieser Theile wird dadurch so erweicht, und das Zellgewebe derselben so erweitert, daß ein weit grösserer Theil der Blattermaterie darinnen Raum hat, und zugleich hingelockt wird. Wenn man zu gleicher Zeit die Hände und Aerme in ein breites Becken mit warmen Wasser legt, leitet man

auch mehr Blattermaterie dahin, und bewirkt hierdurch, daß die Aerme und Füsse besser schwellen, welches bey den Blattern ein sehr gutes Zeichen ist.

Ich habe also den Einwurf derer, die von den Bädern in den Blattern keinen Nutzen gesehen haben wollen, beantwortet; nun sollte ich mich noch mit denen abgeben, die, (ich weis aber nicht, ob es ihr Ernst gewesen ist,) viel Schriften herausgegeben haben, um darzuthun, daß nichts schädlicher, als Bäder und überhaupt alle Befeuchtung der Theile der Blatterkranken sey, und daß nichts den Ausbruch und die Zeitigung der Blattern mehr, als eine solche Behandlung störe. Diese Männer werden aber erstlich durch die eben angeführten Versuche schon zur Gnüge widerleget, und zweytens glaube ich, daß ich diese mehr witzige, als wahre Einwendung durch Beobachtungen, die gerade das Gegentheil erweisen, völlig aus dem Wege geschaft. S. der Fortsetzung der Heilungsmethode Th 1. von Seite 66. bis 73. Man nimmt zu den Bädern entweder reines oder mit erweichenden Kräutern z. B. mit Eybisch- und Pappelblättern, mit Glaskraut, Bingelkraut, Königskerzen u. s. w. abgekochtes, oder mit dem dritten bis vierten Theil Kuhmilch vermischtes Wasser. Der Dampf dieses warmen Bades befeuchtet den ganzen untern Körper und den Unterleib. Ueberdies wird auch dadurch das Blut merklich verdünnet, welches in diesem Falle sehr nöthig ist; daß dieses aber wirklich geschehen, davon werden wir dadurch überzeuget, weil nach dem Baden viel weniger Wasser übrig bleibt, als darzu genommen worden ist.

§. 5.

Man muß sogleich vom Anfange der Krankheit bis an das Ende derselben immer Sorge für die Au-

Augen tragen, daß sie nicht, wie doch oft geschiehet, Schaden leiden. Zur Erreichung dieses Endzwecks hat man sehr viel Hülfsmittel vorgeschlagen.— Ich habe noch nie einen Fehler an den Augen entstehen sehen, wenn ich diese Theile bey einer übrigens guten Behandlung des Tages zwanzig bis dreyßigmal mit laulichter Milch und Wasser sanft auswaschen, und damit von dem ersten Tage der Ansteckung an, bis zum letzten Tage der Trocknung forfahren ließ.

§. 6.

Die Speisen und Getränke müssen während den Blattern so gewählt werden, daß sie den Magen nicht beläſtigen, leicht verdaulich, nahrhaft und verdünnend sind, auch der Fäulniß widerstehen: z. B. dünne Fleischbrühen, worunter arme Kranke Weinsteinrahm, und Reiche Citronensaft mischen können; ferner Reiß, Gerste, Weitzen, Sauerrampf, Sauerklee, Endivien, Sallat u. dgl. Vegetabilien, die man in einer solchen Brühe kochen kann. Auch Milch und Wasser, Buttermilch, Molke, Gerstenwasser und Hafertrank schicken sich recht gut für Blatterkranke. Ein sehr nützliches Getränk kann man zubereiten, wenn man unter 2 Pfund Habertrank zwo Unzen Flieder- Johannisbeer- Maulbeer- oder Aepfelsaft mischt, und davon den Patienten recht oft Gebrauch machen läßt.

Wenn in vier und zwanzig Stunden zwo bis drey Kannen hiervon getrunken worden, so wird die Krankheit gemeiniglich leichter. Gekochtes und gebratenes Obst und Gartenfrüchte können statt der Speisen dienen: Kann man aber diesen Kranken auch junge Hühner zu essen erlauben? Einige von den Impfärzten thun es, da man sich aber an den

übrigen erlaubten Speisen begnügen kann, und das Hühnerfleisch doch wohl einem oder dem andern schaden mögte, so thut man wohl, wenn man es vermeidet.

§. 7.

Man hat nur wenig wirkliche Arzeneyen bey den Blatterkranken nöthig. Die Begierde nach Gelde hat zwar gemacht, daß man vor und nach der Einimpfung und während der Blattern selbst viel Arzeneyen verordnet hat, die Versuche redlicher Aerzte aber haben bewiesen, daß sie unnöthig sind. S. die Vorrede des Hrn. Baron van Swieten zum fünften Theile seiner Erläuterung der Boerhaviſchen Aphorismen. In den natürlichen Blattern braucht man ihrer wenig, denn die im §. 6. unter dem Titel der Speisen und des Getränks anempfohlnen Mittel vertreten die Stelle der Arzeneyen. Versetzt man selbige mit Veilgen Nelken oder Klatschrosensyrop oder mit Flieder- Johannisbeer- Brombeer- Maulbeer- Citronen- und Granatensaft: mischt man ferner unter obige Getränke etwas Salpeter, und thut auch bisweilen einige Tropfen Salzgeist, Salpetergeist, Vitriolgeist, oder vermittelst einer Glocke zubereiteten Schwefelgeist darunter, und hat man im Nothfall die peruvianische Fieberrinde bey der Hand, so wird man nicht leicht etwas anders brauchen, als die Mittel, von denen ich nun, der Ordnung gemäß, handeln werde.

§. 8.

Kann man wohl bey den Blattern beruhigende Arzeneyen geben? Diejenigen, welche diese Mit-

tel vor hitzig halten, und eine stärkere Bewegung der Säfte davon besorgen, verwerfen sie: da sie im Gegentheil diejenigen ernstlich empfehlen, welche wissen, daß sie die Unruhen im Körper zu besänftigen, und die überflüßigen Bewegungen zu dämpfen im Stande sind. In ältern Zeiten glaubte man, daß das Opium wegen seiner schlafmachenden Kraft im höchsten Grade kalt sey, und die Säfte und Lebensgeister bis zum Gerinnen verdicke; wiewohl es einige bittere, und mithin reitzbare Theilgen hätte; in unsern Zeiten behaupten aber verschiedene sehr geschickte Männer, die wirkliche Zierden der Arzeneywissenschaft sind, daß das Opium hitzig sey, sowohl wegen des nur gedachten bitern Geschmacks, als auch wegen der bey Menschen und Vieh beobachteten Wirkungen. Ich gebe zwar gern zu, daß das Opium eine unangenehme Bitterkeit hat, allein es ist nicht wahrscheinlich, daß diese von der Beschaffenheit sey, daß ein einziges Gran, welches mehrentheils noch darzu in mehrere Dosen eingetheilt wird, die Kraft besitzen sollte, den Körper zu erhitzen, die Säfte in einen geschwindern Umtrieb zu bringen, und das Fieber zu verstärken? Würde man sich wohl unterstehen, einem einzigen Gran Wermuthextrakt, das doch im Grunde viel bitterer ist, als das Opium, alle diese Wirkungen im Ernste zuzuschreiben? und kann man wohl erweisen, daß die Wirkung des Opium von der Art sey, daß es durch seine Bitterkeit die festen und flüßigen Theile des Körpers in einen höhern Grad von Bewegung bringe, als es selbige durch seine betäubende und schlafmachende Kraft beruhiget? Warum schwächet die Bitterkeit der Peruanischen Rinde nicht die Fiebervertreibende Kraft derselben? Und wenn die Rinde das Fieber so vertreibet, daß die Bitterkeit derselben auch nicht einmal hitzigen Temperamenten schädlich ist, wiewohl man mehr Unzen

davon, als vom Opium Gran giebt, unter was vor einem Vorwande, und mit was vor Recht kann man wohl dies vom Opium behaupten? Man erwiedert aber, daß uns ja an Menschen und Thieren gemachte Versuche von der Wahrheit desjenigen, was behauptet worden ist, überzeuget hätte. Allein, was die Versuche bey den Thieren anbelangt, so können sie zwar wahr seyn, aber sie betrügen uns oft sehr, wie ich bey andrer Gelegenheit gezeigt habe; die Natur der Thiere ist von der Natur der Menschen verschieden, und hier ist die Rede vom Menschen und nicht von Thieren. Es sey mir dahero erlaubet, denenjenigen Versuchen, welche beweisen sollen, daß das Opium die Hitze vermehre und die Säfte in eine stärkere Bewegung setze, diejenigen entgegen zu halten, welche schon zur Zeit des Rhafs in Blattern, und vornehmlich seit hundert Jahren in allen Krankheiten gemacht worden sind, und die erwiesen haben, daß das Opium die Kraft besitze, die Schmerzen und Beklemmungen, die manchmal nach vorhergegangenen gehörigen Ausleerungen wegen der zu heftigen Bewegung der Säfte entstehen, zumal wenn dieser unordentliche Zufluß besonders nach dem Kopfe, Herz, und Lungen geht, und andere Zufälle, z. B. wenn wegen der innerlichen Unruhe der Säfte in den innern Werkzeugen des Körpers, weil die Blutgefässe zu sehr zusammengeschnüret sind, die Blattern nicht heraustreten, oder wenn sie bereits stehen, zurückfallen wollen, u. s. w. daß, sag' ich, das Opium die Kraft besitze die erstern Fehler und Unordnungen zu verbessern, die krankhafte Materie nach der Haut zu treiben, und daß Sydenham, Morton, Werlhof, Freind, Boerhaave und van Swieten diese Bemerkungen unzählichemal gemacht haben: meiner eignen, an so viel hundert Kranken gemachten Versuche, wodurch

ich von der Wahrheit aller dieser Wirkungen unumstößlich überzeugt worden bin, zu geschweigen.

Wenn also das Opium und die beruhigenden Arzeneyen bey irgend einer Krankheit vortrefliche Dienste thun, so ist es gewis in den Blattern. Ich habe diese Mittel eben sowohl dann, wann die Krankheit leichter, als wenn sie schwerer zu heilen war, in den besten sowohl, als in den schlimmsten Blattern gegeben, und das zwar vom ersten Anfange des Ausbruchs an bis zur Abtrocknung täglich zweymal: weil ich aus Erfahrung wußte, daß eine leichte Krankheit, wenn man beruhigende Arzeneyen dabey zu geben unterließ, im Fortgange schlimmer wurde, und heftigere Zufälle darzu kamen, welche selten zu erscheinen pflegten, wenn ich gleich vom Anfange Opium gab. Man s. Th. 2. Kap. 3. der Heilungsmethode, und Theses de febr. divis. im Kapitel von den Blattern, habe ich meine Gedanken über diese Sache weitläuftiger auseinander gesetzt. Wenn die erwarteten Blattern nicht heraus wollen, so pflegen sie nach dem Gebrauch einer bis zwo Unzen Diakodiensyrup, einer Unze weißen Mohnsyrop, oder eines Grans Opium mehrentheils zum Vorschein zu kommen. Wenn sie zur Zeit der Entzündung oder Eyterung zurückfallen, so kommen sie nach zwo, drey oder vier Dosen von einer beruhigenden Arzeney in vier und zwanzig Stunden wieder heraus. Wenn der Kranke über Bangigkeit und Beklemmungen klaget, wenn man eine Entzündung der Lunge oder die Bräune besorget, so lindern diese Mittel nebst denen Arzeneyen, welche ich hernach nennen will, sehr oft die gefährlichen Umstände, und heben sie meist völlig. Wenn sich aber auch keine von allen diesen übeln Zufällen ereignen, so sind doch die besänftigenden Mittel auf-

serordentlich vortheilhaft, einen ruhigen und angenehmen Schlaf zu machen, der sowohl zur leichten Duldung der Krankheit, als auch zur Zeitigung der Blattern sehr viel beyträgt: und man hat also viel Gefahr zu besorgen, und muß viel Vortheile entbehren, wenn man dergleichen Arzeneyen in den Blattern versaget. Ich bin überzeugt, daß Männer, deren Aufrichtigkeit allgemein bekannt, deren vortreflicher Beobachtungsgeist hinlänglich erwiesen, und deren Menschenfreundlichkeit und Nächstenliebe überaus gros gewesen ist, ihre Zeitgenossen und die Nachwelt gewis für dem Opium gewarnet haben würden, wenn sie bey den unzählichen Fällen, die ihnen vorgekommen sind, gefunden hätten, daß dieses Mittel in den Blattern schädlich wäre. Nachdem einige der berühmtesten und ehrwürdigsten medizinischen Schriftsteller in ihren Werken die bittersten Klagen über den Gebrauch des Opiums geführet haben, so sind gewis die meisten Aerzte, denen die Wahrheit und das allgemeine Wohl am Herzen liegt, darauf um desto aufmerksamer gewesen, und die Neugier hat sie bewogen, noch fleißiger hierauf acht zu haben: ihr Schluß aber ist endlich dahin ausgefallen, daß sie, ob sie schon die gute Absicht jener Männer loben, dennoch wahrgenommen haben, daß die Beschaffenheit des Opiums, des Menschen und der Blattern von einer solchen Art seyn, wie sie vor der öffentlichen Bekanntmachung jener neuer Lehren und Meynungen gewesen sind, und völlig bleiben werden.

§. 9.

Der Nutzen der Klystiere in den Blattern ist sehr gros: die Aerzte haben schon seit geraumer Zeit jenen gefährlichen Irrthum fahren lassen, daß dann-

wenn die ganze Maschine mit voller Kraft nach der Haut zu wirken soll, es desto besser um den Kranken stünde, je länger er Verstopfung des Leibes hätte, und man keine Veranlassung zur Oefnung desselben geben dürfte, wenn der Kranke auch während der ganzen Dauer des Uebels verstopft wäre. Selbst Morton, der Anfangs diese irrige Meynung vertheidigte, war doch aufrichtig genug, oder wurde vielmehr genöthigt, die Nachtheile, welche durch die Befolgung jener falschen Vorschrift entstehen können, der Welt öffentlich vor Augen zu stellen. Sydenham, Hofmann, Boerhaave, van Swieten und Violante haben über diese Sache richtiger geurtheilt: und die meisten unter meinen Blatterkranken, deren ich eine sehr grosse Menge unter meiner Aufsicht gehabt habe, hätten sterben müssen, wenn ich jenen falschen Grundsatz befolgt hätte; denn kein einziger ist darunter gewesen, der nicht täglich entweder von selbst ofnen Leib gehabt, oder dem man nicht durch die Kunst Oefnung gemacht hätte. Allzuviel beruhigende Mittel pflegen zwar den ofnen Leib zu hindern, wenn aber auch der Stuhlgang bey den Blattern oft und in ziemlicher Menge abgeht, so schadet es nicht leicht, und ist kein übles Zeichen, es müßten denn Brandstühle seyn, dergleichen sich manchmal einzustellen pflegen, wenn schon alle Hofnung verlohren, und das Uebel von der gefährlichsten Art ist.

Wenn es aber ja bisweilen scheinen sollte, als ob der in zu großer Menge oder zu oft abgehende Stuhl schadete, welches doch ein seltner Fall ist, so werden Klystire aus sechs Unzen gekochter Milch und einem Gran Opium diesem Zufall gar bald Einhalt thun. Uebrigens pflegen wir die zu Beförderung der Oefnung abzweckenden Klystire aus Wasser, ungesottener

Milch und ein wenig Salz, oder aus Gerstenwasser mit etwas Honig und Salz bereiten zu lassen: und wenn die Därme zu trocken sind, daß deswegen die Oefnung des Leibes nicht recht vor sich gehen will, so mischen wir entweder drey Unzen Oehl, es sey welches es wolle, oder eben so viel Manna darunter.

§. 10.

Das Aderlassen findet man in der Blatterkrankheit nöthig: das alte Vorurtheil, das man sonst bey der Pest und allen hitzigen Hautkrankheiten hegte, verhinderte zwar die Anwendung dieses Heilmittels auch bey den Blattern, weil man glaubte, daß es die Bewegung der Säfte nach der Haut störte. Aber schon längst hat man bewiesen, daß es in der Pest, in den Blattern, Masern, dem Scharlach- und Frieselfieber, und in der Rose höchst nützlich und nöthig sey, wie ich Th. 14. Abth. 1. der Heilungsmethode, und Th. 1. der Fortsetzung derselben im Kapitel von bösartigen Fiebern gesagt habe.

Es hat in der That viel Mühe und Arbeit gekostet, die Aderlaß in der Blatterkur einzuführen. Wir sind leider alle nur zu sehr von Vorurtheilen eingenommen, und nur allmählich und stufenweise lassen wir dieselben fahren. Und so haben denn die Aerzte, als sie einsahen, daß die Natur selbst Blutausleerungen zum Wohl der Kranken machte, zwar angefangen, in den Blattern Aderlässe zu rathen, aber theils sehr behutsam und mäßig, theils nie nach dem Ausbruche derselben. Als sie nachhero bemerkten, daß selbst mitten in der Zeit der Entzündung, Eyterung und Trocknung der Blattern, auch wenn es miß-

lich aussahe, durch Nasenbluten, Blutflüsse aus der Mutter und durch die goldne Ader die Umstände des Kranken sich besserten, und von seiner Genesung die beste Hofnung zu geben war, so verliessen sie den alten Wahn, und empfahlen zu allen Zeiten Aderlässe. Als ich noch jung war, und zu praktiziren anfieng, habe ich gesehen, daß alte erfahrne Aerzte einen übeln Ausgang besorgten, wenn ihre Blatterkranken die monatliche Reinigung zu rechter Zeit bekamen; da sie aber nach und nach mehr Erfahrung hatten, fürchteten sie sich nur, wenn sich diese Blutausleerung zu unrechter Zeit einstellte; endlich aber fiengen wir an froh zu seyn wenn dieser Blutfluß zum Vorschein kam, er mochte sich zu rechter Zeit oder zur Unzeit einfinden.

Um die Menge des Blutes zu vermindern, kann man auch verschiedene Theile des Körpers schröpfen, und die sogenannten Köpfe auf den Rücken, auf die Schulterblätter, und an die fleischigten Theile neben der Nase an den Schenkeln und an den Waden setzen: Baglivi hat dieses Hülfsmittel in dem Falle, wenn beym Ausbruche der Blattern der Kranke anfängt irre zu reden, und wenn er in grosser Hitze liegt, über Beklemmungen klaget, und anhaltendes Flechsenspringen hat, so gut gefunden, „daß, wie er sagt beynahe in dem Augenblicke, als ob das wallende Blut gleichsam zurückgezogen würde, alle nur beschriebene Zufälle in der Geburt erstücket wurden, und der Ausbruch der Blattern kurz drauf glücklich erfolgte:“ und diese Bemerkung, setzt er hinzu, habe er sehr oft gemacht. S. Baglivi Prax. med. B. 1. Man schlage hierbey die Bemerkungen nach, die ich Th. 14. Abth. 2. Kap. 7. der Heilungsmethode aus den Schriften der Aerzte gesammlet habe. Beson-

ders kann man sich alsdenn des Schröpfens bedienen, wenn man entweder besorgt, daß der Kranke sich nicht wohl zu einer Aderlaß entschliessen möchte, oder wenn er unter die wenigen gehört, denen man nicht sicher eine Ader öfnen kann, oder wenn der Kranke oder seine Freunde ihre Einwilligung zur Aderlaß schlechterdings nicht geben wollen. Oft fürchten sich die Kranken vor dem Schröpfen weniger, als vor dem Aderlassen: und da beym Schröpfen sowohl aus den Puls- als Blutadern Blut ausgeleert wird, so hat es bisweilen Vorzüge vor dem Aderlassen.

Hieher kann man auch noch die Blutigel rechnen, die man an die Schläfe setzen läßt, deren größter Nutzen in der Entzündung des Gehirns, im Wahnwitz u. s. f. allgemein bekannt ist. Auch ist obbemerktermaaßen das Nasenbluten, die monatliche Reinigung und der goldne Aderfluß hier mit zu erwähnen, als welche Ausleerungen, wie ich oben gesagt habe, ausserordentlich vortheilhaft sind, und Gelegenheit gegeben haben, die Kenntnisse der Aerzte sehr zu erweitern.

§. 11.

Noch verdienen die rothmachenden Mittel und die Blasenpflaster eine besondre Empfehlung. Wenn man rothmachende Arzeneyen an die Füße legt, so bringen sie die nämlichen vortheilhaften Wirkungen hervor, welche man von den Fußbädern erwarten kann; wenn man nach jedem Bade, sobald die Füße abgetrocknet sind, selbige auflegt. Manche bedecken die ganzen Fußsohlen mit Melilotenpflaster, andre mit Senfpflaster und rothmachenden ziehenden Mitteln. Folgende Arzneyen wirken am besten: Nimm

guten Sauerteig ein Pfund, Raute eine Hand voll, Küchensalz und Senfmehl von jedem ein Loth und so viel scharfen Eßig, als erforderlich ist, einen Teig daraus zu machen: schmiere diesen einen Finger dick, und lege das so zubereitete Pflaster, das eben so lang als die Fußsohle seyn muß, auf diesen Theil: den Teig muß man erst recht durchwärmen und das Pflaster warm auflegen. Bisweilen umwickelt man die ganzen Füße bis ans Knie mit solchen Pflastern. Eben in dieser Absicht legt man auch Blasenpflaster an die Waden, an die Schenkel, auf die Schultern und im Nacken: und diese thun vortrefliche Dienste, wenn die Natur zu träge und unwirksam ist, und die Blattern daher kein Eiter fassen wollen, oder wenn die Blattern zwar voll Eiter sind, aber zusammenfallen, wenn der Speichelfluß, ohne daß die Hände schwellen, aufhöret, und heftige Beklemmungen und Schmerzen entstehen, ferner wenn der Kranke über unerträgliche Kopfschmerzen klaget, wenn er anfängt zu phantasiren, und wenn ihn grosse Kraftlosigkeit überfällt. Mead rühmet die Blasenpflaster mit allem Recht deswegen, weil die innern Theile dadurch Eiterlos würden, wenn das Eiter durch die gemachte Wunde heraus fließt, und viel Feuchtigkeit abgeht: dieses bekräftiget auch die Erfahrung in vielen Fällen. Oft sind Menschen, die schon am Rande des Grabes zu stehen schienen, hierdurch gerettet worden; in sehr gefährlichen Fällen setzt man sie an obgedachte Oerter, ja man schneidet sogar die Haare vom Kopfe, und legt sie entweder blos, oder mit etwas Melilotenpflaster versetzt, auf den Kopf.

Man hat aber auch gelindere Umschläge, deren wir hier erwähnen müssen, welche bey heftigen

Kopfschmerzen, und wenn der Kranke irre zu reden anfängt, mit Nutzen um den Kopf gelegt werden. Diese verfertiget man aus dem Teige, der nach der Destillation des Rosenwassers zurück bleibt, und mit Eßig angefeuchtet wird; oder man kann auch solche Umschläge aus Rosen- und Seeblumenwasser, aus Eßig, Roseneßig, Holundereßig zubereiten, indem man verschiedene dieser Feuchtigkeiten unter einander mischt, entweder Lappen damit befeuchtet oder Brodkrume damit besprengt.

Viertes Kapitel.

Ueber die Behandlung der Blattern während des dritten Zeitraums, oder zur Zeit der Eiterung.

§. 1.

Die Eiterung gehet ohngefehr den achten Tag nach dem Anfange der Krankheit an, und dauert bey Patienten, die abgesonderte Blattern haben, bis zum zehnten oder eilften, bey denen, welche zusammenhangende haben, etwas länger, und bey den Kranken, bey welchen die Pocken zusammenfliessen, bis zum vierzehnten Tage; ja es giebt Fälle, daß auch bey bösartigen, abgesonderten und einzeln stehenden Blattern die Eiterung eine eben so lange Zeit dauert. Während der Zeit also fängt die Eiterung an, und kommt auch zu Stande, und gegen das Ende derselben schwitzet auf dem Mittelpunkte jeder Blatter eine Materie durch, welche sich völlig verhärtet.

In dieser Epoche pflegt bey zusammenfliessenden Blattern die meistenmale, bey zusammenhangenden bisweilen, und bey einzeln stehenden nicht ganz selten ein Speichelfluß zu erfolgen. Die Menge des täglich abgehenden Speichels ist ungewiß, mannigmal fliessen drey bis vier Unzen, andremal ein halbes oder ganzes Pfund, und wohl noch mehr ab. Es trägt sich auch zu, daß dieser Auswurf, wenn schon der Körper inn- und äusserlich warm, und keine äussere Ursache vorhanden ist, stocket, Beklemmungen bis zum Ersticken, einen verschwollenen Hals, die Bräu-

ne, Entzündungen der Lungen und der Hirnhäute verursachet, und sich ein gewaltiger Abgang des Urins oder ein schmelzender Durchfall mit Entzündung der Därme einstellet.

Ein solcher Kranker ist in augenscheinlicher Lebensgefahr: oft giebt sich alles, wenn man ihm frische Luft verschaffet, und beruhigende Arzeneyen giebt, wie wir oben gesehen haben, man muß aber fleißig damit fortfahren. Ferner kann man hierbey erweichende Breyumschläge um den äussern Hals, Gurgelwasser und Einspritzung in den Mund verordnen, wozu man Wasser und Milch mit Veilgen- Maulbeer- Johannisbeer- und Brombeersyrop nimmt: man setzt bald hier, bald dorthin Blasenpflaster: faßt das Herz, ein oder etlichemal zur Ader zu lassen, und wenn die Gefahr zu dringend ist, so muß die Aderlaß zuerst angewendet werden, und dann kann man zu den Blasenpflastern und andern vorgeschlagenen Mitteln schreiten.

§. 2.

Ferner ist es nichts seltnes, daß um diese Zeit, bey fortdauerndem sowohl, als bey stockendem Speichelflusse, in einzeln stehenden Blattern sowohl, als in zusammengeflossnen, auch wenn die Blattern vortreflich stehen, innerlich im Kopfe, auf der Brust oder im Unterleibe Entzündungs- und Eiterungskrankheiten oder Krämpfe entstehen, und den unvermeidlich nahen Tod des Kranken nach sich ziehen, wenn man nicht den Augenblick Ader läßt, nachher Blasenpflaster, Bäder und beruhigende Mittel braucht, und dadurch der bevorstehenden Gefahr so

Gränzen setzt, daß die Entzündungen und Krämpfe nachlassen, und die Materie, welche aus den Blattern oder aus dem Fettgewebe in die innern Theile übergegangen war, wieder in die Oberfläche der Haut tritt. Hiervon wollen wir bald weitläuftiger handeln. Es ist öfters einem Wunder ähnlich, wie schnell und glücklich die vorgeschlagnen Mittel diese unglücklichen Zufälle vertreiben, besonders wenn man eine freye und gemäßigte Luft damit verbindet.

Fünftes Kapitel.

Von der vierten Abtheilung der Blatterkrankheit, oder von dem Abtrocknen der Pocken.

§. 1.

Nunmehr hat der Kranke zwar schon einen großen Theil der Gefahr überstanden, dennoch aber ist er noch nicht für allen nachtheiligen Zufällen sicher; denn das in den innern Theilen steckende Eiter kann ihn noch immer in eben die Umstände, welche wir in der vorigen Epoche, als die gefährlichsten in der Blatterkrankheit betrachtet haben, versetzen: und zwar besonders dann, wenn der Speichelfluß aufhört, und weder die Geschwulst der Hände und Füsse zunimmt, noch auch wenigstens eine Zeitlang stehet; in dieser Geschwulst steckt, wie wir kurz vorher sagten, der Rest der Blattermaterie verborgen, darinnen soll er sich verdünnen, und durch die noch nicht ganz abgetrockneten Blattern allmählich aus dem Körper gehen: ja eben dies soll sogar auch durch die bereits getrockneten Pocken geschehen, welche theils beym Aufliegen, theils beym Kratzen, theils beym Aufschneiden losgehen, sich öfnen und lange nässen.

Wenn nun um diese Zeit aus diesen Gründen Gefahr zu drohen scheinet, so muß man den Kranken in die freye Luft bringen, ihm zur Ader lassen, Blasenpflaster und Klystire setzen, und antiphlogistische Abführungsmittel verordnen: man muß auch hiernächst das gemeine Wasser, das er sich zum Trin-

ken bedient, oder ein erweichendes und auflösendes Decoct mit sauren Geistern und Obstsyropen versetzen.

§. 2.

Ich habe des Aufschneidens der Blattern hier nur im Vorübergehen erwähnt, ich muß mich aber doch weitläuftiger darüber heraus lassen. Wenn man eine Blatter aufmacht, so läuft alles Eiter heraus, in wenig Stunden aber steckt die Blatter unter der Kruste wieder voll Eiter, und wenn man das herauslässt so sammelt sich zum dritten, vierten und fünftenmal wieder neues Eiter darin an, und das geht so fort, wenn man zwey bis drey hundert Blattern täglich zwey bis dreymal öfnet. Hieraus erhellet deutlich, daß jedesmal aus dem Fettgewebe frisches Eiter in die geöfnete leere Blatter dringt, und daß, wenn diese Ableitung des Eiters nicht geschiehet, das Eiter nothwendig in dem Fett und Zellgewebe stecken bleibet, bis es durch Abführungen, die entweder die Natur oder die Kunst veranstaltet, und durch andre Ausleerungen aus dem Körper geschaft wird. Ferner, so lange es aus seinem Aufenthalte nicht herausgejagt worden ist, kann es unglücklicher Weise von den innern Theilen eingesogen werden, und wie wir aus der traurigen Erfahrung lernen, bald Glieder- und Gelenkkrankheiten, davon der Kranke öfters auf einige Zeit oder auch wohl auf Zeitlebens hinkend wird, u. dgl. oder sich auf den Lunge versetzen, dieses Eingeweide verstopfen, entzünden, kurzen Othem, Engbrüstigkeit und wohl gar die Lungensucht verursachen, oder im Kopfe stecken bleiben, da denn eine hitzige Hauptkrankheit, bald Kopfschmerzen oder hitziges Kopfweh, Taubheit, Blindheit, Veränderungen der Augen, u. s. f. daher entstehen. Wenn man

dieses alles reiflich erwäget, so siehet man, denk ich, leicht ein, daß man dem Kranken einen nützlichen Dienst erweiset, wenn man die Blattern aufsticht, und alles Eiter aus dem Zellgewebe ausleeret.

Um den eben genannten nachtheiligen Erfolgen vorzubeugen, hab' ich Th. 2. Kap. 3 der Heilungsmethode dieses Aufschneiden, theils durch meine eigene Erfahrung, theils durch die Erfahrung und darzu ertheilten Rath andrer angesehenen Aerzte von der Nützlichkeit desselben überzeugt, so ernstlich empfohlen und vertheidiget. Wiewohl nun zwar die Impfärzte diese Verfahrungsart bey den eingeimpften Blattern nicht leicht anrathen, so ist sie doch wenigstens bey den natürlichen Blattern sehr vortheilhaft. Und es wäre noch die Frage, ob nicht vielleicht von den Personen, denen man die Blattern eingeimpft hat, wenn sie deren eine große Menge bekommen, wenigere sterben, oder sonst ungesund und verstümmelt werden würden, wenn man ihnen ihre Blattern gleichfalls aufmachte?

Man sorgt auf diese Art auch zugleich vor die Erhaltung des äusserlichen guten Ansehens: wenn entweder die Blattern dichte aneinander stehen, oder das Gesicht mit Blasen beynahe ganz überzogen ist, und man öfnet diese nicht, so wird das Eiter, wenn es zu lange darinnen stockt, scharf; hierdurch wird die Haut angefressen, und der Kranke wird öfters so verunstaltet, daß er zeitlebens Gruben und Narben davon behält. Verschaft man aber dem Eiter einen Ausgang, und trocknet es, so oft es sich wieder gesammlet hat, rein ab, so kann es nicht scharf werden, und folglich die Haut nicht verderben: und das zwar um destoweniger, wenn die geöfnete Blatter

bis auf den Grund mit lauer Milch und Wasser öfters ausgewaschen und gereiniget wird.

Da hier einmal die Rede von der Erhaltung der Schönheit ist, so muß ich bey dieser Gelegenheit der Vorsicht der ältern Aerzte, und besonders des Sydenham erwähnen, und sie in der Rücksicht loben, daß sie die Gewohnheit hatten, die Haut, so bald sie trocken zu werden anfieng, mit Mandelöhl zu bestreichen. Denn das Eiter ist von einer solchen Beschaffenheit, daß es sogleich, wenn die Blatter im Mittelpunkte aufplatzt, sich verhärtet, und so sich selbst den freyen Abfluß verhindert.

Wenn es nun eine Zeitlang darinnen stockt, so frißt es die drunter liegende Haut an; ein Nachtheil, den man allerdings verhütet, wenn man sich die Mühe giebt, sowohl jede einzelne Blatter, als auch die ganze Blatterrinde mit Oehl, oder mit einer Mischung aus Milch und Wasser zu erweichen; dieses Verfahren hat, wie ich schon gesagt habe, auch noch den Vortheil, daß dann nicht leicht Gruben und Narben zurück bleiben. Man muß aber, um die Blatter aufzumachen, nicht hineinstechen, sondern schneiden, denn das Eiter läuft sonst nicht leicht heraus.

§. 3.

Gegen das Ende dieser Epoche ist es nothwendig, den Leib zu reinigen: dadurch wird das in Menge stockende Eyter, welches, wie wir erwiesen haben, unter der Haut wirklich vorhanden ist, weggeleitet, und hierdurch verhindert, daß es nicht an irgend einen Ort des Körpers zurücktrete, und Schaden anrichte. Wenn drey, vier bis fünf Unzen von dem

sogenannten Wienertränkgen nicht hinlängliche Oeffnungen machen, so kann man zwey, drey bis vier Quentgen Glaserisches Polychrestsalz, oder auch Seidschützer, oder Seignettesalz darunter mischen, und dasselbe so etwas stärker machen, oder man kann es mit einigen andern mehr laxirenden Arzeneyen versetzen; dies ist die beste Methode die Blattermaterie aus dem Körper zu bringen. Man muß aber diese Abführungen drey, vier bis fünfmal hintereinander, allemal über den andern oder dritten Tag wiederholen, damit nicht ein Theil der Materie, oder sonst eine Schärfe, die in der Folge Schaden thun könnte, im Körper zurück bleibe.

§. 4.

Nichts aber ist vortheilhafter, die Blattermaterie völlig aus dem Körper zu schaffen, als das Aderlassen: wiederhohlte Laxanzen sind zwar oft zur Erreichung dieses Endzwecks hinlänglich, wie ich eben gesagt habe, aber nicht selten bleibt doch etwas krankhafte Materie in dem Körper zurück. Um nun zu verhüten, daß daraus nicht nach den Blattern andre Krankheiten und schlimme Folgen entstehen, ist die Aderlaß das zuverläßigste und sicherste Mittel, wie ich dieses aus der untrüglichsten Erfahrung behaupten kann. Ich erinnere mich bey dieser Gelegenheit noch mit großem Vergnügen einer medizinischpraktischen Gesellschaft in Haag, von der ich vierzehn Jahre lang selbst ein Mitglied gewesen bin, und die ausser mir, noch aus folgenden Aerzten, dem Hrn. Abraham Westerhof, berühmten Praktikus, Rathsherrn und Stadtarzt in Haag, dem Hrn. Kornelius Heinrich Velse, Leibarzte des Prinzen von Oranien, Stadtarzte und vormals Professor der Anatomie, dem Hrn. Wil-

helm Ouwens, Professor auf der Universität Franecker, und Burgermeister, und dem Hrn. Paul Grauwen, Professor auf der Universität Harderwick, bestand. Alle Donnerstage kamen wir zusammen, und besprachen uns über die schwersten praktischen Fälle, die uns vorkamen; unter andern gieng unser gemeinschaftlicher Wunsch dahin, die wirksamsten Mittel ausfindig zu machen, durch welche man denen auf die Blattern so oft sich äussernden schlimmen Folgen vorbauen könne; und da uns verschiedene Kranke vorkamen, bey welchen wir bey Zufällen, die unmittelbar auf die Blattern folgten, das Blut von einer solchen Beschaffenheit angetroffen hatten, wie es bey Entzündungskrankheiten zu seyn pflegt, so beschlossen wir endlich einmüthig, allen solchen Kranken, wenn die Blattern eingetrocknet wären, zur Ader zu lassen, und wenn eine Speckrinde auf dem Blute wäre, die Aderlaß zu wiederholen: damit die im Körper zurückgebliebene Blattermaterie nicht andere nachtheilige Zufälle veranlassen könnte. Ich muß aufrichtig gestehen, daß wir uns über die glücklichen Folgen dieses unsers Vorsatzes sehr zu freuen Ursache hatten, und ich versichere, daß ich nach der Zeit nie die geringsten üblen Folgen nach den Blattern verspüret habe; denn nie bemerkte ich Schwäre, die doch sonst hier so häufig vorkommen, und höchst beschwerlich sind, noch Vereiterungen der Augen, noch schleichende Fieber, Husten oder Fehler an den äussern Gliedmassen des Körpers.

Sechstes Kapitel.

Ueber eine von andern Aerzten empfohlne Behandlungsart der äusserst entkräfteten Blatterkranken, welche der bisher beschriebenen Methode völlig entgegengesetzt ist.

§. 1.

Wenn sich bey den Blattern ein hoher Grad von Entkräftung äussert, und der Puls schwach ist, so erfodert die Krankheit mehr solche Heilmittel, welche die Kräfte der Patienten zu stärken geschickt sind, als ausleerende, und dahero schwächende Arzeneyen; Man wird wenig Schriften über die Blattern finden, worinnen dieses nicht ernstlich eingeschärft wäre: um aber die Zeit nicht mit Anführung derselben zu verderben, (denn es sind ihrer sehr viel,) will ich nur den Boerhaave anführen, und eine Stelle aus einem Briefe desselben an Hrn. Bastand aus Th. 5. der Kommentarien des Hrn. Baron van Swieten, S. 73. hier wörtlich einrücken. Er erzählt darinnen anfangs zween merkwürdige Fälle, wodurch er beweiset, daß man die Blattern wie eine Entzündungskrankheit behandeln müsse, und fährt dann folgendergestalt fort: „Ich muß aber hierbey erinnern, daß der Zustand dieser Krankheit bisweilen so beschaffen ist, daß das Blattergift seine schädlichen Wirkungen mehr durch starke Entkräftung und Mattigkeit, als durch Entzündung äussert. Alsdann ist die Hitze nicht sonderlich gros, und der Puls schnell und ausserordentlich schwach, der Kranke redet bisweilen ein wenig irre,

er ist äusserst entkräftet, die Blattern kommen langsam heraus, sind platt, klein, eingedrückt, und heben sich nicht recht, die Haut zwischen den Blattern sieht bleich und schlaff aus, und kurz, die Umstände sind so, daß man den Kranken schon sicher vor verlohren achten kann; sein Stuhl ist flüßig, sieht gelbbraun aus, und hat einen leichenartigen Geruch; der Kranke wird nach jeder Oefnung schwächer, er phantasirt und redet klar und heiser; unter diesen Umständen ist allerdings vorgeschriebene Behandlung schädlich, und die Krankheit an und vor sich selbst tödtlich. Dann verordne man einen Aufguß von einem Quentgen Giftwurzel, (Contrayeru) einem halben Quentgen virginianische Schlangenwurzel, einem Loth frischer Raute, ein Pfund abgezogenes Rautenwasser, sechs Unzen Rheinwein und ein Loth Zucker, und lasse den Kranken alle Stunden eine Unze heiß davon gebrauchen, ein Decoct von Scorzonerwurzel darauf trinken, und bemühe sich überhaupt die Kräfte des Kranken zu erwecken: übrigens mache man seine Einrichtung so, wie es die Umstände mit sich bringen. "

Boerhaave ist es aber nicht allein, der diesen Rath giebt, sondern fast alle Aerzte, die von den Blattern geschrieben haben, machen, wie ich bereits erinnert habe, einen Unterschied in der Behandlung dieser Krankheit, und behaupten, man müsse einigen Kranken kühlende, andern hitzige Arzeneyen geben, sie weichen aber darinnen voneinander ab, daß manche die meisten Blattern unter die rechnen, die mit hitzigen Mitteln behandelt werden müssen, andre wieder die wenigsten. Es giebt aber auch einige Aerzte, welche lehren, daß man alle und jede Blattern nach der hitzigen Methode kuriren müsse, und sie haben daher dieselbe allgemein eingeführet. Hieher gehört

z. B. Morton, welcher ausdrücklich sagt, daß er deswegen von der Methode des Sydenham abgehen müsse, weil dieser Schriftsteller die meistenmale kühlende Arzeneyen dabey gebe. Hatte aber wohl Morton hierinn recht? Freind wenigstens will ihm in dieser Rücksicht nicht beytreten; denn er sagt in lib. de Purg. in 2 var. const. stad. S. 24. „Morton hat sich ein gewisses Miasma oder Gift, das in den Lebensgeistern sitzen soll, erdacht, und fast bey allen Kranken drehet und wendet er sich so lange, bis er etwas davon bey ihnen entdecket, und dann behandelt er sie nach der seiner Hypothese angemessenen Methode.“

Der Hr. van Swieten ist in Ansehung der verschiednen Behandlungsart der Blattern der Meynung des Boerhaave, und sagt, bey den mehresten Kranken sey die kühlende, bisweilen aber auch bey einigen die hitzige Methode dienlich. Man lese seine Erläuterung des §. 1398. worinnen er sich über diesen Satz weitläuftig herausläßt, wenn er sagt: „Wir haben in dem vorhergehenden erinnert, daß sich bisweilen bey den Blattern in der ersten Epoche, oder der Ansteckungszeit weder ein heftiges Fieber, noch starke Hitze äussere, und der Patient dennoch gefährlich krank sey, wenn nemlich das Blatterngift nicht so wirkt, daß es eine Art von Entzündung erreget, sondern vielmehr dem Kranken plötzlich alle Kräfte beraubt. Ein erfahrner Arzt läßt sich aber durch jene trüglichen Kennzeichen, welche sehr wenig gefährliche Blattern zu verrathen scheinen, nicht täuschen, wenn er einen kleinen, schnellen und ungleichen Puls, eine beständige Beklemmung und Herzensangst und Kälte der äussern Theile bemerkt, sondern er prophezeyet, wenn gleich alle übrige Umstände sehr gut zu seyn scheinen, daß die Krankheit ziemlich gefährlich seyn werde.“

Ferner über §. 1384. sagt der Freyherr van Swieten: „Bisweilen aber geschieht es, daß das Blattergift am meisten die Lebenskräfte der Kranken fast ganz unterdrücket; in diesem Fall scheinet zwar die Entzündung weder heftig, noch gefährlich, und die Hitze nicht sonderlich groß zu seyn; vielmehr ist sie so unbeträchtlich, daß der Kranke eher kalt als warm ist, und sein Puls sehr schwach schlägt, doch läuft zugleich das Blut geschwind; bisweilen aber findet man auch den Puls nicht einmal geschwind, sondern er ist nur schwach und klein; der Kranke klagt dabey über gewaltige Angst, worauf sich in kurzem Merkmale einer faulichten Auflösung der Säfte, starke Blutflüsse, dann flüßige, braune, ermattende, leichenartige Stühle, blaue Flecken und mehrere andre tödtliche Symptomen zeigen, welche einen nahen und unausbleiblichen Tod verkündigen. Die Aerzte, welche in Blatterkuren viel Erfahrung haben, erzählen uns dergleichen Fälle, welche ihnen vorgekommen sind.“

Noch eine Stelle aus dem fünften Theil S. 1402. der Kommentarien des Freyherrn van Swieten gehört hierher, wo sich der Verfasser auf folgende Art ausdrückt: „Inzwischen ist man einstimmig der Meynung, daß die Aderlaß nicht allemal dienlich sey, denn zuweilen sinken um eben diese Zeit die Lebenskräfte ausserordentlich, der Kranke hat zwar starke Beklemmung, sein Puls aber geht schwach und ungleich, sein Gesicht ist blaß, und an den äussern Theilen beobachtet man kalte Schweiße. Bey solchen Umständen ergiebt sich von selbst, daß man nicht auf die Milderung der Heftigkeit des Fiebers, sondern vielmehr besonders darauf bedacht seyn müsse, daß man die Lebenskräfte unterstütze. Der berühmte Huxham, welcher im vorigen Falle ohne Verzug zum Aderlas-

sen zu schreiten räth, behauptet, daß, wenn die Sache so stünde, man nicht genug hitzige Arzeneyen geben könne: man solle verschiedene Blasenpflaster ansetzen, und den Kranken eine ziemliche Menge warmen Wein trinken lassen, als von welchem er großen Nutzen wahrgenommen habe." Der Hr. Baron van Swieten verordnete bey diesen Umständen, dem Vorschlage des Boerhaave gemäß, die Safrantinktur, welche theils die Lebenskräfte erweckt, theils wegen ihrer beruhigenden Kraft die Krämpfe und die Unruhe der Nerven stillt.

Man schlage alle Schriften der Aerzte, die von den Blattern handeln, den Sydenham, Morton, Lyster, Mead, Freind, Lobb, Huxham u. a. nach, und man wird finden, daß sie allerseits diese gefährliche Art der Blattern in jeder Epoche derselben bemerket, beklaget und beschrieben haben: und nur darinnen voneinander abweichen, daß einige diese Bösartigkeit bey den meisten, andre bey wenigern, und noch andre bey den allerwenigsten Blatterkranken angetroffen und bemerket haben wollen.

Was ist aber wohl die Ursache, warum diese Schriftsteller die jetzt beschriebene Bösartigkeit der Blattern in ihren Werken zum Theil als etwas gewöhnliches und oft vorkommendes, zum Theil als etwas seltnes anführen? Vielleicht hat sie einer oder der andre deswegen als oft vorkommend beschreiben müssen, weil er solche Epidemien erlebt hat, wo dergleichen unglückliche Blattern häufig anzutreffen waren: Allein dies können wir von andern nicht muthmassen, welche in ihrer vieljährigen Praxis sehr viel Blatterkranke kuriret, und ihre Bemerkungen darüber mitgetheilet haben. Es muß also eine andre Ursache statt finden. Um diese zu erörtern, müssen wir

die schwersten Fälle genauer betrachten. Zuförderst aber wollen wir die Beschaffenheit des Pulses bey dieser bösartigen Gattung von Blattern untersuchen: dieser wird uns als schwach, klein, mitunter ungleich, und entweder geschwind, oder eben nicht sehr geschwind, beschrieben, das Gesicht soll bleich, die äussern Theile kalt, und mit kaltem Schweiße benetzt seyn. Diese und keine andere Beschaffenheit soll der Puls haben, durch die angeführten Merkmaale soll er sich der Beschreibung der berühmtesten Aerzte zufolge bey dieser tödtlichen und bösartigen Beschaffenheit der Blattern deutlich zu erkennen geben; und derjenige Puls, welcher diesem in einigen oder in mehrern Stücken nahe kommt, soll einen ähnlichen oder etwas geringern Grad der Bösartigkeit bedeuten.

§. 2.

Da dies in der That einer der allerschwersten praktischen Fälle ist, so müssen wir, um mehreres Licht hierinnen zu bekommen, in den Schriften der größten praktischen Aerzte selbst Aufklärungen suchen.

Der Herr Hofrath Triller, einer der gelehrtesten Aerzte unsers Zeitalters, in seinem Buche ist de Pleur. Aegr. I. der Meynung, daß bey jenem Kranken, den er am fünften Tage der Krankheit schon als im Sterben begriffen, und einem Todten fast ganz ähnlich fand, die Aderlaß das nöthigste Heilmittel wäre; er beschreibt diesen Menschen folgendergestalt: „sein Gesicht war blas und die Nase spitzig; die Schläfe waren eingefallen, die Lippen blau, die Augen stier, steif und dunkel; im ganzen Körper bemerkte man eine Kälte, die Brust und die Gegend des sogenannten Herzbügels war aufgetreten und geschwollen, der Unterleib hingegen eingezogen, der Puls setzte aus,

war ungleich in seinen Schlägen, und so schwach, daß man ihn öfters kaum fühlen konnte; das Athmen gieng sehr schwer von statten, das Haupt und Hals hiengen welk und auf die Schultern aufgestemmt, kurz er war ein lebendig Bild des Todes. — In dieser äussersten Gefahr, wo ich wenig zu rathen oder zu helfen wußte, entschloß ich mich endlich, eine Aderlaß zum drittenmal anstellen zu lassen, und auf die Wirkungen derselben aufmerksam zu seyn. — Ich ließ dahero die Füße des kalten und halbtodten Kranken sogleich in heisses Wasser setzen, darauf mit der Lanzette eine ziemlich große Oefnung in eine Ader am rechten Fuße machen, aber vergebens, denn es kam auch kein Tropfen Blut zum Vorscheine; eben diesen Erfolg bemerkte ich auch, als ich hierauf am linken Fuße eine Blutader hatte öfnen lassen. — Ich verordnete, daß man das Wasser noch mehr erwärmen, und beynahe kochend heis machen mußte; und diesen Rath befolgte man so genau, daß dadurch Blasen an den Füssen entstanden, und die oberste Haut losgieng; dieses Verfahren hatte aber auch nächst göttlicher Hülfe den vortreflichsten Nutzen; beyde Adern, welche vorher vergeblich geschlagen worden waren fiengen nun nach Wunsche an zu laufen, und es gieng so viel Blut ab, daß zusammen auf zwölf Unzen ins Wasser flossen. Nun änderten sich aber auch die Umstände des Kranken auf eine sehr vortheilhafte Art: Sobald das Blut zu laufen anfieng, bekam der Patient eine lebhafte Gesichtsfarbe, sein Körper wurde wieder natürlich warm, er schöpfte freyer Othem als vorher, die Pulsadern schlugen stärker und ordentlicher, und kurz, der schon halb todte Mensch lebte allmählich wieder auf. Den neunten Tag löseste sich die Krankheit durch den Auswurf, durch Schweiße und den Urin vollkommen. "

In des Hrn. von Hallers Th. 2. Disp. de Morb. Hist. et Cura n. 52. wird eine ebenfalls bey äusserster Schwäche unternommene ähnliche Kur erzählet, welche der Leibarzt des Königs von Preußen, Cothenius, gemacht hat.

In den Beschreibungen der Aerzte von der Pest findet man eine Menge solcher Kuren, die bey einem ähnlichen Grade der Bösartigkeit geschehen sind. Die Aerzte haben zu allen Zeiten die irrige Meynung für wahr gehalten, daß das Aderlassen bey Pestkranken todtschädlich sey, weil die Pest ohnehin schon den höchsten Grad von Schwäche zu verursachen pflege. Ich habe Th 1. Kap. 10. der Fortsetzung der Heilungsmethode aus der medizinischen Geschichte aller Jahrhunderte dargethan, daß die meisten Aerzte dieser Meynung gewesen sind, und zugleich durch einige angeführte Schriftstellen meinen Satz bestätigt.

Dieses Vorurtheil gieng in der That so weit, daß man allgemein überzeugt seyn zu müssen glaubte, daß es vollkommen einerley sey, einen Kranken, dessen Puls so schwach gieng, und dessen Kräfte so gesunken waren, zur Ader zu lassen, oder ihn todtzuschlagen. Da indessen die weisere Natur die gefährlichsten Kranken oft durch von selbst entstandene Blutausleerungen völlig heilte, so wurde hierdurch das alte Vorurtheil zwar noch nicht gänzlich ausgerottet, aber einige Aerzte z. B. Oribasius und andere, unterfiengen sich doch, ihr nachzuahmen, und dem Kranken obschon nicht zur Ader zu lassen, doch die Menge des Blutes desselben durch öfteres Schröpfen zu vermindern. Der Erfolg hiervon war so, wie man ihn wünschte; denn fast alle Patienten, die sie so behandelten, kamen mit dem Leben davon. Andere Aerzte giengen noch einen Schritt weiter, und verstatteten nur im Anfange der

Krankheit eine mäßige Aderlaß, und Felix Plater endlich, der doch fest an der alten Meynung hieng, rühmte gleichwohl das Glück derer, „welche indem sie das äusserste versucht, und dem Kranken so reichlich zur Ader gelassen hatten, daß er davon ohnmächtig geworden war, viele dadurch gerettet zu haben versicherten, und keine andre, als reichliche Blutausleerungen vor dienlich und nützlich hielten.“ Doch diese Aerzte, welche Plater meynt, erlaubten die Aderlaß nur im Anfange der Pest. Nach und nach ward man dreister, und ließ auch im Fortgange der Krankheit zur Ader, doch durften sich noch keine Pestbeulen oder Pestkohlen gezeiget haben. Diese Meynung war es, welche auch Sydenham vertheidigte; endlich aber liessen Riverius, Botallus, Mareskottus und Sinapius bey ihren gefährlichsten Pestkranken, deren vorher eine große Anzahl zu ihrem größten Leidwesen vor ihren Augen gestorben waren, wenn man ihnen keine Ader geöfnet hatte, auch dann noch Blut ab, wenn sie schon Beulen hatten, und retteten auf diese Art die meisten ihrer Patienten.

Aus eben dem falschen Grundsatze, den man in Ansehung der Behandlung der Pestkranken hatte, wagte man es auch nicht, in den Blattern zur Ader zu lassen, weil diese, zumal wenn sie öfters bösartig waren, die Kranken ausserordentlich entkräfteten. Indessen hat die Erfahrung den praktischen Aerzten gelehrt, daß, so wie eine reichliche Blutausleerung durch die Mutter, durch die goldne Ader und durch die Nase solche dem Ansehen nach tödliche schwache Blatterkranke vom Tode rettete, eben auch das Aderlassen diese Schwäche heile, und wenn der Kranke auch so voll Blattern wäre, daß man kaum ein Fleckgen fände, wo man den Schnepper anbringen könnte.

Aus dem, was bisher gesagt worden ist, kann ich wie es scheint, billig die Folge ziehen, daß zwar allerdings eine solche Schwäche, wie sie in den angeführten Stellen beschrieben ist, bey den Blatterkranken manchmal statt findet, wo es strafbar seyn würde, eine Ader zu öfnen; allein daß diejenige Art von Schwäche, welche nicht von Mangel und Verlust, sondern lediglich von der Unterdrückung der Kräfte herrühret, wo die Wirksamkeit der Lebensgeister gleichsam eingeschränkt ist, viel häufiger als jene sey; und wenn man derowegen die Menge der Säfte, von der eigentlich die Unterdrückung der Lebenskräfte abhangt, vermindert, so erhalten die Gefäße die Kraft sich zusammenzuziehen, die Säfte bewegen sich wieder frey durch dieselben, und die Kräfte des Kranken müssen sichtbarlich und in kurzer Zeit nach der Aderlaß steigen. Um meinen Lesern durch Wiederhohlungen nicht mißfällig zu werden, verweise ich sie auf die weitläuftige Erörterung dieser Wahrheit in dem angezogenen Kapitel des ersten Th. der Fortsetzung der Heilungsmethode und in der zwoten Abth. des 14ten Th. der Heilungsmethode selbst.

Wenn es dahero gewis ist, daß es weder in gemeinen bösartigen Krankheiten, noch in Blattern viele Fälle giebt, wo die Schwäche der Kranken von einem wirklichen Mangel der Kräfte und von einer wahren Auflösung der Säfte herrühret: im Gegentheil aber die Fälle desto gemeiner sind, wo die Kranken wegen des gehemmten Kreislaufs der Säfte zwar schwach zu seyn scheinen, in der That aber es nicht sind: wenn ferner, nach denen Bemerkungen der Aerzte, die meisten Kranken aus einer wirklichen Schwäche umkommen, auch wenn man ihnen nicht zur Ader läßt; bey der scheinbaren Schwäche aber die meisten, welche ausserdem sterben müßten, durch

reichliche Aderlässe gerettet werden; so folgt meines Erachtens sehr richtig hieraus, daß unendlich mehrere an einer bösartigen Schwäche, die eine Folge dieser, oder einer andern Krankheit ist, ohne Aderlaß sterben, als draufgehen würden, wenn man ihnen Blut abließ: und daß es also vor die Erhaltung des Menschengeschlechts ein weit vortheilhafterer Rath sey, das Aderlassen bey der Schwäche in der Pest, in den Blattern, und in hitzigen Krankheiten zu empfehlen, als es zu verbieten, und aus Furcht vor der Schwäche das Blut, das doch die wahre Ursache derselben ist, weil dessen Menge die Kräfte unterdrückt und die scheinbare Schwäche verursachet, im Körper zu lassen.

Man könnte mir zwar hierauf erwiedern, daß doch auch, wie hinlänglich bekannt ist, viele Aerzte so glücklich gewesen wären, in den Blattern und andern Krankheiten, wo ihre Patienten ausserordentlich matt gewesen waren, viele derselben auch ohne Aderlässe, und sogar beym Gebrauch der stärksten Herzstärkenden Arzeneyen, die im Wein eingenommen wurden, beym Leben zu erhalten, oder vielmehr vom Tode zu retten. Allein ich habe hierwider verschiedenes einzuwenden.

1) Ob es schon richtig ist, daß einige Kranke auf diese Weise wieder gesund worden sind, so kommen doch alle Geschichtschreiber der Pest darinnen einstimmig mit einander überein, daß bey einer so großen Kraftlosigkeit die meisten Kranken, denen man herzstärkende Mittel gegeben, und nicht zur Ader gelassen hat, gestorben sind: Boerhaave und der Hr. Baron van Swieten bezeugen dieses in den oben angeführten Stellen selbst.

2) Eben diese Aerzte, welche von der Pest geschrieben haben, und bey so bewandten Umständen weder Aderlässe erlaubten, noch auch andre, als herzstärkende Arzeneyen, mehr aus Ehrerbietung gegen die eingeführte Gewohnheit, als in der Hofnung, die Kranken dadurch gesund zu machen, geben, haben uns viele bewundernswürdige Kuren erzählt, (von welchen sie theils selbst Augenzeugen gewesen waren, theils nur hatten reden hören,) wo entweder die Natur die Kranken durch von selbst entstandene reichliche Blutflüsse, oder die Aerzte durch viel Aderlassen oder Schröpfen vom Tode gerettet hatten.

3) Besonders diejenigen Geschichtschreiber der Pest haben dergleichen natürliche oder künstliche Blutausleerungen in der größten Schwäche der Pest oder der Blatterkranken gelobt, welche vormals, als sie nach der alten Methode kurirten, wenige, nachher aber, als sie der Anleitung der Natur folgen lernten, viele Kranke beym Leben erhalten haben.

4) Wenn aber auch manchmal ein Kranker, der in äusserster Schwäche lag, durch herzstärkende Mittel vom Rande des Grabes zurückgerufen worden ist, so sind doch die Herzstärkungen oder der Wein mit einer solchen Menge Wasser oder Molken vermischt gewesen, daß die dadurch bewirkte Verdünnung der Säfte mehr, als die Herzstärkung, zu ihrer Rettung beygetragen hat: Dies kann man aus verschiedenen Erzählungen, welche jene Schriftsteller aufgezeichnet haben, schliessen. Oder man hat den Patienten den Safran zur Herzstärkung gegeben, von dem man nicht wissen kann, ob er mehr als ein herzstärkendes und gewürzhaftes, oder als ein beruhigendes Mittel, in welcher Rücksicht er in den bösartigen Blattern sehr gelobt zu werden verdient, gewirkt hat. Oder die

Kranken haben auch wohl ein so zähes Leben gehabt, daß sie im Stande gewesen sind, nächst der Krankheit auch noch die fehlerhafte Behandlung derselben zu überstehen.

§. 3.

Der Ungrund und die Nichtigkeit der Ursache, warum man in der Schwäche bey bösartigen Krankheiten die hitzige Behandlung der gemäßigten vorziehen solle, ist also glaub' ich hinlänglich erwiesen: ich muß aber noch einen Umstand untersuchen, dessentwegen die Aderlaß bey jenem Zufall erlaubt seyn soll, und dieser ist die faulichte Auflösung der Säfte. Es fragt sich also, sind die Säfte bey bösartigen Krankheiten und bey der größten Ermattung der Patienten faul und aufgelößt?

Ob diese Beschaffenheit der Säfte wirklich statt finde, läßt sich nicht durch Vernunftschlüsse, sondern durch Erfahrung bestimmen. Es giebt in der That eine sehr grosse Menge Fälle, wodurch dieser Grund, daß man kein Blut ablassen dürfe, widerleget wird; ich selbst habe bey einzelnen Kranken sehr viele Bemerkungen dieser Art gemacht, und ich habe meinen Schülern im Krankenhause, und auch in meinen Schriften den Ungrund dieses Vorgebens so oft und deutlich dargethan, daß ich die Grenzen dieses Buchs allzusehr erweitern würde, wenn ich alle jene Beobachtungen weitläuftig anführen wollte. Man lese darüber, wenn man sich nochmals davon unterrichten will, Th. 1. von S. 101 bis 109. Th. 2. das ganze zweyte Kapitel, Th. 3. das ganze dritte Kapitel, Th. 4. Kap. 6. S. 202. Th. 5. Kap. 1. S. 3. Th. 9. von S. 68 bis 78. der Heilungsmethode und Th. 1. das neunte Kapitel der Fortsetzung derselben nach.

Um aber kürzlich zu sagen, was alle diese Versuche und Fälle ausgewiesen haben, will ich nur einiges anführen. Meine Zuhörer haben sehr oft gesehen, daß in höchstbösartigen Blattern, in eben so schlimmen Masern und Scharlachfiebern, und zwar bisweilen einige wenige Stunden vor dem Tode der Kranken, das Blut entweder mit einer dicken Rinde bedeckt, oder der rothe Theil desselben von einer so festen Beschaffenheit gewesen ist, daß man ihn kaum hat durchschneiden können; daß ferner in hitzigen Entzündungsfiebern, die nicht bösartig waren, das Blut entweder mit keiner Rinde bedeckt, oder der rothe Blutkuchen aufgelöset, oder wie ein Brey beschaffen gewesen, und daß sich der rothe Theil nicht von dem Blutwasser abgesondert hat, und keinesweges geronnen ist; daß noch öfter das Blut bey der ersten Aderlaß dicke, bey der folgenden aufgelöst, und so umgekehrt angetroffen wurde, und daß dies bald an einem andern Tage und zu einer andern Stunde, bald bey einer und eben derselben Aderlaß statt fand; und daß demohnerachtet bey aller der Verschiedenheit die Entzündung fort dauerte, und bald die Genesung, bald der Tod, bald andere Krankheiten darauf erfolgten.

Wenn man also wenige Beyspiele von einer wahren Schwäche und einer wirklichen Auflösung der Säfte ausnimmt, welche die vorhin angeführten großen Aerzte bemerket haben: so giebt es viel tausend Fälle, welche offenbar eine ganz andre und dieser entgegengesetzte Beschaffenheit beweisen, und sonach anzeigen, daß die theoretische Eintheilung der Krankheiten in gutartige, d. i. in solche, wo die Säfte eine dicke Beschaffenheit haben, und im Körper des Kranken hinreichende Kräfte zur Kochung vorhanden sind, und in bösartige, oder solche, wo der äusserste

Mangel der Kräfte, eine Auflösung des Blutes, und die Abwesenheit der Lebensgeister den Tod drohen, keinesweges ihre vollkommene Richtigkeit habe, sondern in der Kenntniß und Beurtheilung der Krankheiten zu Fehlern verleite, und in Absicht auf die Behandlung derselben höchst gefährlich sey. Hingegen beruht die Eintheilung des Hippokrates, welche auch Sydenham und Boerhaave angenommen haben, und die Definition desselben von den gutartigen und bösartigen Krankheiten auf weit festern Gründen. Denn bey jenem alten Arzte heissen gutartige Krankheiten diejenigen, welche von gewöhnlichen Ursachen entspringen, während ihrer ganzen Dauer, in Betracht der Zeit, der Symptomen und des Ausgangs die gewöhnliche Ordnung halten, und durch die eingeführten Mittel heilbar sind, und selten tödtlich werden: Bösartige aber die, welche von einer Art von Gift oder andern gewaltsamen Ursachen herrühren, sich nicht so, wie sonst hitzige Krankheiten zu thun pflegen, verhalten, ganz ausserordentliche und nicht zur Krankheit passende Symptomen mit sich führen, bey der Anwendung der schicklichsten Mittel sich eher verschlimmern als verbessern, und eine große Anzahl derer, die sie befallen, unter die Erde bringen.

Ich urtheile demnach lediglich aus Versuchen, daß ich die Heilart, wie man die natürlichen Blattern behandeln müsse, gezeiget, und mit Hülfe der von den Impfärzten gemachten Beobachtungen so eingerichtet habe, daß, wenn nicht ausserdem Schwierigkeiten, beyde Methoden bey der Behandlung der natürlichen Blattern anzuwenden gemacht werden, nichts wahrscheinlicher zu hoffen stehet, als daß, anstatt daß die Blattern bisher so eine ungeheure Menge Men-

schen hingeraffet haben, in Zukunft die meisten, welche diese Krankheit bekommen, glücklich, gut und mit dem Leben davon kommen werden.

Ich habe mir meines Erachtens alle mögliche Mühe gegeben, die erheblichsten Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, und ich will nun meine Arbeit mit Erzehlung der merkwürdigsten Erfahrungen, die der Herr Baron van Swieten in der Vorrede zum fünften Theile seiner Erläuterung der boerhaavischen Lehrsätze anführt, beschliessen:

„Ich habe, sagt dieser Schriftsteller, das Glück gehabt, eine Menge Personen zu sehen, denen die Blattern eingeimpfet worden waren, und die gleichwohl während der ganzen Dauer der Blatterkrankheit nicht einen Tropfen Arzeney einzunehmen brauchten.“

„Ihre Speisen waren Brühen oder Fleisch von jungen Thieren, weiche Gartengemüse, und reifes Obst, ferner Brod und Mehlspeisen: auch erlaubte man ihnen manchmal Eyer unter den andern Nahrungsmitteln zu geniessen.“

„Alle Kranke wohnten in dem ziemlich weitläuftigen Sommerpallaste; die Kaiserin verschafte ihnen alles nothwendige an Kost und Bette, und theilte sogar nach überstandener Krankheit einem jeden derselben ein kleines Geschenk mit: sie giengen täglich zur Vor- und Nachmitttagszeit viele Stunden lang miteinander im Garten herum, zum Mittags- und Abendessen aber begaben sie sich wieder nach Hause. Einer von den Leibärzten hatte den Auftrag, vor sie allerseits gehörige Sorgfalt zu tragen.“

„Da ich selbst ziemlich nahe an diesem Hause wohnte, so konnte ich leicht bemerken, wie das Befinden der funfzehn jungen Personen, denen man die Krankheit eingepfropft hatte, von der Einimpfung an bis nach überstandenen Blattern beschaffen war.“

„Alle Vorfälle, welche sich mit diesen Personen zutrugen und merkwürdig waren, wurden sorgfältig aufgezeichnet, und binnen kurzer Zeit wird hiervon dem Publikum Rechenschaft gegeben werden.“

„Da aber diese künstlichen Blattern eben so gut anstecken, als die natürlichen, so pflanzte sich die Krankheit in einem dem Schlosse nahe liegenden Dorfe weiter fort, und denen Personen, die die natürlichen Blattern hierdurch bekommen hatten, wurde erlaubt, im Schlosse bey den vorigen sich aufzuhalten; alle diese wurden auf die nämliche Art behandelt, wie die, denen man das Uebel eingeimpft hatte, und alle kamen sehr gut durch.“

„Es sind dahero verschiedene auf die Gedanken gekommen, daß die natürlichen Blattern, wenn man den Kranken gleichfalls die freye Luft verstattete, ohne viele Arzeneyen, und ohne eine strenge Lebensordnung eben so glücklich geheilt werden könnten, als die eingeimpften.“

„Mir ist bekannt, daß ein Mädgen, das ziemlich stark zusammenfliessende Blattern hatte, und im Schlosse in eben dem Zimmer wohnte, wo die sich aufhielten, denen man die Krankheit eingeimpfet hatte, auch mit ihnen täglich in Garten gebracht wurde, glücklich durchgekommen ist.“

„Ich habe eben diese Methode bey vielen Blatterkranken die ziemlich voll Pocken waren, die aber doch nur einzeln standen und nicht zusammenflossen, versucht, und der Erfolg hat meinen Wünschen glücklich entsprochen.“

„Diejenigen, welche um dergleichen Personen waren, wunderten sich, daß eine so gefährliche und schwere Krankheit so einfach behandelt, und glücklich geheilt werden könnte. Aber es ist ein altes und wahres Sprüchwort:

„Das einfache, natürliche und ungekünstelte hat das Siegel der Wahrheit.“

Des zwoten Bandes

der Fortsetzung

der Heilungsmethode

zwote Abtheilung,

worinnen einige schwere pathologische Fälle erzählet, erläutert, und durch Zeichnungen deutlich gemacht werden.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320759/phys_0115
DFG

Vorrede.

In dieser zwoten Abtheilung dieses Bandes will ich einige wichtige pathologische Fälle erklären, welche theils in verschiedenen Abschnitten dieses Werks schon beschrieben worden sind, theils aber noch nicht darinn angeführt werden konnten, weil die Anzahl der Bemerkungen zu groß war, theils auch sich in die Kapitel wegen Verschiedenheit der Materien, nicht füglich schicken wollten, und daher auf gelegenere Zeit und Umstände versparet werden mußten, theils endlich mir nach der Herausgabe jener Theile erst vorgekommen sind. Die Abbildungen hab' ich deswegen beygefügt, weil durch dieselben oft das, was man mit Worten nicht hinlänglich deutlich machen kann, in ein helles Licht gesetzet wird. Sollte es der Vorsehung gefallen, mein Leben zu verlängern, und mir in der Folge Kräfte zu schenken, so will ich dem folgenden Theile noch mehrere Kupfer beyfügen. Denn da ich von jeher gewohnt gewesen bin, die meisten Patienten, welche zu mir ins Hospital gebracht worden sind, und sich in chronischen Krankheiten meines Raths bedienet haben, sie mögen nun im Krankenhause, oder in der Stadt und den Vorstädten sterben, öffentlich zu zergliedern, um die Ursachen ihrer Krankheiten zu entdecken, mir ihre innere Beschaffenheit abzuzeichnen, und meinen Zuhörern darüber die genaueste und richtigste Nachricht und Auskunft zu geben, so kann man sich leicht vorstellen, daß ich eine sehr starke Sammlung merkwürdiger und sonderbarer Beobachtungen besitze.

Meines Erachtens wird diese Unternehmung von nicht geringem Nutzen seyn: denn wiewohl die Bemühungen der ältern, und die darauf gegründeten und fortgesetzten Arbeiten der neuern Aerzte zur Erweiterung und Ausbrei-

tung der Arzeneykunst sehr viel beygetragen haben, so geschiehet es demohnerachtet oft, daß die Natur besondere Abweichungen macht, und daß sie aller angewendeten Kunst widersteht. Denn man findet bey Leichenöfnungen, daß entweder die Krankheit eine Ursache gehabt hat, die man nach allen Umständen bey Lebzeiten der Kranken entweder gar nicht, oder doch nicht so, wie sie sich wirklich zeiget, vermuthen konnte, oder, wenn man geglaubt hatte, daß nur eine einzige Ursache der Krankheit gegenwärtig wär, so sind derselben mehrere, oder, wenn auch das Uebel nur von einer Ursache abgehangen hat, so ist sie von einer solchen Beschaffenheit, daß sie sich beym Leben nicht durch zuverläßige Zeichen zu erkennen geben konnte. Oft kann man auch wohl gar keine Ursache der Krankheit entdecken, oder es offenbaren sich zugleich bey der Oefnung eines Leichnams ein oder mehrere merkwürdige Umstände, die an der Krankheit Ursache gewesen, und dennoch nie im ganzen Leben durch Wirkungen sich geäussert hatten, von deren Gegenwart man also gar keinen Argwohn haben konnte: die Vortheile, welche wir durch diese Kenntnisse erlangen, sind aber sehr beträchtlich. Denn ein wahrer Arzt muß nicht nur wissen, wie eingeschränkt öfters die Gränzen seiner Kunst sind, sondern auch, wie viel sie in vielen Fällen auszurichten vermag.

Erstes Kapitel.

Vom Nieren- und Blasensteine, und von den verschiedenen Veränderungen und widernatürlichen Abweichungen der Theile, die zur Absonderung des Harns gehören.

Im ersten, zweyten und dritten Kapitel hab' ich blos die Kupfer erkläret, und, wenn die Geschichte der auf den Kupfern vorgestellten Umstände bereits in der Heilungsmethode erzehlet worden ist, die Leser auf den Theil und die Seite meines Werks verwiesen, wo sie dieselbe finden können: kommt aber keine Nachricht davon in einem Theile vor, so hab' ich diese zuerst gegeben, und dann den beschriebenen Fall erkläret und sinnlich gemacht. Im vierten Kapitel hab' ich endlich die Auslegung und Beurtheilung aller dieser Fälle meinen Lesern mitgetheilt.

Die erste Beobachtung betrift die Urinwege eines jungen Menschen von eilf Jahren, dessen Geschichte Th. 1. S 75. u. f. beschrieben ist, und daselbst nachgelesen werden kann: auf dem Kupfer ist die Lage der Theile, so wie sie im Körper statt fand, genau abgezeichnet worden.

Erstes Kupfer.

Erste Figur.

A. A. Die widernatürlich großen Nieren nebst der äusserlichen Substanz.

B. B. Die ausserordentlich vergrösserten Nierenbecken.

C. C. C. C. Diese Punkte zeigen die fortgehenden Aeste der Nierenbecken an, die unter der äussern borkigen Substanz der Nieren fortliefen, und ohne Verletzung nicht weiter nach oben zu abgesondert werden konnten.

D. D. D. D. Die auf verschiedene Art erweiterten und gewundenen Harngänge.

E. E. Die durchschnittene Harnblase, nach ihrer wahren Dicke, doch nur halb so groß, als sie eigentlich war.

F. Die Lage und Gestalt des Steins, welcher zwo Unzen weniger ein halbes Quentgen wog, und noch einmal so groß war, als er hier vorgestellt ist

G. Eine Erhabenheit am Steine, die in der Gegend, wo der Harngang in die Blase gieng, lag, und die Oefnung desselben zum Theil verschloß.

Zwote Figur.

Abriß der Blase von hinten.

D. D. Die Harngänge.

E. E. Die Urinblase.

F. F. Die Vereinigung der ofnen Harngänge mit der Blase, die aber vom Steine zusammengedrückt waren.

G. Die Erhabenheit in der Blase vom Steine.

H. Das Loch in der Blase, welches aus derselben in den brandigten Sack geht, der durch eine breite Verwachsung des Mastdarms und des wurmförmigen Fortsatzes hinten an dem obern Theile der Blase entsteht. M. s. den angeführten Ort.

Zweyte Beobachtung. Ein Bäcker von sechs und zwanzig Jahren, welcher bereits im vierten Jahre seines Alters einen Stein von der Größe eines Gerstenkornes mit dem Harn von sich gegeben hatte, und seit der Zeit immer einen mit stinkendem und sich auf dem Boden ansammelnden zähen Schleime vermischten Urin abließ, mußte sich beym Abgange dieser Feuchtigkeit öfters rückwärts biegen, und hierbey allemal viel Schmerzen erleiden. Er hatte vorhin schon, und besonders in den letzten fünf Monaten viel Arzneymittel, aber ohne allen Nutzen gebraucht, und nun seine Zuflucht in unser Krankenhaus genommen, wo man ihm den Stein schneiden wollte. Der Katheter gieng ohne Mühe in die Blase; man fühlte den Stein deutlich, und die Einspritzungen in die Blase, um die Schmerzen des Kranken zu lindern, giengen sehr gut in dieselbe über. Von dem Tage an, da man beschlossen hatte, den Steinschnitt zu machen, war es aber bis zu seinem Ende gar nicht mehr möglich, weder irgend eine Art von Katheter noch auch Kerzgen in die Blase zu bringen: er hatte schreckliche Schmerzen, öftere Anfälle von einem heftigen Fieber, Schlaflosigkeit und endlich Schlafsucht, und sein Todeskampf, der sechzehn Stunden dauerte, war in der That schrecklich anzusehen. Wegen des sehr heftigen Fiebers ließ man diesem blas aussehenden und viel Jahre kakochymischen Manne in der letzten Krankheit zweymal zur Ader, das Blut floß mit Lebhaftigkeit hervor, und es währte nicht lange, so zeigte sich obenauf eine wahre pleuritische Rinde, und unten war es so fest und harte, daß man es kaum zerschneiden konnte.

Diese Geschichte stehet noch nicht in meiner Heilungsmethode: aber auf dem siebenten Kupferblatte sind die bey der Leichenöfnung beobachteten widerna-

türlichen Veränderungen welche folgende waren, abgezeichnet:

A. A. Die Nieren: von welchen besonders die rechte ungeheuer groß, und von einer ganz widernatürlichen Beschaffenheit war.

B. Die Nierenpapillen, deren Substanz verzehrt, und mit ausgetretenem Harn ganz angefüllt war.

C. C. Ein großer Stein und ein dergleichen ganz kleiner in der rechten Niere; der erste hatte sehr viel und wenigstens dreyzehn Fortsätze, welche sehr übel gestaltet und rauh waren.

D. D. Die ausserordentlich großen Becken beyder Nieren, sowohl der rechten, worinn der Stein war, als der linken, in der man keinen Stein fand.

E. Die linke Niere, deren Bauart ganz zerstört war, wiewohl kein Stein drinnen lag; die ganze Höle derselben war mit ausgetretenem Harn angefüllt.

F. F. Die sehr widernatürlich beschaffenen Harngänge, beyder Nieren, deren verschiedene Weite und Krümmungen vorgestellt sind, so wie

G. G. Ihre Weite bis an die Blase anzeigt.

H. Die Harnblase, nebst der Harnröhre und den Saamengefäßen.

I. I. Die Dicke und Festigkeit der zerschnittenen Blase.

K. Der Stein in seiner Lage.

L. Der Ort am Steine, wo derselbe äusserlich gleichsam wie beschabt war, und auf dem Boden schwarz aussahe.

M. Der aus der Niere herausgenommene Stein, nebst seinen mannichfaltigen Fortsätzen.

Dritte Beobachtung. Ich habe im vierten Bande der Heilungsmethode Th. 9. Kap. 1. §. 5. S 190 bis 196. die Geschichte eines Mannes beschrieben, der im achten Jahre seines Alters mit einem Balle an die Lenden geworfen worden war, und endlich im vierzigsten Jahre des Lebens, kurz vor seinem Ende, in unser Krankenhaus gebracht wurde, weil er sich über sehr heftige Nierenschmerzen beklagte, die von Steinen herrührten. Zur Erläuterung dieser Geschichte habe ich auf dem dritten Kupfer nur die Steine abgezeichnet, die Abbildung der Nieren, Harngänge und Blase aber weggelassen, weil diese Theile in Ansehung der Größe und Weite denen, welche in den Leichnamen der Kranken, von welchen ich in den beyden ersten Fällen geredet habe, gefunden worden waren, und die ich schon hatte abzeichnen lassen, ziemlich gleich kamen. Man suche auf diesem dritten Kupferblatte nicht die mit A. B. C. D. E. und F. sondern die mit 1. 2. und 3. bezeichneten Figuren.

Drittes Kupfer.

Die Figuren Nummer 1. 2. 3. mitten auf dem Kupferblatte.

Figur Nummer 1.

Abbildung der vier Steine, die mit A. B. C. D. bezeichnet und in der Lage befindlich sind, wie sie in der Niere aneinander angränzten.

Figur Nummer 2 und 3.

Eben diese Buchstaben A. B. C. D. zeigen die nemlichen vier Steine, aber von einer andern Seite ein-

zeln, und nicht mehr unter einander zusammenhängend an.

Vierte Beobachtung. Zu oberst auf diesem Kupfer siehet man sechs Nierensteine, von denen ich bald mehr sagen werde; denn bevor ich zu diesen übergehe, will ich die Geschichte der Krankheit kürzlich erzählen, weil sie in der Heilungsmethode noch nicht angeführt worden ist. Diese sechs Steine staken in den Nieren einer verheyratheten Weibsperson, die eine Mutter vieler Kinder war, und seit mehreren Jahren Schmerzen in den Lenden, Weichen und Schenkeln gehabt hatte. Bereits vor siebzehn Jahren war mit dem Urin ein kleiner Stein von ihr gegangen, nachher bekam sie den Husten und kleine Anfälle von Engbrüstigkeit, die Wassersucht und ofne Schäden an den Füßen, und starb endlich den 19. März 1771. Als sie den Tag drauf geöfnet wurde, erstaunte man über die große Menge Fett, in der Brust, im Unterleibe, und an den äussern Gliedmassen; denn die Zellen der Fetthaut waren zum Theil mit einem flüßigen Oehl, zum Theil mit Blutwasser ganz angefüllt. Ich hatte bey Lebzeiten dieser Person in den Gedanken gestanden, daß sie die Brustwassersucht hätte, aber ich hatte mich hierinnen geirrt. Das Herz war ausserordentlich ausgedehnt, und so groß, daß es die Brusthöhle beynahe gänzlich ausfüllte; überdies nahm eine sehr große Menge Fett, das aus dicken aneinander hängenden Tafeln bestand, die am Herzbeutel anhieng, die untere Brusthöhle linker Hand zur Hälfte ein. Ihre Engbrüstigkeit war also nicht eine Folge der Brustwassersucht, sondern der eben jetzt angeführten Ursachen.

Die Nieren waren sehr groß, und ganz mit Fett umgeben, und dieses war eben so beschaffen, wie

das am Herzbeutel, es lag nemlich ordentlich schichtweise übereinander, und hieng mittelst einiger Fasern zusammen; die Menge desselben war so beträchtlich, daß beyde Nieren nebst dem sie umgebenden Fette, in Ansehung ihrer Höhe, einem völligen Wiener Schuh, der ohngefehr vier Linien kürzer als der Pariser, und vier Linien länger als der Rheinländische ist, gleich kamen. In der rechten Niere fand man fünf, und in der linken einen Stein; die fünf Steine in der rechten Niere lagen dicht an einander, nahmen einen Raum von drey Zoll ein, und sassen an der Substanz der Niere, die anstatt fleischigt zu seyn, weiß aussahe und ganz verknorpelt war, so fest an, daß man sie überall mit Gewalt abtrennen mußte.

Ich habe auch auf eben diesem dritten Kupferblatte in der Figur A. B. C. D. und E. die fünf Steine, die in der rechten Niere waren abgezeichnet:

Auf der Figur A. stellet

A. den ersten Stein,

B. das obere Stück desselben, welches ganz abgerissen war,

C. einen kleinen Fortsatz,

D. einen grössern Fortsatz, und

E. den Ort vor, wo der Stein noch mit seiner Rinde bedeckt war.

Er wog ein Loth und acht und vierzig Gran.

Auf der Figur B. zeigt

A. den zwoten Stein,

B. das obere abgerissene Stück,

C. die Spitzen und Erhabenheiten in der Mitten an.

Von der Schaale desselben war nicht viel mehr übrig. Er wog ein Quentgen und ein und dreyßig Gran.

Auf der Figur C. ist

A. der dritte Stein,

B. der obere Fleck, wo er abgerissen war,

C. die Seite, die so aussahe, als ob sie abgeschnitten wäre.

Dieser wog sieben und funfzig Gran.

Auf der Figur D. ist

A. der vierte Stein der eilf Gran wog, und

Auf der Figur E.

A. der fünfte platte Stein, der sechs Gran schwer war.

Ueberdem waren viel kleine drey- und viereckigte Steine, wie sie bey Personen, die an dem Nierenweh leiden, öfters mit dem Urin abzugehen pflegen, darinnen, und sie sahen alle dunkelbraun aus, hatten graue Flecke, und nur hin und wieder etwas Schaale: das angemerkte Gewicht ist von den bereits getrockneten Steinen zu verstehen, und diese fanden sich in der rechten Niere: in der linken hergegen entdeckte man nur einen einzigen.

Auf der Figur F.

A. Der Stein in der linken Niere.

B.
C. } Die Fortsätze oder Wurzeln desselben.
D.

E. Die Punkte auf der Oberfläche E. zeigen die Orte an, wo der Stein mit Schaale bedeckt war.

Sechstes Kupfer.

Fünfte Beobachtung. Oft sind, meiner Erfahrung zufolge die Werkzeuge und Wege des Urins auch fehlerhaft, ohne daß Steine hieran Ursache sind; sondern diese widernatürliche Beschaffenheit hat einen andern Grund. Ein Beyspiel dieser Art ist auf dem sechsten Kupfer dargestellt, und da die Geschichte des Kranken, den es betrift, in der Heilungsmethode nirgends erzählet ist, so will ich sie kürzlich anführen.

Ein junger Mensch, der nie, so viel ihm bekannt war, weder die Blattern noch Masern gehabt hatte, bekam im zwölften Jahre seines Alters anfangs ein dreytägiges, und dann ein viertägiges Fieber, nachdem er aber davon befreyt, merkte er auf dem Rücken linker Hand, unter den falschen Ribben eine Beule, welche nie vergieng: und zu gleicher Zeit hatte er beständig Geschwüre inwendig im Munde und in der Kehle. Diese Umstände hielten ihn gleichwohl nicht ab, sich im Jahr 1766 examiniren zu lassen, und den vierten April die Doktorwürde in der Arzeneykunst anzunehmen.

Zu Anfange des Frühjahres 1768. befiel ihn ein alltägiges Fieber, und zugleich bemerkte er einen stumpfen Schmerz in der linken Gegend der Lenden; hierauf bekam er ein anhaltendes Fieber, und einen heftigen Lendenschmerz, welche Zufälle sich jedoch nach dem Gebrauche antiphlogistischer Arzeneyen verlohren. Gegen das Ende dieses Fiebers zeigte sich im Urin,

wenn er etliche Stunden im Gefäß gestanden hatte, eine zähe stinkende Materie, welche fest auf dem Boden des Geschirres anhieng. Diese Materie aber bemerkte man allemal nur in dem zur Nachtzeit gelassenen Urin, und man mochte den bey Tage abgeflossenen Harn hinstellen so lange man wollte, so zeigte sich in selbigem nichts davon. Hierauf war dieser Patient zwölf Tage lang von allen Fieberanfällen völlig frey, denn aber befiel ihn ein anhaltendes Fieber von fünf Tagen, und nach diesem ein abzehrendes, das mit den heftigsten Nachtschweißen vergesellschaftet war. Weil er in mißlichen Vermögensumständen war, so nahm ich ihn den zehnten April 1768. ins Krankenhaus auf. Nach eilf Tagen fieng sich an, Eyter im Urin zu zeigen und dieses währte eine Zeitlang, von da an aber verminderte sich auch das abzehrende Fieber, und den zwanzigsten May endlich spürte man dasselbe nicht im geringsten mehr. Ueberhaupt hatte er jezt keine andern kränklichen Zufälle, als daß er über einen nicht heftigen Schmerz und Schwere in den Lenden klagte: er verließ also, ziemlich vollkommen wieder hergestellt das Krankenhaus. Salpeter, beruhigende Arzeneyen, öhlichte Klystiere, bisweilen gelinde Laxanzen, und das Decoct der Ebischwurzel und des Krautes dieser Pflanze mit Veilgensyrop vermischt, waren die einzigen Mittel die er vertragen konnte, und die auch so weit seine Umstände verbesserten.

Er reisete den darauf folgenden Sommer zu seinem Physikate nach Kärnthen ab, und versicherte, daß ihm die Bewegung und die weiten Reisen so gute Dienste gethan hätten, daß er öfters gar keine Schmerzen mehr gewahr worden wäre. Indessen heyrathete er, und weil er in Wien ein grösseres Glück, als in Kärnthen zu finden hofte, wandte er sich hieher; be-

zog ein Quartier, das hundert und zwo Stufen hoch war, und da er Berufs halber diese Höhe bey Tag und Nacht eine geraume Zeitlang öfters ersteigen mußte, so konnte er dies endlich nicht mehr bewerkstelligen, er sahe sich daher genöthiget zu Hause zu bleiben, und bekam im Monat März 1772. ein anhaltendes Fieber: bey dieser Krankheit leistete ihm der vortrefliche Leibarzt Hr. Stuntzer mehr als brüderliche Dienste, und ich selbst habe den Kranken nach der Zeit in Gesellschaft dieses Mannes fleißig besucht. Das Eyter im Urin war seit einiger Zeit weggeblieben, und der Patient bemerkte dabey eine starke Entzündung und Beklemmung auf der Brust; als sich diese aber nach und nach verminderte, zeigte sich im Monat April bey jedem Urinlassen wieder Eyter in sehr grosser Menge, welches Anfangs nur wenig, im kurzen aber so stark und unangenehm roch, daß man den Urin sogleich nachdem er gelassen war, weggiessen mußte.

Endlich warf er auch beym Husten Eyter aus, dieses war dünne, wässerig, zuweilen von übler Beschaffenheit, sah braun, und öfters blau aus, und hatte unausstehlichen Geruch; seine Brustbeklemmung war dabey unaussprechlich, er hatte überdem ein abzehrendes Fieber, vertrocknete ganz, konnte nicht schlafen, war nicht vermögend sich nur zu rühren oder zu wenden, und anders Athem zu schöpfen, als wenn er sich über das Bette auf ein mit einem Küssen bedecktes Bret, welches queer über lag, so legte, daß er mit dem Kopfe vorwärts hieng. Endlich gab er zu Anfang des Maymonats seinen Geist auf. Wir öfneten ihn den folgenden Tag, und fanden seine innerlichen Theile so, wie sie auf dem sechsten Kupfer abgezeichnet sind.

A. Die rechte Hälfte des Herzens.

B. Das rechte Herzohr.

C. Die große Pulsader.

D. Die Luftröhre.

E. Der obere Lappen der linken Lunge.

F. Der untere Theil derselben, der so wie ein Stück des obern Lungenflügels beynahe ganz zerfressen und verdorben war, so daß diese ganze Höhle mit Eyter ausgefüllet war, welches zwischen den wenigen Ueberbleibseln der Lunge stack.

G. Ueberbleibsel der Ribben und der Zwischenribbenmuskeln.

H. H. H. Diese Linie weiset den Ort wo das Zwergfell lag, welches ich aber nicht ganz mit abzeichnen lassen, um die Abbildung nicht undeutlich zu machen.

I. I. I. I. Die linke Niere, die von widernatürlicher Grösse und vollkommen hohl war, so daß man fast gar nichts von dem Gewebe derselben mehr gewahr werden konnte.

Hier ist anzumerken, daß im Zwergfelle ein grosses Loch war, welches durch das Eyter in der Niere, die an diesem Orte wegen ihrer Grösse anfangs das Zwergfell berührt, und sich mit demselben vereinigt hatte, entstanden war, das aber endlich, als es die Niere und nach und nach auch das Zwergfell durchfressen hatte, auch die Lunge angegriffen und ihr Gewebe verzehret hatte, daher denn diese Niere und die Lunge auf dieser Seite einen Sack ausmachten, zwischen dem nichts vom Zwergfelle mehr lag, wodurch eigentlich beyde voneinander abgesondert in zwo verschiedenen Höhlen liegen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320759/phys_0130
DFG

K. Der Harngang, welcher wie ein Darm so dicke war, weil ihn das viele Eyter, das öfters nicht in die Blase hinein konnte, so ausgedehnet hatte.

L. Die natürliche Weite des Harnganges, da wo derselbe in die Blase hineingehen wollte.

M. Die Harnblase.

Alle diese Theile sind halb so groß, wie sie im Leichnam gefunden wurden, abgebildet worden.

Alles was ich zur Erläuterung dieses Kupfers und der angeführten Krankengeschichte zu sagen habe, verspare ich, bis in das letzte Kapitel meines Werkes, wo ich pathologische Betrachtungen über diese Fälle hinzufügen werde.

Wir haben in diesem Kapitel gesehen, wie widernatürlich der Bau, und wie zerstöhrt, fehlerhaft und zerfressen das Gewebe der Nieren und der übrigen zur Absonderung des Harns gehörigen Werkzeuge durch Nieren- und Blasensteine und durch das Eyter wird, und da also vornehmlich von den Nieren hier die Rede ist, so weis ich keinen bequemern Ort, meinen Zuhörern von der widernatürlichen Beschaffenheit dieser Werkzeuge, die ich in dem Leichname eines gewissen Menschen beobachtet habe, Nachricht zu geben; denn in den folgenden Kapiteln werden wir von ganz andern Sachen reden. Ich will also diesen Fall noch erzählen.

Sechste Beobachtung. Ein junger Mensch von siebzehn Jahren bekam eine Lungenentzündung, man vernachläßigte dieses Uebel, weil der Patient

auf dem Lande wohnte, und statt der Crise erfolgte daher eine Eyterung, ein hartnäckiger Husten, der einen ganzen Monat dauerte, und zugleich bemerkte der Kranke, daß vornen an der Brust eine Beule entstand. Kurz drauf zeigte sich noch eine ähnliche widernatürliche Erhabenheit hinten, fast mitten am Schenkel: ein Wundarzt öfnete diese beyden Geschwülste, und es floß eine Menge Eyter heraus; demohngeachtet verfiel der Kranke in eine Abzehrung, und bekam auf der Schulter eben so eine Beule, die man öfnete und acht Unzen reines Eyter herauslaufen ließ. Zugleich hielt der Husten, der sehr heftig war immer an, der Patient warf abwechselnd Eyter aus, und sein abzehrendes Fieber gieng allmählich in ein faulendes über. Weder die peruvianische Rinde, noch die Milch, noch sonst irgend ein Heilmittel schafte ihm Linderung: aller Orten, soweit man auf die geöfneten Eytergeschwüre Breyumschläge auflegte, erhoben sich Eyterblütgen in Menge, und er starb endlich, nachdem er zwey und ein halbes Jahr in einem traurigen Zustande zugebracht hatte, am auszehrenden Fieber. Aus den äussern Geschwüren gieng ein gerader ofner Weg in die rechte Lungenhälfte; ein Stück des Leerdarms eines Fingers lang war in ein unteres Stück hineingefallen, (wiewohl man bey seinen Lebzeiten keinen Argwohn von diesem Zufall gehabt hatte.) Seine Nieren waren so beschaffen, wie sie auf dem vierten Kupfer vorgestellt sind.

A. B. Eine einzige Niere, die aber in Ansehung ihrer Verrichtung, die Stelle zweyer vertrat; es waren nicht etwa zwo aneinander hangende oder zusammengewachsene Nieren, sondern in der That A. und B. nur ein einziges Eingeweide. Ich habe

es von hinten zeichnen lassen, damit man den Aus- und Eingang der Gefässe deutlicher sieht.

A. Die rechte Seite der Niere.

B. Die linke.

C. Die Nierenpulsadern, von denen auf jeder Seite zwo waren.

D. D. Die Nierenblutadern.

E. E. Die Harngänge.

Zweytes Kapitel.

Von verschiedenen Krankheiten, welche die widernatürlich gebildeten Därme erzeugen, und Gegentheils auch von andern krankhaften Zufällen, welche durch eine widernatürliche Beschaffenheit und einen fehlerhaften Bau der Därme verursachet werden.

Ich habe B. 3. der Uebersetzung dieses Werks Th. 7. Kap. 4. S. 318. u. f. die Geschichte einer Weibsperson erzählt, welche in den Weichen einen offenen Darm hatte, und lange Zeit in unserm Krankenhause zubrachte, doch endlich so geheilt wurde, daß sie nachher einen Bruch behielt, der vermittelst eines Bruchbands so lange bequem im Unterleibe erhalten werden konnte, als sie auf sich gehörig Achtung gab. Dieser Fall trug sich im Februar 1762. zu. Nachdem diese Person aus dem Krankenhause heraus war, kam sie öfters in den Frühstunden, wo die Kranken sich Raths zu erholen pflegen, zu uns, und klagte über mancherley Zufälle; denn weil sie auf ihren Bruch nicht die gehörige Aufmerksamkeit wendete, sondern bisweilen in sechs Monaten ihr Bruchband nicht anlegte, so war sie selbst daran Schuld, daß ihr Bruch öfters heraustrat, und dies geschahe besonders im November 1768. auf eine so schlimme Art, daß ich sie wiederum ins Krankenhaus aufnahm. Es war dieses schon das funfzehntemal, seitdem sie 1762. kuriret worden war, daß ihr Bruch vorfiel, und ihr Beschwerden machte: diesesmal kam ein

Entzündungsfieber, Ohnmacht und Sprachlosigkeit darzu, und so, wie sie das erstemal bey dieser Gelegenheit, als sie 1762 im Krankenhause lag, und bey jedesmaligen nachherigen Heraustreten des Bruchs den heftigsten Husten hatte, so bekam sie denselben auch jezt, und als man endlich mit grosser Mühe den Bruch wieder in den Unterleib gebracht hatte, so hörte auch ihr Husten wie gewöhnlich auf. Eben dieser Husten stellte sich auch jedesmal ein, so oft sie in der Gegend des Bruchs in den gedachten sechs Jahren Schmerzen fühlte, wenn auch gleich der Bruch nicht heraustrat. Endlich starb sie den ersten November 1771. plötzlich in ihrem Hause.

Die unterste Figur auf dem vierten Kupferblatte zeiget die Veränderungen an, die ich in dem Körper dieser Person, bey der Oefnung desselben beobachtet habe.

Viertes Kupfer.

Auf der untersten Figur zeigt

A. Den Grimmdarm an, dessen Figur aber einem Dorme gar nicht mehr ähnlich ist, sondern einen Sack vorstellet Alle Därme und der Magen waren ebenfalls ausgedehnt und Säcken ähnlich, überdies ausserordentlich weit, weil die Person die Trommelsucht gehabt hatte.

B. Der enge Theil des Krummdarms.

C. ∴∴∴ Diese Punkte zeigen den Theil de Darms an, wo derselbe an das Darmfell und den Rand des Schaamknochens angewachsen war.

D. Die Narbe auf der innern Fläche des Darms, welche die Oefnung zurückgelassen hatte.

E. Ein Fortsatz oder Sack, welchen hier der Krummdarm machte.

F. F. Der Schenkelbruch, der nicht eingeklemmt war; denn es war wirklich ein Raum von zween Zollen zwischen dem Rande des Schaambeins und der Flechsenverbreitung des äussern schiefen Muskels, wodurch man mit zween Fingern geraum greifen konnte. Im letzten Kapitel werde ich mich weitläuftiger hierüber erklären.

Ohnstreitig war der eingeklemmte Bruch Ursache an den Zufällen der Krankheit und an dem plötzlichen Tode dieser Person. Bey dem heftigen Brechen aber, und bey der dadurch verkehrten wurmförmigen Bewegung mag wohl, alle in dem Bruche des Krummdarms befindliche Materie oben herausgetrieben worden seyn: und deswegen fand man weder im Bruche noch in dem engen Stücke des Darms etwas davon. Woher aber mag die Luft, welche alle Därme so gewaltig aufgetrieben hatte, daß die Bewegung des Herzens und der Lunge völlig aufhören mußte, entstanden seyn? Der kalte Brand, und die zerrissenen Blutgefässe, und das dadurch auf der Oberfläche der Därme und des Gekröses ausgetretene schwarze Blut hatten diese erschreckliche Menge von fauler Luft erzeuget; denn man weis, daß die Leichname der Ertrunkenen um ein merkliches leichter werden, und an ihrer Schwere verliehren, wenn sie anfangen zu faulen, und sich eine Menge Luft aus denselben entbindet. Es ist auch zuverläßig, daß durch eben diesen Brand der eingeklemmte Bruch wieder schlaff gemacht worden war.

Die zweyte Beobachtung betrift die B. 1. d. U. Th. 1. Kap. 7. S. 73. u. f. erzählte Krankengeschichte eines Mädgens, welche nach erlittenen heftigen

Kopfschmerzen an einer schleichenden Krankheit starb, ohne daß man nur im mindesten hätte vermuthen können, daß sie innerlich so beschaffen seyn würde, wie es sich bey der Oefnung fand und

Auf dem zweyten Kupfer

vorgestellt ist.

Die erste Figur

zeiget ein Stück des Krummdarms, welches von einem unteren Stück desselben verschlungen war, an.

A. Das obere Stück des Krummdarms.

B. B. B. Das untere Stück desselben.

C. Der Ort, wo das obere Stück nebst dem daran befindlichen Theile des Gekröses in das untere gefallen war, und bis an das zweyte B. hinunterreicht.

NB. Dieses hineingefallene Stück, ist jetzt im Weingeiste, worinn ich es aufbewahre, noch einmal so lang, als es bey der Oefnung des Körpers gefunden wurde, dabey aber ist es so runzlicht geblieben, daß man es vielleicht noch zwey bis dreymal länger ausdehnen könnte: ich habe es aber lieber so viel mir möglich gewesen ist, so erhalten wollen, wie es war.

Bey C. wo die Verschlingung anfieng, breitet sich der Theil des Darms in welchem das verschlungene Stück steckt, bis zum dritten B. aus; bis zum zweyten B. aber wo der Schatten stärker gezeichnet ist, reichte das hineingefallene Stück. Alle drey B. zeigen also nur einen und den nämlichen Darm an.

Die zwote Figur.

Stellet eben das vorige Stück vom Krummdarme vor, nur ist, um mehrerer Deutlichkeit willen, das Stück, in welches der Darm hineingefallen war, der Länge lang aufgeschnitten, und beyde Seiten zurück geleget.

A. A. A. Das zerschnittene Stück des Darms, worein das obere Stück desselben gefallen war, welches denn letzteres verdeckte. Um die Figur nicht undeutlich zu machen, ist das untere zurückgelegte aufgeschnittene Stück des Darms nicht mit Buchstaben gezeichnet.

B. Ist das Stück des Darms, welches in jenes hineingefallen war.

C. C. Sind die Vertiefungen im Darme, die deutlich zu sehen waren, wo drey lange Würmer gelegen hatten, welche dieses Stück verengerten und zusammenschnürten.

Die dritte Figur.

Die Abbildung dieser drey Würmer so, wie man sie im Darme fand.

Dritte Beobachtung. Ein sechzigjähriger Mann hatte seit länger als dreyßig Jahren beständig abführende Arzneymittel einnehmen müssen, weil er ausserdem erschreckliche Beklemmungen, Erbrechen und verstopften Leib hatte. Endlich starb er, da sein Uebel so gefährlich geworden war, daß das Brechen auch bey dem Gebrauch der Purganzen immer wieder kam, und er nicht nur diese Mittel, sondern auch sogar die Exkremente wegbrach. Bey der Leichenöfnung fanden wir, daß alle Därme, die dicken sowohl als die dünnen ganz ausserordentlich voll Luft waren, ausser einem

Stück des Colons, das von der Milz heruntergieng, und sich bis an den Darmknochen herab bog: dieses war von der Länge einer Elle so verengert, daß man kaum einen Finger hineinstecken konnte. Der ganze übrige Theil dieses Darms lag unten in der Hüfte, und die Valvel desselben war zerstört und hatte ein ganz besondres Ansehen, wie die Figur zeiget.

Viertes Kupfer.

Die oberste Figur.

Man siehet, ohne daß Buchstaben dabey stehen, den Sack des Blinddarms deutlich, und eben so auch den Ort, wo der Krummdarm sich in denselben endigt; hiernächst war die vom Bauhin beschriebene Klappe so wenig zu finden, daß man nur ein ofnes Loch von mäßiger Grösse beobachtete. Mehr hiervon werde ich im vierten Kapitel sagen.

Vierte Beobachtung. Ein Hofdrechsler hatte die Darmgicht öfters gehabt, und starb endlich daran. Ich öfnete ihn im Schlosse, nahm das widernatürlich gebildete Stück Darm mit nach Hause, und bewahrte es im Weingeist auf. Es ist auf dem dritten Kupfer und dessen untersten Figur abgebildet.

Der Grimmdarm nebst seinem Gekröse und Schmeerfortsätzen, wie er im linken Darmbeine liegt.

A. Der Ort, wo dieser Darm so enge war, daß man kaum einen Strohhalm hineinbringen konnte.

Fünfte Beobachtung. Ein sechzigjähriger Edelmann hatte im Jahr 1765. die grüngelbe Sucht. Ich und mehrere Aerzte heilten ihn, wiewohl seine Krankheit von sehr schlimmer Art war, und er dabey eine steinharte Leber hatte, mit dem Decoct wider die gelbe Sucht, welches im Wiener Dispensatorium stehet, mit Pillen aus Rhabarberextrakt, Venetianischer Seife, Ammoniakharz und der Pillenmasse des Rufus, und endlich durch den Gebrauch des Selzerwassers mit Milch, und dadurch, daß wir ihn aufs Land zu ziehen, und öfters auszureiten empfahlen, vollkommen.

Von der Zeit an blieb er fünf Jahre lang gesund, dann aber beredete ihn ein Wundarzt, er hätte eine Fistel am Hintern, der daher dieselbe seiner Meynung nach, auf eine besonderliche Weise operirte, hierbey aber den Schließmuskel dergestalt verwundete, daß der Patient nachher den Unrath, der einmal im Mastdarme befindlich war, nicht mehr so lang als er wollte, zurückhalten konnte.

Im Jahr 1771. hatte er nie Oefnung des Leibes, als wenn er abführende Arzneyen einnahm, und wiewohl er alle nur mögliche Arten von diesen Mitteln nach und nach versuchte, so geschahe es doch oft, daß sie nicht wirkten.

Im Monat Dezember dieses Jahres rief man mich abermals zu diesem Manne; ich fand den After erstaunlich weit, und ward drey Körper drinnen hängend gewahr, die man äusserlich entdecken konnte; als man den Leichnam aber nach dem Tode öfnete, so entdeckte man noch vielmehr solche Körper drinne. Er klagte besonders über einen gewaltigen Schmerz in der linken Seite, und es schien ihm, wie er sich

ausdrückte, daß sich daselbst verhärtete Stücken Unrath bald festsetzten, bald wieder etwas fortrückten, und so oft er, um diese fortzuschaffen, ein eröfnendes Heilmittel einnahm, fühlte er an diesem Flecke allemal Schmerzen und Bewegungen, so oft er Oefnung bekommen sollte.

Im Jahr 1772. bekam er ein schleichendes Fieber, wobey er Eyter auswarf, und den fünften März endlich an einer Abzehrung starb.

Achtes Kupfer.

Zwote Figur.

A. Der Sack des Blinddarms, mit seinem wurmförmigen Fortsatze und dem Eingange des Krummdarms.

B. Der Bogen desselben an der Leber.

C. Der zweyte Bogen.

D. Der dritte Bogen.

E. Erweiterung des Grimmdarms, der hier einen Sack bildet, welcher aber sehr dünne war, so daß man nicht einmal eine Spur von den Bändern, die der Darm sonst zu haben pflegt, entdecken konnte.

F. Neue Verengerung des Grimmdarms.

G. Der vierte Bogen in der Gegend der Milz.

H. Der fünfte Bogen.

I. Der sechste Bogen.

K. Der siebente Bogen.

L. Der achte Bogen.

M. Der neunte Bogen.

N. Der zehnte Bogen.

O. Der eilfte Bogen.

P. Der zwölfte Bogen.

Q. Der dreyzehnte Bogen.

R. Der ausserordentlich erweiterte Mastdarm.

S. Der Schließmuskel am Hintern, welcher seit der vorgeblichen operirten Fistel einen Zoll weit offen stehen geblieben war.

Die dritte Figur

stellet den Mastdarm so, wie er wirklich im Leichnam gefunden wurde, nebst dem offenen und ausserordentlich erweiterten Schließmuskel vor; ferner sind auch die Auswüchse im Mastdarm, davon einige groß, andere klein waren, und manche nur an einer Wurzel hiengen, sichtbar. Sie waren entweder voll Schleim, und gaben, wenn man sie drückte, ein weißes schleimiges Wesen von sich, dergleichen aus dem Hintern dieses Mannes fast beständig geflossen war, oder sie hatten eine härtere, oder ganz harte Beschaffenheit, sie waren aber insgesamt weiß. Im letzten Kapitel will ich mein Urtheil über diese Betrachtung sagen.

Achtes Kupfer.

Erste Figur.

Sechste Beobachtung. Der ganze Grimmdarm, der übernatürlich lang ist, sonderbare Biegungen macht, und eine widernatürliche Gestalt hat, so wie er am zehnten Februar 1773. in dem Leichname eines Erhangenen gefunden wurde.

Neuntes Kupfer.

Erste Figur.

Siebente Beobachtung. Abbildung des Grimmdarms, so wie er bey einem andern erhangenen Menschen, der den zwölften Februar 1773. geöfnet wurde, beschaffen war.

Achte Beobachtung. Eine unverheyrathete Weibsperson, die sich schon als Kind, und als Mädchen öfters hatte brechen müssen, bekam ein Jahr vor ihrem Ende ein hitziges Fieber und den Frieſel, und sechs Monat vor ihrem Absterben fieng sie sich an über Verhinderung des Schluckens zu beklagen; zugleich mußte sie alles, was sie zu sich nahm, wieder wegbrechen, und endlich verfiel sie in ein anhaltendes, ohne Ordnung bisweilen nachlassendes Fieber, woran sie, als sie ihr Alter auf drey und funfzig Jahre gebracht hatte, am dreyzehnten November 1769. starb. Am darauf folgenden Tage öfnete ich sie in Gegenwart des berühmten praktischen Arztes Hr. Mathis.

Neuntes Kupfer.

Zwote Figur.

Nach der Oefnung des Unterleibes ward ich gewahr, daß die widernatürlich vergrösserte Leber die ganze Gegend unter dem schwertförmigen Knorpel und den kurzen Rippen, sowohl vorwärts, als auf den Seiten und nach hintenzu, einnahm. Die Gegend unter dem Nabel füllte der widernatürlich gestaltete Grimmdarm aus, von den dünnen Gedärmen aber sah ich nichts, weil diese hinter jenem, und insgesammt

unter dem Nabel lagen. Eben dieser Ursache wegen lag auch der Zwölffingerdarm und der Magen in der Gegend des Nabels.

A. Ein Anhang am Blinddarme, welcher sehr klein war: die Punkte bezeichnen den Sack des Blinddarms, der an diesem Orte unter dem Grimmdarme lag, und eben diese Punkte zeigen auch den Fleck an, wo sich der Krummdarm in selbigen öfnete.

B. Der Anfang des Grimmdarms, welcher mit Punkten angegeben ist, aber nur dann erst sichtbar wurde, als ich den Grimmdarm zurück bog.

C. Eine Verengerung des Grimmdarms, die man hier zwar deutlich sieht, die aber im Körper durch das zurückgebogene und ausserordentlich geschwollene Stück desselben Grimmdarms verdeckt wurde.

D. Der erste Bogen, den der Grimmdarm machte, der nicht höher als bis an den Nabel reichte, weil er vor der vergrösserten Leber nicht höher hinauf gekonnt hatte.

E. Der zweyte Bogen desselben, der sich nach unten zu senkte, und den Anfang des Darms zusammendrückte.

F. F. F. Hier an der Seite des Grimmdarms fieng das Netz an, dieses Stück Darm aber hatte vorhin queer über gelegen, und war durch die Leber erst von seiner natürlichen Höhe heruntergedränget worden.

Beym untersten F. macht der Grimmdarm den dritten Bogen, und steigt wieder in die Höhe.

G. 1. Der vierte horizontale Bogen des Grimmdarms.

G. 2. Der fünfte Bogen, wo der Darm sich wieder in die Tiefe herabsenkt.

H. Der Nabel.

I. Der sechste Bogen, wo der Darm wieder stieg, und sich anfieng herumzuwenden bey K.

K. Hier ist der Grimmdarm verdrehet.

L. Der siebente Bogen der wieder abwärts gieng.

M. Der achte Bogen.

N. Der neunte.

O. Der Ausgang des Grimmdarms in den Mastdarm.

Dritte Figur.

A. Der einem Darme ähnliche Magen.

B. Der Pförtner und der Anfang des Zwölffingerdarms.

C. Der obere Magenmund.

D. Ein Bogen im Schlund, drey Zoll tief unter dem Zwergfelle, wo der Magenschlund die Gestalt eines Darms hat.

E. Der Ort, wo der Schlund durch das Zwergfell hindurch gieng.

Die weitläuftigere Erläuterung dieses Falls verspare ich bis zum vierten Kapitel.

Neunte Beobachtung. Ich habe jezt von anhaltendem Brechen geredet, und es scheint sich daher nichts besser hieher zu schicken, als die Abbildung eines Magens, der sich beständig übergab, woran sowohl die Gestalt und der sonderbare Bau desselben, als auch ein

Fehler der Leber schuld war, wie ich bey der nähern Untersuchung der Krankengeschichte deutlich zeigen werde.

Neuntes Kupfer.

Vierte Figur.

A. Der Magenschlund.

B. Der an diesem Orte widernatürlich erweiterte Magen, und zwar der erste Sack desselben.

C. C. Die Verengerung des Magens in der Mitten, und die Falten und Bänder, die er an diesem Orte hatte, dergleichen man gewöhnlich am Pförtner findet.

D. Der zwote Sack des Magens.

E. Der Pförtner.

F. Der Zwölffingerdarm.

G. G. Dasjenige Stück des Magens, welches mit Punkten bezeichnet ist, lag blos, und man konnte es sehen, als der Unterleib geöfnet worden war, übrigens aber lag dieses Eingeweide ganz unter der Leber, die erstaunend groß war, auf demselben auflag, und ihn folglich immer zusammendrückte.

Drittes Kapitel.

Von der fehlerhaften Beschaffenheit und Bildung eines Eyerstockes; eine Beobachtung, welche die Pathologie der Wassersucht sehr erläutert.

Ich will zuerst die Krankengeschichte der Person, in deren Körper man diese widernatürliche Veränderung beobachtete, erzählen, weil ich dieselbe noch nirgends in meiner Heilungsmethode beschrieben habe, und dann die bey der Oefnung des Leichnams gemachten Bemerkungen anführen.

Eine unverheyrathete Weibsperson von acht und zwanzig Jahren, die ihre Monatszeit zwar ordentlich, aber sparsam, gehabt, und vor vier Jahren an einem hitzigen Fieber sehr gefährlich darnieder gelegen, seit drey Jahren aber ihre Reinigung verlohren, und sich über einen Schmerz in der rechten Seite der Weichen zu beklagen angefangen hatte, wurde vor einiger Zeit in das Krankenhaus, über welches ich die Aufsicht habe, aufgenommen. Mit dem Schmerze, dessen ich oben gedacht habe, hatte sich nach und nach eine Geschwulst verbunden, und in Jahresfrist war der ganze Unterleib so aufgetrieben und dick geworden, wie er noch jetzt war: sie spürte dabey eine schwappernde Bewegung, und auch ich konnte das ausgetretene Wasser, besonders in der Gegend unter dem schwerdförmigen Knorpel deutlich fühlen. Weil ihr keine Arzeneyen einige Linderung verschaffen wollten, so ließ sie sich auf der rechten Seite das

Wasser abzapfen, vermittelst welcher Operation auch vier und zwanzig Pfund von einer trüben, dunklen, schleimichten Feuchtigkeit, welche um den vier und zwanzigsten Theil schwerer als gemeines Wasser war, und am Feuer ein wenig gerann, herausflossen. Nach dem Abzapfen vergrösserte sich der Schmerz, besonders beym Husten, und dieser plagte sie von Tag zu Tag immer mehr und mehr. Auch der Leib setzte sich nach der Operation eben nicht, sondern er wurde vielmehr während daß die erwähnten Schmerzen anhielten, in kurzer Zeit wieder erstaunlich dick, und man fühlte das Schwappern des Wassers so deutlich, daß man gar nicht daran zweifeln konnte.

Wir zapften sie daher abermals in der linken Seite ab, konnten aber nicht mehr als vierzehn Pfund Wasser, da eben so beschaffen war, wie das erstere, aus dem Unterleibe ablassen. Die Blähungen, und ein Poltern und Gemurmel im Leibe hatten die Kranke vorher schon geplaget, und sie beschwerte sich auch jezt noch darüber, und diese Zufälle dauerten fort bis an ihr Ende. Hierauf fieng ihr der Hals an wehe zu thun, sie achtete dies aber nicht, weil sie schon öfters dergleichen Schmerz gehabt hatte, der jedoch nach der Anwendung eines gewissen Gurgelwassers in drey Tagen wieder zu vergehen pflegte: diesesmal aber war dieser Zufall von einer gefährlichern Art; es war eine heftige Entzündungsbräune, wider welche man die auserlesensten Mittel, aber ohne den mindesten Nutzen, gebrauchen ließ; im Gegentheil wurde die Entzündung der Muskeln im Halse aller Orten immer heftiger, und es brach bey dieser wassersüchtigen Person, wo man es doch nicht leicht erwarten konnte, ein so starkes Entzündungsfieber aus, daß wir ihr zur Ader lassen mußten. Das in mäßiger Menge abgezapfte Blut war in

benden Gefässen mit einer dicken Rinde bedeckt, und diese hatte sich in der Mitte zusammengezogen. Die Entzündung und die Beklemmung liessen etwas nach, dargegen fand sich ein sehr heftiger Leibesschmerz ein, wozu noch öfteres Brechen kam kurz das Uebel nahm so zu, daß die Patientin am fünften Tag vom Anfange der Bräune und am funfzehnten vom erstenmal Abzapfen an gerechnet, starb. Bey der Oefnung bemerkten wir folgende Veränderungen.

Fünftes Kupfer.

Erste Figur.

A. Der Grund der sehr kleinen Gebärmutter.

B. Der Muttermund, der einen Zoll lang war, und, so lang er war, offen stand.

C. Die zurückgebogene Urinblase.

D, D. Die Harngänge.

E. Der rechte Eyerstock.

F. Der linke Eyerstock.

G. Die rechte Muttertrompete, die mit dem Eyerstocke an Grösse gewachsen, mit demselben vereinigt, und am Ende zerrissen war. Von ihrem Anfange beym Harngange bis ans Ende hinaus betrug ihre Länge dreyzehn Zoll, und sie war ein vollkommen ofner Kanal.

H. Der Eyerstock, von dessen einer Seite ein Stück weggeschnitten ist, damit man die innere Beschaffenheit desselben gewahr werden kann. Im Grunde desselben fanden wir eine Menge ungestalte Ge-

wächse, die an Größe, Gestalt und Härte sich unähnlich waren, und deswegen nicht aufbehalten werden konnten, weil eine weiche eyterichte Materie entweder herausslief, oder bereits herausgeflossen war. Den übrigen leeren Raum im Eyerstocke füllte eine wässerige Feuchtigkeit aus, die der, welche wir abgezapft hatten, ähnlich war.

I. Die Gefässe, welche äusserlich am Eyerstocke zu sehen waren. In diesem Körper waren sie klein: andremal aber habe ich gefunden, daß sie sich nach eben dem Verhältnisse vergrössert und erweitert hatten, nach welchem der Eyerstock selbst grösser und dicker geworden war.

Zwote Figur.

Um den leeren Raum auf dieser Kupferplatte zu benutzen, habe ich den merkwürdigen Fortsatz abzeichnen lassen, den ich am linken Herzohr desjenigen Mannes fand, der den Nierenstein hatte. Seine Geschichte s. B. 4. d. A. Th. 9. Kap. 1. S. 190. u. f.

Endlich habe ich theils für Liebhaber der Anatomie, theils des praktischen Nutzens wegen, noch zwey Kupfer beygefügt, von welchen das eine die Leber eines Menschen, das andere eine Ochsenleber vorstellt. Da ich selbst unter zwanzig menschlichen Lebern nur zwo gefunden habe, an welchen ich die ductus cysticohepaticos meinen Zuhörern zeigen konnte, (und zwar fand ich an der erstern drey, wie sie abgebildet sind, und an der andern nur einen einzigen solchen Gang,) so habe ich hierbey die Absicht, zu erweisen, daß es wirklich dergleichen Kanäle gebe, ob man schon die Beobachtungen verschiedener grosser Männer, welche

im vorigen Jahrhunderte behaupteten, sie hätten diese Gänge gefunden und gesehn, in den neuern Zeiten hat verdächtig machen wollen, weil man sie nicht finden konnte. Uebrigens geben uns auch diese Gänge bey der Erklärung der Ursachen und Symptomen der Gelbsucht sehr viel Licht. Herr Georg Prochaska, ein sehr fleißiger Student der Arzneygelahrheit, der beym Zergliedern der Leichname sowohl, als bey der Behandlung der Kranken mit aller Aufmerksamkeit zu Werke geht, und mir gegenwärtig in meinem Krankenhause hülfreiche Hand leistet, hat diese beyde Kupfer unter meiner Aufsicht nach der Natur gestochen. Doch muß ich hierbey erinnern, daß man nicht leicht in jeder Leber bey Menschen und Thieren diese ductus entdecket, und das ist wahrscheinlicher Weise die Ursache, warum die meisten medizinischen Schriftsteller behaupten, daß diese Kanäle völlig mangeln: wenn man sie aber entdecken und den Umstehenden zeigen will, so muß man freylich sehr viel Mühe anwenden, und Gedult genug haben, sie aufzusuchen.

Zehntes Kupfer.

Erste Figur.

A. Der grössere Lappen einer menschlichen Leber und

B. Der kleinere.

C. Der nach dem Spiegel genannte Lappen dieses Eingeweides.

D. Der Ort, wo die untere Hohlader durchgehet.

E. Die Pfortader.

F. Der Sinus der Pfortader.

G. Das runde Band der Leber, welches durch die Zusammenwachsung der Nabelblutader entsteht.

H. Dasjenige Band, welches vormals im Mutterleibe der der Nabelblutader entgegengesetzte Kanal war, der sein Blut aus dem Sinus der Pfortader in die Hohlader ergoß.

I. Die Pulsader der Leber.

K. Der ductus cholidochus, der durch die Vereinigung des ductus hepaticus und cysticus entstehet, und in die Höhe gebogen ist, damit man an der genauen Beobachtung der darunter liegenden Theile nicht gehindert werde.

L. Die Gallenblase.

M. M. Das Stück der Gallenblase, welches mit diesen Buchstaben bezeichnet ist, hieng an der Leber überall bey N. N. an. Ich habe es aber von der Leber abgetrennt, und auf die rechte Seite gelegt, daß man die ductus cystico-hepaticos deutlich sehen kann. Hierbey ist zu bemerken, daß ich dasselbe auf so eine Art losgemacht habe, daß die muskulöse Haut der Gallenblase so weit, als die Buchstaben N. N. weisen, an der Leber hangen geblieben ist: und daß dahero das mit M. M. bezeichnete Stück der Gallenblase nur mit der Nervenhaut allein bedeckt ist. Folglich ist

N. N. dasjenige Stück der Leber, woran der mit M. M. bezeichnete Theil der Gallenblase hieng.

O. O. O. Die Stellen, wo die ductus cystico-hepatici aus der Leber kommen, und die muskulösen Fibern der Gallenblase, die darüber liegen, durchbohren: diese Kanäle gehen schief abwärts zwischen der

muskulösen und nervichten Haut, wenn sie aber die nervichte und die inwendige Haut der Gallenblase durchbohret haben, öfnen sie sich innerlich in dieselbe. Wenn man die Gallenblase zusammendrückte und den Weg oder Kanal durch den ductus cysticus verschloß, so füllten sich diese ductus von da an, wo sie in die Gallenblase hineingehen, bis an den Ort, wo sie aus der Leber herauskommen, voll Galle und schwollen davon auf.

P. P. P. Die Oefnungen dieser Gänge in die innere Höle der Gallenblase.

Die zwote Figur.

Zeiget die verschiedenen eben beschriebenen Kanäle noch deutlicher als die erste an einer Ochsenleber, woran man diese Gänge auch allemal findet; ich habe aber nur das Stück der Leber hier abbilden lassen, welches zur Beobachtung dieser ductum nöthig ist.

A. A. Das Stück der Ochsenleber.

B. Die Gallenblase.

C. C. Der ductus cysticus.

D. D. Das ausgeschnittene Stück der Leber damit man den ductus F. entblößt sehen kann.

E. Der ductus Cystico-hepaticus oder hepatico cysticus, der sich in den ductus cysticus öfnet.

F. Ein andrer grosser ductus hepatico-cysticus, der schief in die Gallenblase hineingehet.

G. G. G. G. G. Kleinere ductus hepatico-cystici, welche alle die Gallenblase durchbohren und in dieselbe hineingehen.

H. H. Die Arteria cystical, welche hier vor den ductus E. vorbeygehet, damit man aber den ductus ganz sehen kann, ist die Pulsader da, wo sie über ihn weggehet, zerschnitten, und das Stück derselben weggelassen worden.

I. I. Die Venae cysticae, welche aus der Substanz der Leber herauskommen; um und neben diesen Adern sind ganze Klumpen Fett, welche hier weiß gezeichnet sind.

Viertes Kapitel.

Worinnen alle in den vorhergehenden Kapiteln dieses Theils der Fortsetzung meiner Heilungsmethode erzehlte anatomischen Geschichten wiederholet, die durch die fehlerhafte Bildung der festen Theile hervorgebrachten Krankheiten untersuchet, und zugleich beurtheilet werden.

§. 1.

Die Steine sind wohl ohnstreitig eine von den vornehmsten Ursachen der heftigsten und langwierigsten Schmerzen, und die Art und Weise, wie sie diese Martern hervorbringen, ist sehr mannichfaltig. Sie können solche Leiden verursachen:

1) Durch ihre Schwere, Größe, durch die rauhen und stachelichten Spitzen, und durch ihre wunderbaren oft schon beym ersten Anblicke Schaudern erregende Bauart.

2) Durch ihre Bewegung, wenn sie aus den Nieren fortrücken, und durch die Harngänge in die Blase übergehen wollen.

3) Durch ihren Aufenthalt in einem von beyden Harngängen, wenn sie sich eine längere oder kürzere Zeit darinn aufhalten und nicht weiter fortrücken.

4) Durch die verschiedene Lage und Bewegungen in der Harnblase.

5) Durch ihre lungenhafte Schärfe, womit sie sich durchziehen, wenn der Urin stocket, nicht fortgehet, und seine scharfen Theile in die Steine übergehen. Oft verursachet ein Stein auch Schmerzen,

6) Wenn er den natürlichen Schleim, der die nervichten Theile der Eingeweide, in welchen sich der Stein aufhält, uberziehet und gleichsam beschützet, abkratzet; Diese Wirkung bringen die Steine zwar bereits im Nierenbecken und in dem Harngange, noch viel mehr aber in der Blase hervor, wenn sie darinnen lange Zeit liegen.

7) Durch die Zurückhaltung des Urins, wenn der Stein entweder im Nierenbecken, oder in einem Harngange, oder an dem Blasenhalse so anliegt, daß der Urin nicht vorbey fliessen und abgehen kann.

8) Wenn der Stein in der Harnröhre selbst fest eingeklemmt ist.

9) Wenn sich der Stein eine besondre Höhle bildet, und durch seine Schwere die Blase so ausdehnet, daß er gleichsam in einem länglichten Sacke ausserhalb der Blase lieget, da er dann dieses Eingeweide selbst sehr erweitert und die um dasselbe herumliegenden Theile beständig reizt.

10) Wenn Stücken von seiner Schaale losgehen und fortgetrieben werden.

So wie aber alle diese Ursachen Schmerzen hervorbringen können, so sind sie auch schuld, daß alle Theile der Urinwege eine widernatürliche Bildung bekommen. Denn wenn der Stein auf einem Flecke geraume Zeit liegt, oder steckt, oder sich bewegt, und

seine scharfen rauhen Spitzen irgendwo antreffen, so frißt, prickelt, entzündet und verwundet er diese nervichten Häute, verursachet Beulen, welche sich bald verhärten, bald zu Eytergeschwüren werden, und endlich, wenn der Stein eine solche Lage hat, daß sich der Urin dadurch versetzt, so muß der Theil, worinnen sich der Urin sammlet und stockt, nothwendig ausgedehnt werden: wenn aber der Stein seinen Aufenthalt schon viele Jahre in der Blase gehabt hat, und er sich nicht öfters an den Blasenhals ansetzet und ihn verschliesset, so ziehet er durch den beständigen Reitz die Blase so zusammen, daß sie endlich so dicke und enge wird, daß ihr innerer Raum nur so groß ist, daß nur der Stein Platz darinn hat, und kein Urin in der Blase sich sammlen kann. Ich habe dergleichen Fälle oft beobachtet, und verschiedene in meinen Schriften erzählet; ich werde auch, wenn mir Gott Leben und Gesundheit verleihet, noch mehrere Beyspiele dieser Art der Welt bekannt machen: inzwischen habe ich nur etliche hier in Kupfer stechen lassen.

Kap. 1. Fall 1. Kupf. 1. Der junge Mensch, dessen Geschichte ich B. 1. d. U. Th. 1. Kap. 7. S. 75. u. f. erzehlet habe, erfuhr alle jetzt beschriebene gefährliche Zufälle und Schmerzen an seinem Körper. Seine Blase schien sich bereits seit geraumer Zeit so verengert zu haben, daß sie den Stein genau umfaßte, und also für den Urin kein leerer Raum übrig war; denn wiewohl auf dem Kupfer noch etwas Platz in der Blase leer gewesen zu seyn scheinet, so ist doch der perpendikuläre Schnitt in die Blase an dieser Veränderung derselben schuld, weil sie sich dadurch einigermassen in die Länge gezogen hat.

Wenn dahero auch schon bisweilen etliche Tropfen Urin aus den Harngängen neben dem Steine in die Blase hineingiengen und zum Blasenhalse herausgelassen werden konnten, so war doch dieses deswegen nicht oft möglich, weil der Stein die Oefnungen der Harngänge in die Blase fast ganz verdeckte und verschloß, und der meiste, ja fast aller Urin mußte in den Harngängen, in dem Becken der Nieren und in den Papillen zurück bleiben: So lange nun die Absonderungswerkzeuge der Nieren noch ihre Geschäfte verrichten konnten, mußten sich diese Theile, wenn sich mehr Urin darinnen ansammlete, ausdehnen, erweitern und verlängern. Daraus siehet man, warum sich die Harngänge, da sie nicht höher hinansteigen, und sich dadurch in die Länge ausdehnen konnten, nach den Seiten hin verlängerten, und Bogen und Krümmungen, wie die Därme zu thun pflegen, gemacht haben. Ueberdies waren die Harngänge und ihre Krümmungen allenthalben mit dem Darmfelle, unterwärts, wo diese Haut sich in der Gegend der Lenden ausbreitet, durch ein festes zellichtes Gewebe untereinander verwachsen. Eine ähnliche Veränderung habe ich mehreremal, auch in den folgenden Fällen, wo sich die Harngänge verlängert und erweitert hatten, beobachtet; ich will deswegen hier untersuchen, warum dies geschiehet.

Bey einem gesunden Menschen, der entweder plötzlich oder an einer nicht lange anhaltenden Krankheit gestorben ist, hingen alle innere Eingeweide völlig frey, ohne daß sie an die benachbarten widernatürlich angewachsen sind, weil sie beständig feuchte sind, und immer Flüßigkeiten ausdünsten, wie schon längst Hippokrates und Sanktorius deutlich gezeiget haben. Wenn aber Verstopfungen in schleichenden Uebeln oder Entzündungen bey hitzigen Krankheiten diese

Ausdünstung verhindert haben, so hängen die nahe aneinander angränzenden Theile zusammen, und öfters sind entweder wahre Häute, oder ein Zellgewebe oder wirkliche Fleischfasern entstanden, die jene Theile miteinander verbinden. Unter dem Wort Anatomie werden im Register dieses Werks viel Beyspiele dieser Art angeführt werden. Bey einem Menschen, der im Krankenhause gestorben war, hatte es das Ansehen, als ob einer seiner Oberarmknochen kürzer als der andre wäre, und als ob in der Mitte dieses Beins ein widernatürliches Gelenke seyn müßte, als ich aber nach seinem Tode die Sache näher untersuchte, so fand ich, daß er vormals das Oberarmbein gebrochen hatte, und dieses war von einem Wundarzte so schlecht eingerichtet worden, daß beyde gebrochene Enden einen halben Finger lang neben einander lagen, und mittelst gewisser dicker Fleischfasern, welche so lang und beweglich waren, daß sie eine Art von Gelenke vorstellten, aneinander hiengen.

Aehnliche sehnichte Fasern, welche eine Art von Gelenke bilden, findet man auch zuweilen bey Personen, die einen Bruch am Halse des Oberschenkelknochens gehabt, oder diesen Knochen völlig aus der Pfanne ausgerenkt hatten, wiewohl das letztere ein seltner Vorfall ist.

Wenn endlich die Nieren zur Absonderung des Urins gar nicht mehr geschickt sind, so bleibt die Materie, aus welcher diese Flüßigkeit entstehen soll, im Blute, und der Kranke stirbt an einem Fieber mit Schlafsucht oder mit Verzuckungen. So gieng es diesem Jünglinge und allen denen Personen, deren widernatürlich gebildete Urinwege und Werkzeuge in den folgenden Kupfern abgebildet sind.

§. 2.

Kap. 1. Fall 2. K. 3. Die Geschichte des Beckers und die bey der Oefnung des Leichnams desselben beobachteten widernatürlichen Veränderungen laufen beynahe eben darauf hinaus: die Steinschmerzen hatten ihn zwey und zwanzig Jahre gemartert. Er mußte den Urin sehr oft und immer wenig auf einmal lassen, oft konnte er ihn auch schlechterdings nicht anders, als im Liegen von sich geben. Er war öfters mit heftigen Schmerzen in der Gegend der Lenden, in den Harngängen, in der Blase und in der Harnröhre geplaget. In dem Urin, der diese lange Zeit über in sehr kleiner Menge von ihm gieng, war mehrentheils ein stinkender, schwerer, klebriger Schleim enthalten, und bey allen diesen Leiden wuchs doch der Körper dieses Menschen zu einer grossen Länge heran. Wiewohl seine Säfte insgesammt von der allerschlechtesten Beschaffenheit waren, so sprung doch das Blut, als man ihm wegen eines Entzündungsfiebers wenig Tage vor seinem Ende zweymal zur Ader ließ, mit viel Lebhaftigkeit aus der Ader, und wurde sogleich mit einer dicken, zähen pleuritischen Rinde überzogen. Man hatte beschlossen, ihm den Stein zu schneiden, die geschicktesten Wundärzte aber waren nicht im Stande, mit irgend einer Art von Katheter oder Leiter in seine Blase zu kommen: und die Operation konnte die ganze drey Tage über, so lange der Patient noch lebte, schlechterdings nicht angestellt werden, da man doch vor diesem Zeitraum bey der Untersuchung gefunden hatte, daß dieselbe möglich, und gut zu unternehmen war.

Bey diesem jungen Menschen war sowohl in der Niere als in der Blase ein Stein, es bleibt aber ungewiß, an welchem von beyden Orten er eher gewesen

seyn mochte; so viel weis man, daß dieser Mensch schon im vierten Jahre seines Alters einen Stein mit dem Harn von sich gegeben, und Zufälle vom Blasensteine gehabt hat.

Allem Ansehen nach hat der Stein einen sehr heftigen Reitz in der Blase verursachet, und sie so ausserordentlich verdicket und ihren Umfang vermindert: da die Blase so sehr an Dicke zugenommen hatte, so sind dadurch die Oefnungen der Harngänge in der Blase ungemein verengert worden, so daß immer nach und nach weniger, die letzten Wochen aber nur einige Tropfen Urin weggelassen werden konnten, und der täglich abgesonderte Harn allmählich die Harngänge, dann die Nierenbecken, und endlich die zerstörte Substanz der Nieren selbst erweitern mußte.

Der Stein in der Blase verschloß öfters den Blasenhals, wenn sich aber der Kranke auf den Rücken legte, und der Stein folglich zurückfiel, so gieng der verhaltene Urin fort, wenn er aber aufrecht stund, so fiel der Stein aus dem Grund der Blase wieder auf den Blasenhals, und verhinderte hiedurch den Abgang des Urins fast völlig.

Der zähe Schleim, den man bey Personen, die mit dem Steine behaftet sind, antrift, ist von einer besondern Beschaffenheit, und ganz von andrer Art, als der, welcher in den übrigen Theilen des Körpers erzeugt wird. S. im Register nach, was ich in den verschiedenen Theilen dieses Werkes vor Erfahrungen von dieser Art gemacht und beurtheilet habe. Woher kam es aber, daß man, als die Operation gemacht werden sollte, keinesweges im Stande war, mit irgend einer Art von Katheter oder Leiter

in die Blase zu kommen, da dies doch vorher sehr leicht möglich gewesen war, und man alle Tage zu verschiedenenmalen mit viel Bequemlichkeit leinöhl eingespritzet hatte? Diesen Erfolg konnte eine plötzliche Entzündung der Harnröhre, des Blasenhalses, der darneben liegenden Drüsen und Muskeln u. s. f. verursachen, auch der Krampf konnte daran schuld seyn: Da man aber bey diesem Menschen an keinem Theile eine Entzündung gewahr ward, so kann man schlechterdings nicht anders glauben, als daß ein Krampf oder eine Erstarrung des Schließmuskels der Blase den Uebergang der Werkzeuge in die Blase verhindert habe. Wie lange aber ein olcher Krampf bey einem lebendigen Menschen anhalten, und wieviel Stunden, ja Tage nach dem Tode er noch fortdauren könne, darüber kann man meine Versuche zu Rathe ziehen. Man sehe das Register nach, worinn die von mir beobachteten Fälle dieser Art alle angezeigt worden sind.

Hier verdienet noch der natürliche Wuchs dieses Menschen in die Länge bey so schlimmen und scharfen Säften bemerket zu werden: und es läßt sich hieraus schliessen, daß die Krankheit die längste Zeit ihren Sitz lediglich in den Werkzeugen der Absonderung und Ausleerung des Urins gehabt haben müsse, und daß die scharfe Materie aus selbigen in die übrigen Säfte nicht übergegangen sey: Da aber endlich die übrigen Feuchtigkeiten des Körpers des Kranken die gedachte Schärfe auch eingesogen und mit sich durch die Gefäße bewegt haben, so hat eine allgemeine Kacherie und Kakochymie des ganzen Körpers, wie leicht zu erachten ist, gar bald daraus entstehen und eben sobald überhand nehmen müssen.

Es bestätiget sich aber auch durch diesen Fall noch ein andres Phänomen, welches mir bey meinen Beobachtungen und Versuchen gleichfalls ziemlich oft vorgekommen ist, augenscheinlich; nämlich die unwidersprechlichsten Zeichen des höchsten Grades der Entzündung bey einer zweymal wiederholten Aderlaß in dem Blute dieses äusserst schwachen, kraftlosen, halbtodten, und über alle Maaßen kachektischen und kakochymischen Mannes, da man doch sonst dafür hält, daß die Entzündung des Blutes bey einem kurz vorhero in allem Betracht gesunden und starken Menschen durch das Reiben der Gefäße und der Theilchen des Blutes an- und untereinander entstehe. S. im Register das Wort Blut hierüber mit mehrern nach.

Die Geschichte der wassersüchtigen Frau, welche Kap. 4. vorkommt, giebt noch einen Beweiß dieser merkwürdigen Erscheinung.

§. 3.

Kap. 1. Fall 3. K. 3. F. 2. 3. in der Mitte des Kupfers.

Dieser Fall ist dem vorigen in den meisten Stücken ähnlich: Die Nieren waren widernatürlich groß, und die Harngänge sehr erweitert, und in der Niere allein fand man einen Stein, aber keinesweges in der Harnblase. Und da die vorhin angegebene Ursache der Erweiterung der Harngänge und Nierenbecken, nemlich der Blasenstein, hier nicht statt hat, so fragt es sich, was hier an der widernatürlichen Größe dieser Theile eigentlich Schuld war?

Diese Geschichte sowohl, als die, welche im 5 §. vorkommen wird, überführen uns, daß diese Fehler nicht nur von Steinen in der Blase, sondern auch von viel andern Ursachen entstehen. Bey Nierenblut-

flüssen kann das Blut durch die krummen und sehr engen Wege, durch die es zwischen den Häuten der Blase fliessen muß, nicht so schnell hindurch gehen, als es aus der Niere in den Harngang läuft, und dahero muß es nothwendig gerinnen. Wenn nun der nachher abgesonderte Urin und der geronnene Blutklumpen durch den Harngang zugleich fortgehen wollen, so dehnen sie ihn aus, und wenn dieser Fall öfters vorkommt, so werden die zirkelrunden Fibern des Harnganges dadurch endlich so schlaff und unwirksam gemacht, daß sie sich nicht mehr zusammenziehen können. Eben das geschiehet, wenn sich eine Menge Eyter durch diese Kanäle einen Weg bahnt, denn wenn diese Absonderung lange dauret, und das Eyter dicke ist, so versetzt es sich, verstopft den Gang, und wenn dieser nun durch den Urin nachher wieder geöfnet wird, so muß er allerdings dadurch widernatürlich erweitert werden.

In der andern Niere dieses Mannes fand man aber doch weder Eyter, noch einen Stein, und demohngeachtet war der Harngang weiter, als er eigentlich zu seyn pfleget, obgleich nicht so weit, als der andre; es entsteht daher die Frage, auf welche Art sich diese Veränderung zugetragen hatte? Die Antwort hierauf scheint nicht leicht zu seyn; wenn man aber erwägen will, daß die rechte Niere nach und nach zur Absonderung des Urins unfähig geworden ist, und daß dahero die linke die Stelle beyder hat vertreten müssen, so wird man annehmen müssen, daß durch die reichlichere Absonderung und Ausführung des Urins dieser Harngang ganz natürlich weiter gemacht worden war; dieser Erfolg mußte besonders dann statt finden, wenn zuweilen die in der Blase stockenden Klumpen Blut und das dicke Eyter den Eingang des linken Harnganges in die Blase verschlos-

sen, und sich vor die Oefnung desselben gesetzt hatten. Endlich muß man hierbey noch in Anschlag bringen, daß diese Krankheit sehr lange gedauert hat, denn vom Anfange derselben bis zu dem Tode des Patienten waren zwey und dreyßig Jahre verflossen.

§. 4.

Kap. 1. Fall 4. K. 3. Fig. A. B. C. D. E. F.

Die Umstände der Kranken, von der ich im ersten Kapitel in der vierten Beobachtung geredet habe erweisen, daß diese Person sehr viel Zufällen und Martern vom Steine ausgesetzt gewesen war, da vor siebzehn Jahren bereits ein Stein mit dem Urin von ihr gegangen, und sie sich kaum mehr erinnern konnte, wie lange vor diesem Zeitraum sie schon einen Schmerz und eine gewisse Schwere in den Nieren empfunden hatte. Wir bemerken hier abermals, daß diese Person völlig, fleischigt und sehr fett war, ob sie schon in den Urinwegen Steine hatte, und in ihren Nieren Eyter war. Ist wohl der Grund hiervon darinnen zu suchen, weil die Blutadern weder von dem scharfen Urin, noch von dem verdorbenen Eyter etwas eingesogen haben? Und entstehen denn durch diese Einsaugung mit der Zeit hektische Fieber, woran solche Kranke sterben müssen? Diese Weibsperson aber ist daran nicht allein gestorben. Die widernatürliche Ausdehnung des Herzens, und die erstaunliche Menge Fett im Herzbeutel hatten ihr Leben verkürzet. Man könnte hier fragen, ob die verschiedene Figur dieser Steine von dem Baue der Nierenpapillen und der pyramidenförmigen Körper entstanden wären? Wenn wir die Figur der Steine mit der sogenannten ausgefleischten Niere des Eustach vergleichen, so sieht sie derselben in keinem

Betracht ähnlich, und die auf eben diesem Kupfer gestochene Steine des Menschen, dessen Geschichte Kap. 1. Fall 3. erzählt ist, sind ebenfalls von ganz andrer Gestalt.

§. 5.

Kap. 1. Fall 5. K. 6. Der im ersten Kapitel beschriebene fünfte Fall zeigte uns eine vom Eyter verdorbene Niere, welche in manchen Stücken jener, die vom Steine fehlerhaft gemacht worden waren, ähnlich, in einigen Stücken aber viel übler beschaffen war. Zwanzig Jahre lang plagten diesen Menschen Schmerzen an der linken Niere, und wenn er auch zuweilen gesund zu seyn schien, so kehrten sie doch immer wieder bald stärker bald schwächer zurück. Die krankhafte Materie des Wechselfiebers, die entweder nicht gekocht worden war, oder sich in so engen Gefässen verweilet hatte, daß sie nicht hindurch konnte, scheinet eine leichte Entzündung und die nachherige Eyterung der Niere veranlasset zu haben. Nun war die Substanz und das Gewebe der Niere vom Eyter nach und nach angefressen und in ein Geschwüre verwandelt worden, und von diesem Eyter war öfters eine so große Menge in den Harngang gelaufen, daß es nicht geschwind genug durch die enge Oefnung des Harnganges in die Blase hindurch kommen konnte; es war also nicht selten im Harngange stecken geblieben und dieser hatte sich dadurch denn allmählich so erweitert, daß er eben so ausgedehnt war, wie die der vorhergehenden Kranken vom Stein, der aus den Nieren abgegangen und in dem Harngange eine kürzere oder längere Zeit stecken geblieben war. Ja es haben auch die Stückgen verdicktes Eyter und die Fibern von der angefressenen Niere bisweilen die Oefnung des Harnganges in die

Blase verstopfen müssen. Als endlich die Niere, die gar oft mit Materie angefüllt gewesen, und oben sowohl als unten zerfressen und ausgehöhlet war, nichts von ihrer Substanz mehr übrig hatte, die das scharfe Eyter anfressen konnte, und sie durch ihre schon monströse Größe längst bis oben an das Zwergfell angetrieben, und damit vereinigt worden war, (denn wie ich vorhin gezeiget habe, so ist es gewöhnlich, daß die innern Eingeweide, wenn sie von keiner Ausdünstung mehr schlüpfrig gemacht worden, aneinander anwachsen) so fraß das Eyter auch sogar das Zwergfell an, und endlich, nachdem es sich auch hierdurch einen Weg gebahnt hatte, beynahe die ganze Lungenhälfte auf der linken Seite, und ein Stück vom obern Lungenflügel, so daß man einen einzigen Sack voll faules Eyter, der zehn Wiener Zoll lang, und drey Zoll breit war, bey der Oefnung des Leichnams antraf.

Wie ausserordentlich und sonderbar ist hier nicht die Ursache der Eyterung und Lungensucht? Da wir den großen Sack voll stinkendes Eyter mit Augen sahen, so konnten wir uns nicht weiter wundern, daß der Auswurf eben so übel gerochen hatte, als der Urin; denn das stinkende Eyter hatte die Aeste der Luftröhre zerfressen, und die durch den Mund mit dem Speichel abgegangene verdorbene Feuchtigkeit mußte also der, die durch den Urin abgieng, in allen Stücken nothwendig gleich seyn, weil beyde aus einem und eben demselben Sacke kamen. Der Anblick dieses Kupfers erkläret uns zugleich verschiedene in medizinischen Schriften befindliche Nachrichten, worüber wir sonst erstaunen würden, wenn wir in denselben fänden, daß die Leber, die Därme, oder der Magen in der Brusthöhle gelegen haben: Denn wenn eine Entzündung des Zwergfelles vorhergegangen ist,

und die daher entstandene Eyterung ein Loch hineingefressen hat, so daß das Zwergfell eine Oefnung bekam, so konnte ja ein großer Theil des Darmkanals oder ein andres Eingeweide eben sowohl da hindurch gehen, wie es bey einem Bruche durch den engen Bauchring geschiehet. Die Leber ist ohnehin mehrentheils von Natur an das Zwergfell angewachsen, und wenn nun selbiges durch eine Eyterung ein Loch bekommen hat, so kann dadurch wenigstens ein Stück dieses Eingeweides in die Brusthöhle hineintreten. Und da in dergleichen Fällen bald Beklemmungen, bald ein Husten, bald ein Eyterauswurf durch die Lungen entstehet, auch andre Krankheiten, deren Grund in der Lunge zu liegen scheinet, die auch dieselbe wirklich mit betreffen, sich äussern, so können wir leicht einsehen wie es zugehe, daß wir die wahre Ursache aller dieser Unfälle bey Lebzeiten des Kranken unmöglich wissen konnten.

§. 6.

Kap. 1. Fall 6. K. 4. F. 2. Dieser sechste Fall zeiget uns eine Entzündung der Lungen, die eine Eyterung derselben nach sich gezogen hatte: das Eyter aber zog sich unten in der Brusthöhle zusammen, sammlete sich in ein äusserliches Geschwür, und dieses heilte vollkommen aus, weil alles Eyter hier herauslief und so die Lunge gesund wurde: eben dieses geschahe, wie ich oben erzählet habe, bey jenem Mädchen, wo sich am Rande des Darmknochens äusserlich ein Geschwür ansetzte. Hippokrates lehret uns, daß dergleichen Lungenentzündungen und Eyterungen durch äusserliche Geschwüre in den Weichen und an den Schenkeln völlig heilen; wenn aber das Eyter unglücklicherweise sich an das Hüftgelenke setzte, hat er bemerket, daß es von da bald wieder zu-

rücktrete, in die Nieren gehe und durch einen dicken weissen Urin, der schon, wenn er gelassen wird, molkigt und trübe aussähe, so gut aus dem Körper fortgeschaffet werde, daß der Kranke zu einer vollkommenen Gesundheit gelange.

So glücklich aber war der junge Mensch, von dem ich jetzo rede, nicht. Das in den Lungen befindliche Eyter fras das Brustfell, welches an die Lungen angewachsen war, an, griff um sich, indem es sich durch das Zellgewebe verschiedener Theile des Körpers immer weiter fortfraß, und in diesen Zellen wegen seiner Schärfe Geschwüre machte; und wiewohl sich eine Menge Eyter durch die vielen äussern Geschwüre ausleerete, so wurde doch auch ein beträchtlicher Theil desselben von den Einsaugegefässen in den Kreislauf der Säfte gebracht, welches theils durch einen Eyterauswurf seinen Ausgang suchte, theils das hektische Fieber erregte, woran der Kranke sterben mußte.

Meine Meynung ist zwar nicht, daß die Nieren zur Entstehung der Krankheit beygetragen haben sollten, sondern ich habe diese Geschichte nur deswegen hier erzählt, da ich in diesem ganzen Kapitel von den Fehlern und der widernatürlichen Bildung der Absonderungs- und Ausleerungswerkzeuge des Urins handele, und ich keinen bequemern Ort wußte, wo ich den sonderbaren Bau dieser Nieren beschreiben, und in Kupfer stechen lassen konnte.

§. 7.

So wie im ersten Kapitel verschiedene Mängel und Abweichungen der Urinwerkzeuge vorgestellet worden sind, so habe ich im zweyten Beyspiele von Feh-

lern und sonderbarer Bildung der Därme angeführt. Das erste ist jene merkwürdige Geschichte B. 3. d. U. Th. 7. Kap. 4. der Heilungsmethode, welche ganz nachgelesen zu werden verdienet, damit man durch die bey der Oeffnung entdeckten Umstände die wahre Beschaffenheit der Krankheit deutlicher einsehen, und durch die Erzählung der verschiedenen Zufälle des Patienten sich einen richtigen Begriff von der gefundenen widernatürlichen Bildung der Eingeweide machen könne. Die in dem erwähnten Kapitel aus andern medizinischen Schriften gesammleten Fälle sind durch diese nähere Untersuchung der Beschaffenheit der Eingeweide bey der Leichenöffnung erläutert und die Wahrheit derselben bekräftiget worden.

Wir lernen aus dieser Beobachtung 1) daß entzündete Theile miteinander verwachsen, wie in diesem Falle der Grimmdarm mit dem Darmfelle. 2) daß, wenn die Entzündung in eine Eyterung übergehet, dergleichen zusammengewachsene Häute beyder Theile, die dieselben bisher von einander absonderten, verzehret werden, und daß das Eyter durch des Fell und Zellgewebe sich durchfrißt, und bald an dem nämlichen bald an einem weit entfernten Orte eine Beule bildet. 3) Daß, wenn diese Beule entweder von selbst aufgehet, oder aufgemacht wird, ein ofner Weg von dem äussern Geschwür bis in das innere Eingeweide entsteht, wodurch sich das letztre von seinem Eyter völlig reiniget, und es unmittelbar nach aussen von sich giebt. 4) daß der Grimmdarm an diesem Flecke ausgeschworen, und mithin offen gewesen war, und daß er sowohl die halbgekochten Speisen als selbst den Unrath hier heraus geworfen hat. 5) daß derowegen schon im Grimmdarme wirklicher Unrath, wie er durch den Stuhl abgeht, sey, da dergleichen in Menge zu dieser Oefnung herausgekommen ist. 6) daß viele Speisen,

die man nicht recht gekauet hat, und die weder im Magen, noch im Zwölffingerdarme, noch auch im Leerdarme verdauet worden sind, nach drey Stunden erst roh und unverändert im Grimmdarme gefunden worden. 7) Daß dahero die Heilung einer solchen Oefnung so schwer sey, daß öfters Lebenslang ein künstlicher After daselbst zurück bleibet. 8) Daß diese Weibsperson, von der die Rede ist, zwar in so weit, weil ihr Geschwür völlig zuheilte, glücklicher, als viel andere Kranke war, daß aber gleichwohl nicht vermieden werden konnte, daß nicht an diesem Flecke der Darm, das Darmfell, und die äussern Bedeckungen sich aneinander hängten, und mit einander verwuchsen. 9) Daß der Grimmdarm deswegen an diesem Orte enger wird. 10) Daß sich in dieser Verengerung harte unverdauliche Speisen verweilen, und entweder eine Darmgicht erzeugen, oder in dem vor der Verengerung liegenden Theile des Darms grosse Ausdehnungen, oder Anhänge oder Brüche entstehen. 11) Daß durch diesen Fall erwiesen wird, daß dasjenige, was ich B. 6. d. U. Th. 14. Abth. 1. Kap. 3. durch eigne Bemerkungen sowohl als durch die Beobachtungen anderer Arzte, von der geschwinden Entstehung des kalten Brandes in den Därmen, dargethan habe, in der Wahrheit gegründet sey. 12) Daß dieser heftige Brand, welcher weit und breit alle Theile angegriffen und zerstöret hatte, nicht nur den wirklich eingeklemmtgewesenen Bruch schlaf gemacht, sondern auch eine so grosse Menge fauler Luft erzeuget habe, daß die Därme davon so ausserordentlich aufgetrieben gewesen, wie bey der Trommelsucht. 13) Daß in dem Falle, wenn ein solcher ofner Darm zugeheilet worden ist, eine so strenge und bestimmte Lebensordnung, als bey irgend einem andern wiedergenesenden Menschen schlechterdings erforderlich sey, damit nicht die geringste Veranlassung gegeben werde, die Darmgicht, zu wel-

cher die Gedärme bereits eine Anlage haben, zu erregen, oder den Ausbruch dieser schrecklichen Krankheit zu veranlassen.

§. 8.

Kap. 2. Fall 2. K. 2. F. 1. 2. 3. Auf dem zum zweyten Falle des zweyten Kapitels gehörigen Kupfer wird man eine merkwürdige Verschlingung eines Stücks des Krummdarms bey einem Mädchen, deren Geschichte B. 1. d. U. Th. 1. Kap. 7. S. 73. u. f. erzählet worden ist, gewahr. Vielleicht ist die daselbst befindliche Auslegung des Uebels richtig, vielleicht ist dieses Stück des Darms lange vor dem Tode der Kranken in den untern Theil so tief hineingefallen gewesen, und hat ihr nicht viel geschadet, weil das verschlungene Stück des Darms sowohl oben, als in seiner ganzen Länge bis ans Ende offen war, dahero denn der Nahrungssaft von C. bis an das zweyte B. bequem hindurch, und also auch tiefer in das darüber liegende ofne und freye Stück des Darms gelangen konnte. Denn man fand keine Hinderniß, wenn man mit einem Griffel durch das hineingefallene Stück längs hindurch fuhr, wiewohl noch die Würmer drinne stecken, die den Darm nothwendig enger machten. Denn wenn diese bey Lebzeiten des Mädchens sich gewunden, und das verschlungene Stück zusammengeschnürt, mithin die Oefnung des Kanals versperret hätten, so würde daraus eine tödtliche Darmgicht entstanden seyn. Ich habe dies meinen Zuhörern zu widerholten malen gezeiget, denn ich besitze verschiedene dergleichen verschlungene Därme in meiner Sammlung, und zwar mit unter solche, wo an zween bis drey Orten ein Stück eines Darms in ein andres hineingefallen ist, und demohnerachtet haben die Person, bey denen ich diese fehlerhafte Lage der Gedärme

angetroffen hatte, zeitlebens keine Schmerzen oder andere Zufälle, daran gehabt, sondern ihre Därme haben ihre natürliche Dienste, wie bey völlig gesunden Menschen gethan.

§. 9.

Kap. 2. Fall. 3. K. 4. Die 30ste Figur.

Aus der kurzen Erzählung Kap. 2. Fall. 3. ergiebt sich, daß die oberste Figur des Kranken, die oben von dem hier die Rede ist, sich sein Leben dreyßig Jahr und drüber durch den Gebrauch abführender Mittel erhalten hatte. Durch die traurige Erfahrung, besonders wenn er sich dieser Hülfsmittel einiger Tage enthalten hatte, war er belehret worden, daß er dieser Hülfe nicht entbehren könne; ob ihm schon die Aerzte das zu öftere Laxiren immer widerriethen, weil sie argwohnten, daß er dadurch allen Reitz zur Oefnung von freyen Stücken vollends unterdrücken würde. Seine lezte und tödtliche Krankheit war also, wie es scheint, eine Darmgicht, die sich in ein wahres Miserere verwandelte, und ihren Grund in Krämpfen hatte, welche die Oefnung des Blinddarms zuzogen. Wie verborgen aber und wie unheilbar zugleich war diese Ursache seiner Krankheit! Besonders war es bey diesem Patienten sonderbar, daß die wenigen Exkremente im Wickeldarme und die grosse Menge von Unrath im Grimmdarme bis an den Ort, wo der Grimmdarm in der Gegend der Milz einen Bogen macht, von guter Galle hinlänglich gefärbt waren. Von diesem Bogen an aber stack in dem widernatürlich verengerten Grimmdarme, welche Verengerung mehr als einen Schuh lang war, nichts als eine weisse Materie, die theils wie ein Schmeer oder Talg, theils wie

eine Boluserde aussahe. Warum war wohl diese Materie weiß, da eine gelbe in genugsamer Menge abgesonderte Galle den Unrath bis an diese Verengerung gehörig gefärbt hatte? Hatte man dem Patienten vielleicht in der letzten Krankheit viel Klystire von Milch oder andern Materien, die eine weiße Farbe haben, gesetzt? Da ich die letzten Tage bey ihm nicht mehr mit zu Rathe gezogen wurde, sondern nur erst wieder bey der Oefnung des Leichnams dazu kam, so weis ich nicht, was für Mittel man versucht und gebraucht hat. Oder hatten die Darmdrüsen in diesem engen Stücke ihre eigentliche Beschaffenheit so verändert, daß sie anstatt einer schleimigen Feuchtigkeit eine weiße Materie absonderten? Bey der Leichenöfnung dieses Menschen entdeckte man also, daß die Ursache der Kolik, des Brechens, der Verstopfung, und der öftern Darmgicht schon viele Jahre in seinem Körper gegenwärtig gewesen war, wiewohl man diese Umstände selten so finden wird, weil mehrentheils andre Fehler die Ursache dieser Krankheiten sind.

§. 10.

Kap. 2. Fall 4. K. 8. F. 2. u. 3.

Man entdeckt die Ursache der Darmgicht in allen Gegenden der Därme. B. 4. d. U. Th. 10. u. B. 5. Th. 11. sind verschiedene Kupfer, welche zeigen, daß ihr Sitz besonders im Grimmdarme ist. Bey dem Menschen, dessen Klappe des Wickeldarms, die nach dem Tulpius genennet ward, ich auf dem letzten Kupfer abgezeichnet habe, hatte dieses Uebel, womit er oft und geraume Zeit geplagt gewesen war, seinen Sitz fast eben so im Wickeldarme, wie bey diesen im Grimmdarme. Anfälle von der Darmgicht stellen sich öfters bey Personen ein, wenn sich rohe und unverdauliche

Speisen in der Verengerung der Gedärme ansammeln und sie verschliessen. Dieser Fall fand bey diesem und bey jenem statt, und es trug sich B. 5. d. U. Th. 11. Kap. 3. auch bey dem Manne zu, der, wie wir oben zeigten, statt der Klappe im Grimmdarm ein kleines Loch hatte; auch mit der Frau, deren Darm unten in den Weichen äusserlich offen war, hatte es eine gleiche Bewandniß. Die kleinsten Fehler in der Lebensordnung machen ihren die schrecklichsten Schmerzen, und verursachen endlich das traurigste Ende ihres Lebens.

§. 11.

Wir bemerken erstlich bey dieser Leichenöfnung die mässig grosse und natürlich weiche Leber, da doch selbige fünf Jahr vor dem Tode dieses Patienten nicht nur erstaunend groß, sondern auch steinhart anzufühlen, und die Ursache einer langwierigen grünen und beynahe schwarzen Gelbsucht gewesen war. Wer konnte wohl argwohnen, daß dieser wohlhabende Mann so glücklich hergestellet, und fünf ganzer Jahre gesund bleiben würde? Hieraus folget also, daß wir fast nie alle Hofnung aufgeben dürfen, da wir erfahren haben, was die Kap 2. Fall 5. angeordnete Heilmethode, nächst göttlicher Hülfe zu bewirken im Stande ist. Zweytens aber fanden wir den Grimmdarm und den Mastdarm von einer so widernatürlichen Beschaffenheit, daß ich sie mit Worten gar nicht ausdrücken kann, sondern die Leser sich nur durch die Abbildung eine Begriff davon machen müssen. Daraus aber ersieht man sogleich, warum der Patient im letzten Jahre seines Lebens nie anders, als nach einem Abführmittel, womit man noch dazu immer ändern mußte, ofnen Leib

haben konnte? Weil nemlich diese Därme so viel Verengerungen und Erweiterungen hatten, und an einigen Stellen gepreßt und zusammen gedrückt waren. Man erkennet, warum es schlechterdings nicht anders kommen konnte, als daß auf der linken Seite der Unrath in dem Darme stecken bleiben, und in kurzer Zeit durch die Bewegung desselben in die Verengerung des Grimmdarms bey M. wo selbiger so gepreßt lag, sich verhärten, und zu harten Kugeln, die nicht durch den Kanal hindurchgehen konnten, werden mußte: das lehret uns das Kupfer deutlich. Dieser Druck bey M. wo ein Stück Darm auf dem andern lag, mußte sich zwar durch die Bewegung der Därme oft vermindern, es befanden sich aber anderwärts im Grimmdarme ähnliche fehlerhaft gebildete Theile, und die Exkremente konnten beynahe unmöglich ihren Fortgang haben, besonders auf die letzt, da der Kranke aus der Empfindung auf der linken Seite in den Weichen vorher wußte, wenn er ofnen Leib haben würde, muß dieses Stück Darm beständig gepreßt gewesen seyn. Aber was war der Grund der widernatürlichen Erweiterung des Mastdarms? Weswegen stand der Schliesmuskel desselben so weit offen? Hat wohl der unglückliche Schnitt einer wirklichen oder eingebildeten Fistel, dabey es auch der geschickteste Wundarzt versehen kann, hier eine tiefere und grössere Wunde gemacht, als nachher wieder zugeheilt werden konnte? Eben so wunderbar ist der erstaunliche Umfang des nach dem Leben abgezeichneten doch auf dem Kupfer um die Hälfte verkleinerten Mastdarms, da doch schlechterdings keine Exkremente sich darinnen verweilen konnten, weil der After immerfort einen ganzen Zoll wie offen stund: so viel ist ausgemacht, diese erschrecklichweite Ausdehnung kann nicht von verhaltnem Unrathe hergekommen seyn. Der Grimmdarm war, in seiner

ganzen Länge, widernatürlich gebildet, an einem Orte war er ungewöhnlich weit, am andern wieder verengert, er hatte dabey merkwürdige Rückbeugungen, und dieser sonderliche Bau, besonders aber die widernatürliche Erweiterung, erstreckte sich auch bis in den Mastdarm, und in eben demselben war auch die runzelichte und zottichte Haut fehlerhaft geworden. Man weis überdem, daß sich jeder einzelne Theil des menschlichen Körpers durch den Zufluß und die Stockung der Säfte wunderbar verändern, und bey dem einen Menschen diese, bey dem andern eine andre Beschaffenheit annehmen kann; wer viel Todte geöfnet hat, dem werden dergleichen Fälle oft vorgekommen seyn.

§. 12.

Kap. 2. Fall 6. K. 8. F. 1. Dieser Grimmdarm ist auf eine andre Art ungestalt, und so beschaffen, daß man vermuthen sollte, dieser Mensch müßte oft Kolikschmerzen und Anfälle von der Darmgicht gehabt haben, er müßte öfters mit Engbrüstigkeit, Brechen, Herzensangst u. d. g. beladen gewesen seyn, weil dieser Darm so hoch hinauf gieng, daß er durch seinen Druck und Reitz dem Magen immer beschwerlich hätte seyn und die Brusthöhle verengern müssen; und da eben dieser Darm sich in der rechten Seite rückwärts bog, so müßte, sollte man glauben, der Kranke auch Lendenschmerzen ausgestanden haben. Von dem allen aber kann ich keine Nachricht geben, denn ich hatte ihn, ehe er sich in seinem Hause aus Verzweifelung erhieng, nie gesehen.

§. 13.

Kap. 2. Fall 7. Aus der Gestalt dieses Grimmdarms läßt sich vermuthen, daß sie sehr oft eine Verhal-

K. 9. F. 1. tung des Unraths in den Därmen, Kolikschmerzen, die Darmgicht, Lendenwehe, Aufsteigen der Blähungen im heftigsten Grade u. d. g. verursachet haben müsse. Ich habe aber von den vorherigen Umständen dieses Menschen eben so wenig Nachricht als vom vorigen, und ihn nicht eher gekannt, als bis er sich erhangen hatte. Ich hielt aber die Bildung dieser beyden Grimmdärme vor ausserordentlich genug, daß es sich wohl der Mühe verlohnte, sie in Kupfer stechen zu lassen.

§. 14.

Kap. 2. Fall 8. K. 9. F. 2 u. 3. Wenn man darauf Rücksicht nimmt, wie dieser Magen und die Därme gestaltet gewesen sind, so wird man die Ursache der Zufälle, denen dieser Mensch ausgesetzt gewesen ist, nicht weit suchen dürfen: ich glaube sie erstlich in der ausserordentlich großen Leber zu finden; da diese nach vornen zu sowohl, als hinten am Rücken an Größe zugenommen hatte, und sehr schwer war, so muß sie nach und nach den Magen, das Pancreas und alle Därme in den Unterleib herabgepresset haben: sie muß Ursache gewesen seyn, daß der Magen tiefer herunter getrieben, und der Schlund so lang gedehnt worden war. Schon lange zuvor, ehe das Werk des unsterblichen Morgagni herauskam, hatte ich dergleichen widernatürlich lange Magenschlunde bey Leichenöfnungen gefunden, nachher aber fand ich in diesem vortreflichen Buche mehrere Beyspiele von dieser Art. Da die Därme unter den Nabel heruntergepreßt waren, so mußten sie, wenn sie von vielem Speisesafte, oder Luft, oder Unrath ausgedehnet wurden, diese Dinge langsam durch ih-

ren Kanal durchlassen, der neue Nahrungssaft konnte nicht hinein, und wenn der Patient nur wenig Nahrungsmittel zu sich genommen hatte, so mußte er sie später, wenn er aber deren eine grössere Menge genossen, eher wegbrechen. Und dadurch haben auch die Därme eine monströse Bildung erhalten müssen, wiewohl sie hier lediglich vom Grimmdarme abgebildet ist. Die Länge des Schlundes war schuld, daß dieser Weibsperson das Schlingen immer sehr schwer wurde, denn bisweilen, wenn sich die Därme bald so, bald anders bewegten, besonders wenn sie darzu stand, mußte der Magenschlund sich erschrecklich dehnen, und das Schlingen mußte ihr noch beschwerlicher werden: wenn sie aber lag, so mußte der Schlund, weil sich das ganze Gewicht der Därme und der Leber nach oben herauf wendete, schlaff werden, und sich wie ein Darm winden: in beyden Fällen ist es leicht einzusehn, warum sie so schwer hinunterschlucken konnte. Wenn sie sich dahero bisweilen nach jedem genossenen Bissen Speise oder jedem Tropfen brechen mußte, so geschahe das darum, weil die verschluckten festen oder flüßigen Körper nicht in den Magen hineinkonnten, der Schlund mochte nun schlaff seyn, und sich wie ein Darm gewunden haben, oder er mochte gedehnt und gespannt seyn, und dadurch hier und da sein Kanal zum Durchgang des Genossenen zu enge werden. Dieses ist eine neue Entdeckung einer Ursache, die das Hinunterschlingen erschweret, oft unmöglich macht, und nicht selten Brechen hervorbringt.

§. 15.

Kap. 2. Fall 9. Die Geschichte derjenigen Weibsperson, deren Magen K. 9. F. 4. gestochen ist, stehet

K. 9. B 6. d. U. Th. 14. Abschn. Kap. 1. §. 11. §. 4. 12. 13. S. 218. u. f. Die Ursache, warum ihr Magen so widernatürlich beschaffen war, und ihr so viel Schmerzen gemacht hatte, stack in der Leber, deren beyde Hälften die ganze Gegend unter dem schwerdförmigen Knorpel ausfüllten, und die dicken Därme auch da, wo sie bey der Leber und Milz ihren gewöhnlichen Bogen machen, unter den Nabel heruntergedruckt hatten.

Die Verengerung mitten im Magen hat öfters die unverdaueten Speisen nicht leicht angenommen, und wenn dieser Magen durch den Andrang derselben gereitzt und krampfhaft zusammengezogen wurde, so mußte ein Brechen erreget werden. Wenn nun die Speisen aus diesem widernatürlich engen Theile in die breitere Gegend des Magens kamen, so verhinderte sie die draufliegende Leber, wenn sie gleich da lagen, wo zwischen beyden Lappen der Leber ein freyer Platz war, nothwendig mehrentheils, daß sie nicht aus dem Magen zum Pförtner herauskonnten: und nun entstund sowohl wegen der Anhäufung der Speisen, als deswegen, weil sie zu lange im Magen lagen, aufs neue ein Brechen. Der Pförtner selbst, dessen Lage zwischen dem aufgetretenen Grimmdarme und der Leber war, konnte von beyden so gedrückt werden, daß er nichts durchließ, und das war die dritte Ursache des Brechens.

Wie verschiedene und vielfältige Ursachen des Brechens, der Magenschmerzen und Koliken, die von Blähungen, von angehäuften Speisen und Unrath, vom Drucke und von Entzündung entstunden, enthalten nicht diese neun Fälle des zweyten Kapitels.

Wie viel Ursachen der seltnen oder völlig unterdrückten Leibesöfnung? Wieviel Quellen der Darmgicht ihrer öfteren Rückfälle und ihres tödtlichen Ausganges? Indessen haben alle diese Ursachen keine pathognomonischen Zeichen, und kaum kann man nur muthmaßlich aus den Zufällen schliessen, was eigentlich der Grund der Krankheit ist. Ja man findet sogar dergleichen sonderbare Bildungen bey der Oefnung solcher Personen, die bey Lebzeiten unbegreiflicher Weise von allen den Krankheiten, die jene Ursachen nothwendig hätten erregen sollen, nichts gespüret worden ist. Es ist nichts gewisser, als daß wir oft bey Krankheiten, die aus ähnlichen Ursachen entstehen, mit aller Wissenschaft nichts bestimmen können. Je öfter wir Leichname öfnen, desto öfter entdecken wir vielfältige und ungewöhnliche Ursachen der Krankheiten und der damit verbunden gewesenen Symptomen, die in der Pathologie zur Zeit noch nicht darunter stehen. Ueberdem werden wir durch diese und die vorherigen Fälle, und durch die ganze medizinische Geschichte von Tag zu Tage mehr überzeugt, daß man nicht leicht recht habe, wenn man die verschiedenen Symptomen jeder Krankheit aus einer und eben derselben Quelle herleitet, da man bey der Oefnung nach dem Tode siehet, daß selten nur ein einziger Theil, und die meistenmale verschiedene Theile zugleich schuld an den Zufällen hatten.

Mit allem Recht tadelt daher der berühmte Morgagni zu wiederholtenmalen die Aerzte, die sich bey Lebzeiten der Kranken zu bestimmen wagen, daß das Uebel derselben ganz zuverläßig eine Wassersucht des Herzbeutels, eine Brustwassersucht, oder ein Fehler des Herzens und der großen Gefässe sey. Denn

nichts ist gewisser, als daß uns leider nur allzuoft die pathognomonischen Merkmale der Krankheiten der innern Eingeweide und aller Theile des menschlichen Körpers fehlen, und daß eine und eben dieselbe Krankheit vielmals verschiedene, ja ganz entgegengesetzte Zeichen habe; und wenn es auch vielleicht Krankheiten giebt, die, wenn sie die einzigen im Körper sind, einige zuverläßige Zeichen haben, so sind sie doch, wenn mehrere Theile leiden, so verworren, daß man allerhöchstens nur wahrscheinlich die Ursache der Krankheit bestimmen kann.

§. 16.

Kap. 3. Fall 1. K. 5. F. 1. Folgende zween Beobachtungen von einer Sackwassersucht, werden meines Erachtens einen praktischen Nutzen verschaffen, da die Zeichen bey beyden Kranken so ungewiß waren, daß ich meine Leser ersuchen muß, diese Fälle unter jene zu bringen, die ich im Register als zweifelhaft anzeigen werde. Wir wollen von der Kranken zuerst reden, deren Sack auf dem am Rande angemerkten Kupfer abgezeichnet ist, und deren Geschichte man am oben bestimmten Orte beschrieben findet. Es ist zuförderst merkwürdig, daß das Hin- und Herschwanken des Wassers bey dieser Balgwassersucht vor dem ersten und zweytenmal Abzapfen von uns sowohl, als von der Kranken selbst so deutlich bemerkt wurde, daß man es nie bey einer wirklichen Bauchwassersucht mehr fühlen kann. Und da die Kranke theils ziemlich kraftlos war, theils gleich beym Ausbruche der Krankheit ihre Monatszeit verlohren hatte, und bey einer Balgwassersucht diese beyden Umstände mehrentheils nicht sind, so war diese

Geschwulst in der That einer Bauchwassersucht sehr ähnlich. Gleichwohl konnten wir nicht mit Zuverlässigkeit behaupten, daß das Uebel nichts anders, als eine Bauchwassersucht wäre, weil die Patientin gleich beym Ausbleiben ihrer Monatszeit einen Schmerz in der rechten Weiche zu fühlen angefangen hatte, weil ferner auf diesen Schmerz die Geschwulst folgte, und weil diese und der Schmerz im ersten und zweyten Jahre nur allmählig, im dritten aber schnell zunahm, so daß zuletzt der Unterleib allenthalben gleich dick und mit Wasser angefüllt war. Man hätte dahero muthmassen sollen, daß die Ursache des Uebels entweder in der rechten Muttertrompete, oder im rechten Eyerstocke ihren Sitz hätte. Die Zeichen der Krankheit waren also zweydeutig, und da die letztern eine Balgwassersucht, die erstern aber eine Bauchwassersucht zu verrathen schienen, so war der Ausgang des Uebels die Indikation und die Kurmethode sehr ungewiß.

Wiewohl ich nun durch eine ziemliche Anzahl Fälle belehret worden bin, daß das Abzapfen bey der Bauchwassersucht ein sichereres Hülfsmittel, als bey der Balgwassersucht sey, ich auch selbst hiervon ziemlich überzeugt bin, und diese Ueberzeugung so weit gehet daß ich glaube, daß das Abzapfen bey der Balgwassersucht sogar den Tod befördert; so gab ich bey dieser Person gleichwohl, als man zu dieser Operation rieth, meinen Beyfall dazu, und zwar erstlich deswegen, weil sich die Krankheit, ohngeachtet der Anwendung der besten innerlichen Arzeneyen, täglich verschlimmerte, und man also zu einem wirksamen Mittel seine Zuflucht nehmen mußte, wenn es eins gab, ehe die Kranke noch kraftloser würde. Zwey-

tens, weil die Meynung, daß das Uebel eine Bauchwassersucht sey, die meisten Gründe vor sich hatte; Drittens, weil bey der Vergleichung der angestellten Versuche, wo das Abzapfen den Tod beschleuniget hatte, mit denen, welche in andern Schriften angeführt sind, diese Besorgniß eines tödtlichen Erfolgs sich sehr verminderte, besonders da zween neuerer Fälle zeigten, daß auch bey der Balgwassersucht das Abzapfen sehr gute Wirkungen hervorgebracht hatte. Viertens, weil die Bauchwassersucht und die Balgwassersucht bisweilen miteinander verbunden sind, und wenn man das im Leibe gesammlete Wasser ausleeret, die Balgwassersucht um ein großes erleichtert wird. Da aber demohnerachtet sobald ein plötzlicher Tod darauf erfolgte, so bedauerte ich, daß meine wiederholten Erfahrungen durch diesen traurigen Fall abermals bekräftiget wurden, und ich mache diesen Erfolg mit Vorbedacht der Welt bekannt, daß man sich in Fällen, wo es ziemlich gewiß, oder doch zweifelhaft ist, daß das Uebel eine Balgwassersucht sey, sich darnach richten könne.

Der zweyte Fall betrift eine Frau, die nach einer äusserst schweren Niederkunft im fünf und vierzigsten Jahre ihres Alters eine Sackwassersucht bekam, und erst, als sie drey und zwanzig Jahr diese Krankheit gehabt hatte, sich meinen guten Rath ausbat. Da man das Hin- und Herschwanken des Wassers im Unterleibe deutlich spürte, wenn man darauf schlug, so schien das Uebel zwar eine Bauchwassersucht zu seyn; da aber theils die gefährlichen Kennzeichen einer veralterten Bauchwassersucht nicht zugegen waren, sondern vielmehr solche Merkmale beobachtet wurden, die eine nicht sehr gefährliche Sackwasser-

sucht, wodurch fast keine Verrichtung des Körpers auf einige Art gestört wurde, verriethen, und diese Person schon seit beynahe drey und zwanzig Jahren nicht viel nachtheilige Folgen von ihrem Uebel hatte ausstehen dürfen, so konnte ich aus dem einzigen Hin- und Herschwanken des Wassers nicht mit Gewisheit auf eine Bauchwassersucht schliessen, sondern ich hielt die Krankheit wegen viel andrer Zufälle, vor eine Balgwassersucht, und ließ der Kranken sechs Jahre lang solche Mittel, die ich unter diesen Umständen für angemessen hielt, gebrauchen. Die Patientin befand sich während dieser Zeit leidlich, endlich aber bekam sie noch am ganzen Körper allenthalben die Wassersucht, und starb. In der fünf und zwanzigsten Stunde nach ihrem Ende öfnete ich den Leichnam. Das Wasser zwischen der Haut war ganz faul, und hatte die äussere Haut fast allenthalben in Blasen aufgezogen. Um die innern Theile besser betrachten zu können, ließ ich sechs und achtzig Pfund Wasser abzapfen, das nicht übel roch, sondern schleimicht und bräunlicht war. Die äussere Haut des rechten Eyerstocks hatte sich in einen scirrhösen Sack verwandelt, der dinner als gewöhnlich, besonders vorwärts und oberwärts war, und vorwärts an dem Darmfell fest anhieng.

Daraus ergab sich also, warum man bey der Balgwassersucht bisweilen ein ähnliches Schwanken des Wassers fühlet, als bey der Bauchwassersucht. Denn entweder ist der Sack dünne, so daß das Wasser im Sacke bey der Befühlung des Unterleibes sich bewegt, und diese Bewegung der drauf schlagenden Hand des Arztes merkbar wird, oder der Sack schwimmt in dem Wasser des Unterleibes.

Die Muttertrompete war bey der ersten Frau an den Sack in einer Länge von 13 Zoll angewachsen, und bildete vom Anfange bis zu Ende einen offnen Kanal; bey der letztern aber war sie zwar auf eben die Art mit dem Beutel vereinigt, aber sie gieng nicht so lange mit ihm fort, und war auch nicht hohl. Wie sich das letztere zugetragen hat, lässet sich leichter einsehn, als mir es mit dem ersten ergangen war. Wenn die Muttertrompete an den Eyerstock angewachsen ist, so wird sie nebst selbigem bald länger, bald bleibt sie natürlich lang, weil sie sich aber beständig an das Darmfell andrückt, so wird sie so platt, daß beyde Seiten aneinander treffen, und sie folglich nicht hohl bleiben kann, so muß es nach der gewöhnlichen Ordnung allezeit gehen. Wie kam es also, daß dieser Kanal bey der ersten Frau so lang geworden war, und beständig hohl blieb, wiewohl keine Feuchtigkeit drinnen war, die ihn ausdehnte, und er immerfort an das Darmfell angedrückt wurde?

§. 17.

Kap. 3. K. 5. F. 2. Hier ist eine ziemliche Ausdehnung oder gleichsam ein Bruch des linken Herzohrs abgebildet, und wenn diese Person, deren Geschichte a. a. O. beschrieben ist, länger gelebt hätte, so würde sie erstaunlich zugenommen haben, und die zur Unterhaltung des Lebens unentbehrlich nothwendigen Handlungen würden sehr unordentlich geworden seyn. Wem würde es aber wohl einfallen, zu argwohnen, daß dieser Fehler der Grund war, wovon die actiones vitales fehlerhaft geworden waren?

§. 18.

Ich habe bey der Erklärung des Kupfers genug gesagt, um die Gegenwart der ductuum hepatico-cysticorum zu erweisen. Wir können die Ursachen der Gelbsucht dadurch besser einsehen. Es haben sie vormals schon berühmte Aerzte beschrieben, da sie sich aber bisweilen schwer entdecken lassen, so haben andre behauptet, daß es keine solche Kanäle gebe; sie sind aber wirklich da.

§. 19.

Wir finden in diesem Buche abermals zween merkwürdige Fälle, wo das Blut beym Aderlassen mit Ungestüm aus dem geöfneten Gefäße herausprung, höchstpleuritisch war, die Kranken ein heftiges Fieber uud einen harten und schnellen Puls hatten, und doch hatte der eine Kranke lange Zeit schreckliche Steinschmerzen, der andre eine abzehrende Wassersucht, beyde standen bereits an den Pforten des Todes. Was vermögen nicht Schärfe und Gift, wenn unsre Säfte damit vermischt sind! Was vor eine gewaltige Veränderung, was vor eine ausserordentliche heftige Entzündung erregen sie nicht, in wässerichten, langsam fließenden, aufgelößten und von aller Entzündung weit entfernten Säften? Ich habe ähnliche Beobachtungen schon oft zu meinem Erstaunen gemacht, wenn ich gesehen habe, daß sich das Blut kakochymischer, bleichsüchtiger und wassersüchtiger Personen bey der Blatteransteckung im höchsten Grade entzündet hatte. Auf diese Bemer-

kung kann man bey bösartigen Blattern und bey der Pest Rücksicht nehmen, bey welchen Uebeln nach dem allgemeinen Vorurtheil das Blut faul und aufgelöset seyn soll, und wir deswegen fehlerhafte Heilmethoden anwenden.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320759/phys_0188
DFG

Anton von Haens

Fortsetzung

der Heilungsmethode

Dritter Theil,

oder seiner hinterlassenen Schriften

Erster Theil;

gesammlet und herausgegeben

von

Maximilian Stoll,

kaiserl. Leibarzt.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320759/phys_0189
DFG

Vorrede.

Ich übergebe hier den Aerzten die hinterlassenen und aus einer Menge Papiere herausgesuchten Bemerkungen des berühmten Hofraths und ersten Professors der Arzeneygelahrheit auf der Universität Wien, des sel. Hrn. von Haen. Der Verfasser hatte wahrscheinlicher Weise nur zu seinem Nutzen die mehresten dieser Beobachtungen gesammlet, und nie die Absicht gehabt, sie öffentlich herauszugeben. Und wenn er ja einige davon deswegen aufgezeichnet hatte, um sie öffentlich bekannt zu machen, so werden doch hierher nur einige wenige im ersten Abschnitte vorkommende Abhandlungen, und die Schrift von der Kolik von Poitou gehören, die vielleicht, wenn er länger gelebt hätte, der Stoff seiner Jahresschrift gewesen seyn würden.

Diese Abhandlungen, die ich meyne, enthalten fast blos Nachrichten von Leichenöfnungen, die in dem dritten Theile der Fortsetzung der Heilungsmethode haben abgedruckt werden sollen, aber die Beurtheilung derselben ist ausserordentlich kurz, und man vermißt darinnen fast ganz den Geist des Hrn. von Haen, der sonst so tiefe Eindrücke auf seine Leser zu machen pflegte, auch mangeln die daraus zu leitenden Folgerungen und Schlüsse, die der Verfasser beynahe in allen Theilen seiner Heilungsmethode vom ersten bis zum letzten hinzuzusetzen pflegte.

Ich zweifle aber demohnerachtet nicht, daß diese Geschichten auch ohne die gewöhnlichen Zusätze dem denkenden Leser sehr angenehm seyn werden, wenn gleich die vortreflichen Erläuterungen eines Haen nicht dabey sind.

Ehe ich mehr von dem Innhalte dieses Buchs sage, muß ich meine Leser von der Art und Weise, wie diese Schriften an mich gekommen sind, unterrichten.

Der Hr. von Haen vertrauete in seiner letzten Krankheit seine gesammelten Handschriften, seine Gesundheit und die etwa noch mögliche Erhaltung derselben, dem Herrn Baron von Störk, mit dem er in den letzten Jahren ausserordentlich freundschaftlich gelebt hatte. Dieser war, nach dem Absterben seines Freundes, in Willens, einen öffentlichen Beweis seiner Liebe und Achtung, die er gegen denselben hegte, der Welt dadurch zu Tage zu legen, daß er die hinterlassenen Schriften desselben mit eignen Zusätzen vermehret herausgeben wollte: seine mühsame Praxis aber, und die Menge der Geschäfte, welche ihn auf allen Seiten drängen, besonders aber die genaue Aufsicht auf die Gesundheit aller Personen des hohen kaiserl. Hauses, haben die Welt bisher dieses Schatzes beraubet.

Der Herr von Störk hatte also die Gütigkeit, mich zum Besitzer dieser geerbten Handschriften zu machen, und mir die Herausgabe derselben zu überlassen, damit theils dem Verstorbenen die gebührende Ehre erzeiget, theils das Wachsthum der Arzneykunst befördert, und die e Beweise der vortreflichen Kenntnisse ihres Verfassers ihn nebst seinen vorherigen Schriften verewigten.

Diese Vorsorge des Herrn Barons vor den litterarischen Ruf des Herrn von Haen, als den Verfasser dieser Schriften, muß ihm eben so viel Achtung in den Augen der Welt verschaffen, als selbst dem Verfasser, und ich unterstehe mich nicht, zu entscheiden, welcher von beyden dadurch am meisten gewinnet.

Die Aphorismen von der Kenntniß und der Vorherbestimmung des Ausganges der hitzigen Krankheiten haben mir schon lange als ein Handbuch zum Unterricht der Studirenden gedient; sie haben vorzüglich deswegen einen großen Nutzen, weil man dasjenige, was hin und wieder in den Schriften des Hippokrates von einigen Zeichen der hitzigen Fieber, besonders vom Urin, zerstreuet stehet, darinnen zusammengetragen findet.

Die Geschichte der Krankheiten und vornemlich der Blattern in den Jahren 1744. und 1745. ingleichen die Geschichte des Krampfhustens, und der besondern medizinischen Vorfälle in den Jahren 1747. und 1748, wird gewiß jedermann begierig durchlesen, und, obschon eine ziemliche Anzahl fliegender Blätter von vielen Verfassern seit der Zeit über eben diese Gegenstände ans Licht getreten sind, so wird man doch sehr viel Neues in diesen hinterlassenen Werken des Hrn. von Haen finden.

Diese Beobachtungen empfehlen sich besonders dadurch, daß überall ein sorgfältiges Bestreben, das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden, und nur jenes vorzutragen, ein ungekünstelter Styl, und mehr Aufmerksamkeit auf die Sache, als auf die Schreibart hervorleuchtet; denn in der That, man siehet sehr deutlich, daß der Verfasser blos die Absicht ge-

habt hat, seine Einsichten zu erweitern, und man vermißt überall jenen Hang zur Streitsucht, der ihn in den letztern Jahren eingenommen hatte.

Beym Durchlesen dieser Schriften habe ich öfters bedauert, daß der vortrefliche Verfasser, der sich auch durch die allerunangenehmsten Arbeiten nicht von seinem Vorhaben abschrecken ließ, und der vor allen andern dazu gebohren war, Beobachtungen zu machen, und sie mühsam und genau aufzuzeichnen, sich in der Folge von diesem Wege, und öfters ziemlich weit, entfernet hat.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß diese schon vor viel Jahren verfertigten und von dem Verfasser zu seinem eignen Gebrauch gesammleten Schriften vor den spätern einen großen Vorzug haben. Denn wiewohl die letzteren reichhaltiger und wortreicher sind, so hatte er sich doch darinnen von der Streitsucht verführen lassen, und, so wie es bey aller Gelegenheit gehet, wenn jemand sich zum Vertheidiger einer von andern verworfenen Meynung aufwirft, so war auch er von dem Strome der Beredsamkeit öfters über die Grenzen der Wahrheit hingerissen worden.

Da die Streitschrift von der Kolik von Poitou wenigstens in unsern Gegenden sich in wenigen Händen befindet, und gleichwohl viele gute von dem Hrn. von Haen selbst sowohl, als von andern Aerzten gemachte Beobachtungen enthält, so habe ich sie wieder auflegen lassen; aber dieser neue Abdruck ist an viel Orten vermehrt, und mit Noten, die der Verfasser selbst an den Rand seines Exemplars geschrieben hatte, bereichert, auch durch Fälle, die er unter seinen Papieren aufgezeichnet hatte, verstärket worden.

Auf diesen ersten Band soll nächstens der zweyte, der die seltensten, und wie mich dünkt, schönsten Krankengeschichten enthält, die der Verfasser aus seiner Praxis im Haag gesammlet hat, folgen, und endlich will ich noch einen dritten Band herausgeben, worinnen die Briefe des Hrn. Baron von Swieten, und des Hrn. Hofrath Haen, die sie miteinander bey seltnen und wichtigen praktischen Vorfällen gewechselt haben, seyn werden. Die Haenischen Briefe werden allen praktischen Aerzten, die Swietenschen aber nicht nur diesen, sondern auch allen klugen und rechtschaffenen Männern gefallen. In der That, seitdem ich die Briefe des Hrn. von Swieten gelesen habe, worinnen man mitunter einige Nachrichten von seiner häuslichen Lebensart findet, so schätze ich ihn nicht nur über alle als einen sehr großen Mann, wie ich ihn denn schon längst überaus hochgeschätzt habe, sondern ich liebe ihn auch, und ergötze mich, so oft ich an ihn denke.

Ich überlasse übrigens diese hinterlaßnen Schriften des Hrn. von Haen dem Urtheile der Leser, nach dem ich mich in der Folge richten werde; denn wenn wider alles Erwarten, diese Werke keinen Beyfall finden sollten, so werde ich die übrigen nicht drucken lassen, sondern vor mich behalten, oder an die Gewürzkrämer verkaufen.

Inhalt dieses Theils.

Abschnitt I. Zehn Krankengeschichten nebst den Leichenöfnungen.

Abschn. II. Aphorismen von der Kenntniß und Vorherbestimmung des Ausganges hitziger Krankheiten, nebst einem kurzen Inbegriff der sämtlichen Lehrsätze des Hippokrates vom Urin.

Abschn. III. Geschichte der Krankenheiten, besonders der Blattern, die in den Jahren 1744. und 1745. im Haag geherrscht haben.

Abschn. IV. Vom Krampfhusten der Kinder zu Ende des Jahres 1746 u. 1747. nach denen im Haag gemachten Beobachtungen.

Abschn. V. Medizinische Geschichte der Jahre 1747 u. 1748. im Haag geschrieben.

Abschn. VI. Abhandlung von der Kolik von Poitou, vormals schon von dem Verfasser herausgegeben, nunmehro aber von ihm durchsehen, an vielen Orten verbessert, und mit einigen neuen Krankengeschichten erläutert.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320759/phys_0196
DFG

Erster Abschnitt.

Zehn Krankengeschichten nebst den Leichenöfnungen.

Erster Fall.

Magdalena Funkin, eine unverheyrathete Weibsperson von vier und zwanzig Jahren, hatte im fünften Jahre ihres Alters die Blattern und Masern gehabt, und seit der Zeit bis ins zwölfte Jahr sich immer schwächlich und unpaß befunden; zweymal war sie Wechselfiebern, und einmal einer hitzigen Krankheit mit einem frieselartigen Ausschlag ausgesetzt gewesen, dann hatte sie ein Jahr lang einen Ausschlag gehabt, der bald verschwunden, bald wieder herausgekommen war. Nach dem hitzigen Fieber war ihr ganzer Kopf, so weit er mit Haaren bewachsen ist, so wie auch die Drüsen unter der Kinnlade aufgeschwollen; ein gewisses Pulver hatte sie zwar von diesen Zufällen befreyet, dagegen hatte es aber so heftige und langwierige Schmerzen am rechten Fuße veranlasset, daß die Patientin länger als ein halbes Jahr bettlägerig gewesen war: sie hatte hierwider viele Hausmittel, jedoch ohne allen Nutzen gebrauchet, zuletzt aber auf Anrathen eines Mannes Krummholzöl (oleum carpathicum) aufgeleget, und durch fortgesetzten Gebrauch desselben ihre Gesundheit in soweit wieder erlanget, daß sie zwar auftreten und gehen, vor Schmerz aber auf der rechten Seite des Körpers nicht liegen konnte.

Im 14. Jahre war ihre Monatszeit zum erstenmal zum Vorschein gekommen, dann aber war das Geblüte immer unordentlich, sowohl später, als eigentlich gewöhnlich ist, und nicht in gehöriger Menge abgegangen; vor 3. Jahren hatte dieser Abfluß ein ganzes Jahr ausgesezt, darauf aber war er wieder von freyen Stücken erschienen.

Von Jugend auf hatte sie immer böse Hälse, Schnupfen, Husten und dergleichen Zufälle gehabt, im vorigen Winter aber Blut und Eyter ausgeworfen: den Kopfschmerzen war sie beynahe ununterbrochen ausgesezt gewesen; Nie hatte sie Würmer von sich gegeben. Uebrigens hatte sie jährlich zweymal zur Ader gelassen.

Der Anfang u. 1. Tag der Krankheit, Abends um fünf Uhr.

Den 12. April Abends um fünf Uhr war sie in die Stube gegangen, worinnen die Frau, bey der sie diente, vor zehn Tagen an einem Fieber mit Petechien gestorben war; sie hatte darinnen einen übelen Geruch empfunden, und sich anfangs dafür gescheuet, dann hatte sie am ganzen Körper einen Schauer mit abwechselnder Hitze, Müdigkeit, Kopfschmerzen, Eckel, und Mangel des Appetit's bekommen, ofnen Leib gehabt, und die darauf folgende Nacht unruhig zugebracht.

Der zwote Tag.

Den 13. April war ihr Befinden eben so, wie am vorhergehenden Tage beschaffen: sie hatte zwar ofnen Leib, doch waren die Exkremente etwas hart, und die Nacht schlecht gewesen.

Der dritte Tag.

Den 14. April war sie mätter geworden, hatte über Beklemmung und Durst geklagt, übrigens waren alle Umstände wie zuvor, sie hatte ofnen Leib gehabt, und nach der Anwendung eines ge-

wissen rothen Pulvers sich schlechter befunden. Die hierauf folgende Nacht war sehr unruhig gewesen.

Der 4. Tag, 1. Aderlaß. Den 15. April waren ihre Umstände die nemlichen, der Arzt verordnete eine Aderlaß, aber keine Arzeneyen; ihr Zustand besserte sich in keinem Stücke, es kam vielmehr noch Geschwulst an der rechten Seite des Halses und Verstopfung dazu; sie wartete ihren Dienst immer noch, so viel ihre Kräfte verstatteten, ab, die Nacht aber war nicht gut.

Der fünfte Tag. Den 16. April besuchte sie ihr Arzt, er verordnete aber nichts; ihr Befinden blieb in allen Stücken einerley, gegen Abend bekam sie ihre monatliche Reinigung, die sie nur vierzehn Tage zuvor gehabt hatte, sie verrichtete ihre Dienstarbeit immer noch, wiewohl sie ihr sehr sauer wurde, sie bekam auch eine Ohnmacht, wornach ihre Reinigung wegblieb, und der geschwollene Hals vergieng. Die Nacht war äusserst schlecht.

Nachmittag um 5. Uhr gieng der 6. Tag an. Den 17. April rieth ihr der Arzt, daß sie sich in unser Krankenhaus sollte schaffen lassen, sie war aber so schwach, daß sie nicht auf den Füssen gehen konnte, denn man hatte ihr vom Anfange ihrer Krankheit bis dahin keine Hülfe geleistet, und gab ihr auch an diesem Tage keine Arzeneyen: Die Nacht war so schlimm, wie die vorigen.

Der siebente Tag. Den 18. April ließ man sie ins spanische Krankenhaus fahren, und von da in einen Tragsessel in dasjenige, dem ich vorstehe, bringen. Sie klagte über Müdigkeit, Kopfschmerzen, Brennen auf der Brust und Beklemmungen, sie hatte dabey einen Husten, Uebelkeiten und Durst: ihre Reinigung zeigte sich wieder, verschwand aber alsbald; ihr Puls war hart, und in Ansehung der Zeiten, in welchen die

Schläge desselben auf einander folgten, ungleich, er schlug in einer Minute vier und neunzig mal, der Grad ihrer Hitze, war Hundert, und ihre Haut fühlte sich sehr weich an.

Zwote Aderlaß. Nach allen Zeichen war die krankhafte Materie noch völlig roh, man ließ ihr dahero sechzehn Unzen Blut weg, welches im ersten Gefäß eine Rinde bildete: um 2. Uhr schlug ihr Puls hundert und zwölf, und um 4. Uhr hundert und zehn mal in einer Minute; sie trank eine Abkochung von Haber mit Honig und Salpeter; man legte ihr rothmachende Umschläge auf die Füße, und gab ihr alle Stunden .. Unzen von folgendem Dekokt: Nimm Quecken und Löwenzahnwurzeln von jeder 3 Unzen, koche beyde eine Stunde lang in einer gehörigen Menge Wasser, und gegen das Ende wirf eine Handvoll Klatschrosen, Hundszunge und Königskerzenblüthen, von jeden ebenfalls eine Handvoll hinzu, laß alles eine Stunde auf der heißen Stelle ausziehen, seihe es ab, und unter jede Kanne mische 4 Unzen einfachen Essighonig und anderthalb Quentchen unabgewaschenes schweißtreibendes Spiesglas.

Dritte Aderlaß. Um 7. Uhr waren ihre Kopfschmerzen zwar leidlicher, übrigens aber alle Umstände einerley; ihr Puls schlug schneller und war weniger frey, als vorher, man ließ ihr daher nochmals an eben dem linken Arme zehn Unzen Blut weg, das auf dem einen Teller eine Rinde bildete. Als die Ader zugebunden wurde, wollte die Kranke ohnmächtig werden; ihr Puls schlug hierauf in einer Minute hundert und zwölf mal, und der Grad ihrer Hitze war hundert und eins. Ihre Zunge sahe gut aus, sie duftete, hustete, hatte rohen Auswurf, und keine Uebelkeiten mehr, sondern die Fleischbrühe schmeckte ihr, und sie trank ein Maaß von dem Haberabsud. Weil sie nach

dem Klistire keinen ofnen Leib bekam, so ließ ich ihr ein Stuhlzäpfgen setzen, darauf gab sie viel dicke Exkremente von sich.

Vierte Aderlaß. Um neun Uhr war ihr Pulsschlag sehr beklemmt, und schnell, ihr Othem zeugte von einer Entzündung der Lungen, ihre Augen glänzten, und sie klagte über Kopfschmerzen, man setzte ihr daher Blasenpflaster an die Waden, und weil sich gegen zehn Uhr alle Umstände verschlimmerten, auch ihr Puls hundert und sechzehn Schläge that, so liessen wir aus eben der Oefnung am linken Arme noch zehn Unzen Blut ab, welches im ersten und zweyten Gefäß mit einer pleuritischen Rinde bedeckt war. Die Nacht schlief sie gar nicht, man machte ihr daher die gewöhnlichen Umschläge auf den Kopf.

Der achte Tag. Den neunzehnten April war der Grad der Wärme hundert und eins, und die Zahl der Pulsschläge hundert und vier, der Puls selbst war sehr gepreßt, und sie athmete just so, als ob sie eine Lungenentzündung hätte; ihre Mattigkeit war groß, der Kopfschmerz heftig, im Leibe spürte sie ein Poltern, und es giengen Blähungen ab, sie hustete und hatte rohen Auswurf; sie ließ wenig Urin, und in dem Harne, der am gestrigen Tage abgegangen war, hatte sich eine Wolke auf dem Boden abgesetzt, im heutigen aber ein wirklicher Bodensatz gebildet; im ersten war aber nach vier und zwanzig Stunden auch ein Bodensatz entstanden.

Fünfte Aderlaß. Weil die Zeichen der Brustentzündung immer deutlicher wurden, und die Zufälle zunahmen, so ließ man am rechten Armen noch acht Unzen Blut weg nach diesem schienen sich alle Umstände zu bessern, die Hitze war nicht übermässig und die Kranke duftete gut.

Anmerkung. Am linken Arme schlug der Puls viel schwächer, als am rechten.

Um zehn Uhr Vormittags schlug der Puls hundert und vier und zwanzig, um zwölfe hundert und zwey und dreyßig, und um zwo Uhr hundert und acht und zwanzig; um vier Uhr zählte man hundert und vierzig und um sieben hundert und vierzehn Schläge und das Thermometer zeigte hundert und zween Grad.

Der Kopfschmerz und die Beklemmungen waren abwechselnd, bald stärker, bald schwächer; sie brach sich nach dem Dekokt einmal, und die Blähungen giengen stark ab, aber weder nach dem Klystiere, noch nach dem Stuhlzäpfgen bekam sie Oefnung.

Am Abend dieses Tages hielt sie eine Stunde lang ihre Füsse bis an die Knie in warmes Wasser, sie lag aber übrigens dabey mit dem Körper im Bette. Sie ließ wenig Urin, der mehrentheils einen Bodensatz hatte. Die Blasenpflaster an den Waden wirkten vortreflich. Da sich aber die Zufälle schon etwas verschlimmerten, so hatte man ihr an den Nabel und an die Schenkel ebenfalls solche Pflaster gelegt: den ofnen Leib waren wir kaum hervorzubringen im Stande, wiewohl wir mit den Klystieren immer fortfuhren.

Des Nachts um zehn Uhr waren alle Umstände etwas leidlicher, und der Puls schlug nur acht und neunzigmal in einer Minute: die ganze Nacht hindurch schlief sie kaum eine Stunde.

Der neunte Tag Abends um 5 Uhr.

Den 20. April war der Grad ihrer Wärme hundert, und ihr Puls, der natürlich weich, stark und fast ganz frey war, schlug in jeder Minute acht und achtzigmal; ihr Athemholen war minder beschwerlich, als vorher,

der Kopfschmerz war nicht sehr heftig, ihre Zunge nicht so unrein als sonst, die Schwäche groß, und sie duftete.

Sie hatte keine Oefnung, und ließ wenig Urin, der einen Bodensatz machte. Die Uebelkeiten dauerten immer fort, und nach jedem Schälgen Dekokt brach sie sich, deswegen gab man ihr an dessen statt folgende Mixtur: Nimm drey Unzen Holundermuß, ein Quentgen Salpeter, und acht Unzen Hollunderblütenwasser, und mische es; aber auch hiernach brach sie sich.

Da sich nun der Abgang des Urins von Tag zu Tag verminderte, sie auch in drey Tagen keinen ofnen Leib gehabt hatte, ehe sie in das Krankenhaus geschaft worden war, selbiger auch weder durch Klystiere noch Stuhlzäpfgen sich finden wollte, übrigens die Blähungen und das Gepolter im Leibe arg waren, die Uebelkeiten aber beständig anhielten, und sie sich nach allem, was man ihr reichte, brach so besorgten wir die Darmgicht, und ließen ihr gegen das Ende des achten Tages nach Mittagszeit aller zwo Stunden zwo Unzen vom Wiener Laviertränkgen nehmen, das auch größtentheils bey ihr blieb.

Sechs Unzen hatte sie bereits hiervon zu sich genommen, ohne daß ofner Leib erfolgte, der Urin aber fieng an stark darnach zu gehen.

Wir gaben ihr ein Klystier aus Eßig, Honig und Salpeter, und nachher gegen die Nacht noch ein anderes aus einer halben Unze Extr. Diacathol. und dieses wiederholten wir in der Nacht; darzwischen brachten wir ihr auch Stuhlzäpfgen in den After; hierauf nahm sie noch vier Unzen von dem Laviertränkgen, zusammen also zehn Unzen, und man legte ihr

auch einen Breyumschlag auf den Leib, aber es erfolgte noch keine Oefnung. Sie klagte über einen Geschmack im Munde, der wie Unrath wäre, und diese Klage wiederholte sie alle Augenblicke, was sie aber wegbrach, hatte gleichwohl keinen solchen Geruch.

Um zehn Uhr schlug ihr Puls achtzig und um ein Uhr neunzigmal; um drey Uhr zählte man hundert und zwey, um fünf Uhr hundert und zwanzig, und um acht Uhr hundert und sechzehn Schläge; ihre Hitze war damals hundert und einen Grad, sie schlief auch mitunter.

Der zehnte Tag. Den 21. April war der Grad ihrer Wärme hundert und zwey, und der Puls schlug hundert und zehnmal: dabey spürte man folgende Abänderungen desselben: den 18. und 19 April hatte man ihn an der rechten Hand gut fühlen können, und er war voll gewesen, an der linken Hand aber war er so schwach, daß man ihn kaum gewahr werden konnte; den 20. April war er an der linken Hand eben so voll und stark, als an der rechten gewesen; heut aber schlug er an der linken stärker, als an der rechten. Der Othem gieng natürlicher als vorher, im Gesichte sahe sie wie eine Leiche aus, der Leib blieb verstopft, mit dem Klystiere ließ sie Urin, und der wenige, den man in einem Glase fangen konnte, war gut von Farbe, und hatte einen leichten Bodensatz.

Von sieben Uhr an ließ man ihr alle Stunden ein Schälgen von folgendem Aufguß trinken: Nimm eine Unze Sennesblätter, zwey Quentgen Zitronenschalen, gieß siedendes Wasser drauf, und laß es eine Stunde stehn; dann mische vier Unzen Kaßienmark drunter: seihe es durch, und unter anderthalb Pfund dieses Absuds mische eine Unze Zimmetwasser.

Hiervon nahm sie zwey Drittheil, und hatte zweymal flüßigen Stuhl in ziemlicher Menge, und nach dem des Abends gegebenen Klystiere auch noch zweymal ofnen Leib.

Um zehn Uhr schlug der Puls hundert und zwanzig, und um ein Uhr hundert und sechzehen, um drey Uhr hundert und vier und zwanzig, um fünf Uhr hundert und zwanzig, um sieben Uhr hundert und vierzehn, und um zehn Uhr hundert und zwanzigmal; der Grad ihrer Wärme war hundert und drey.

Um ein Uhr war ihr Puls ungleich, sie hatte Schauer und Herzensangst, ihr Gesicht war leichenähnlich, und um die Lippen und Augen herum beobachtete man blaue Ränder Man ließ sie mit den Sakramenten versehen Den ganzen Nachmittag schlug ihr Puls frey, stark und weich.

Die Uebelkeiten hielten beständig an und die Klage über den faulen Geschmack dauerte immer fort.

Den ganzen Tag über war ihr Othemholen geschwind, aber nicht sonderlich beklemmt, sie brach sich etlichemal, hatte nicht viel Kopfschmerzen, und die Zunge war nicht sehr unrein.

Den Abend war ihr Ansehen nicht so übel, als am Tage, sie durstete, und trank viel, die durch die Blasenpflaster hervorgebrachten Wunden fiengen an zu eytern; schlafen aber konnte sie nicht: der Urin sehr braun, und machte einen dicken Bodensatz auf einen Klumpen beysammen. Um zwölf Uhr des Nachts brach sie zähen Schleim von sich, und schlief auf eine Emulsion, die doch keine beruhigenden Kräfte hatte, drey Stunden lang.

Der eilfte Tag. Den 22. April war der Grad ihrer Wärme hundert und drey, und ihr Puls schlug hundert und einmal: er war gepreßt, mäßig, stark, nicht hart und gleich: der Othem gieng schnell, aber nicht beklemmt; sie sagte selbst, daß sie sich besser befände, ihre Zunge war weißlicht, und nicht trocken: die Uebelkeiten dauerten fort, sie klagte immer noch über faulen Geschmack, und versicherte mich, daß derselbe, so oft sie Maulbeersaft in den Mund nähme, (davon man ihr seit gestern Abends fast zwo Unzen gegeben hatte,) einen Augenblick vergieng: sie hatte Durst, und trank stärker: die Blähungen plagten sie sehr, die Wunden an den Füßen und Schenkeln eyterten.

Sie war immer noch verstopft, der Urin sahe braun, und hatte auf dem Boden eine dicke zusammengezogene Wolke.

Wir gaben ihr hierauf das noch übrige Drittheil vondem Aufgusse von Sennesblättern und Kaßiemark, und zum Getränk eine Limonade.

Um zehn Uhr schlug ihr Puls hundert und zwanzigmal, um zwölf Uhr eben so oft, um zwo Uhr hundert und sechs, um fünf Uhr hundert und sechzehn, und um sieben Uhr sechs und neunzigmal, und zu dieser Zeit war der Grad ihrer Wärme hundert und vier. Um zehn Uhr früh zählte man in jeder Minute sechs und neunzig Pulsschläge. Nachmittage fieng ihr Puls an schwächer zu werden, er gieng aber sehr schnell, und machte hundert und zwanzig Schläge. Im Gesicht sahe sie ganz blau, als wenn sie schon den Brand hätte. Man gab ihr daher aller zwo Stunden ein Schälgen von einem Chinaaufguß, den man aus drey Unzen Rinde und zwey Pfund Was-

ser zubereitet, und mit drey Unzen Klatschmohnsyrop versetzt hatte.

Sie war immer noch verstopft und konnte auch ihr Wasser nicht lassen. Sie spürte beständig einen Drang zum Uriniren, und man zapfte ihr daher zwey Pfund mit dem Katheter ab, (bey welcher Operation sie ein heftiges Brennen empfand,) und applicirte ihr ein Stuhlzäpfgen.

Um zwo Uhr Nachmittags war ihr Puls nicht frey, sie hatte Flechsenspringen, und brach den Chinaaufguß zweymal weg.

Da sie sich oft brechen mußte, und beständig über einen unausstehlich häßlichen Geschmack im Munde klagte, so gaben wir ihr alle Stunden ein Schälgen von folgendem Trank: Nimm ein Pfund Konserve von herzstärkenden Blumen, mache daraus ein Klaret, und versetze dieses mit einer Unze Veilgensaft und eilf Tropfen Vitriolgeist.

Sie bekam zweymal ofnen Leib, beydemal aber verunreinigte sie das Bette mit dem Abgang, ob sie schon wußte, was vorgieng, und nach geschehener Oefnung ihre Wärter davon benachrichtigte.

Um fünf Uhr war ihr Othem beklemmt, und der Puls zwar nicht so gepreßt, aber hart; das Flechsenspringen dauerte immer fort, und es verursachte öfters Verzuckungen des Arms. Sie verunreinigte das Bette abermals, aber jetzt war der Wärter schuld daran. Heute schlief sie zuweilen ein wenig.

Um sieben Uhr gieng der Puls ziemlich matt, und das Flechsenspringen war sehr heftig, auch das Athemholen geschwind. Schon von sechs Uhr an

klagte die Patientin über Schmerz und Brennen im Leibe, und, wenn man ihn anfühlte, so empfand sie heftigere Schmerzen; wir legten ihr dahero einen erweichenden Umschlag auf.

Die Zunge war bald trocken, bald feuchte, da sie kurz nach Mittag aufgehört hatte, Chinaaufguß zu trinken, so brach sie sich nicht weiter, sondern trank den oben erwähnten Klaret und die Limonade.

Sie bekam gelben flüßigen Stuhl, der Urin gieng zwar nicht von sich selbst ab, als wir ihn aber vermittelst des Katheters abzapften, so hatte er eine dicke Wolke, die nicht völlig zu Boden fiel.

Wegen der Leibschmerzen fuhr man mit den Umschlägen fort, und von neun Uhr Abends an gab man ihr alle halbe Stunden einen Löffel Mandelöl und einen Löffel weißen Mohnsaft.

Um das Brechen zu lindern, legte man ihr ein Stück Brod auf den Magen, das in Wasser, worinnen drey Gran Opium aufgelöst worden, eingetunkt war; sie brach sich aber nach der Anwendung dieses Mittels doch wieder, und früh um drey Uhr zum letztenmale; sie schlief auch die Nacht gar nicht.

Der zwölfte Tag. Den 23. April war der Grad ihrer Wärme hundert und eins, und die Zahl der Pulsschläge neunzig; der Puls selbst war weder frey noch gleich, das Flechsenspringen seltner, und der Othem nicht so beklemmt, sie duftete, die Zunge war nicht ganz rein, und feuchte, und der Leibschmerz daurete fort.

Da das Brechen früh um drey Uhr aufhörte, so spie sie drey ganzer Stunden aus, und empfand einen übeln Geschmack im Munde; es gieng ihr im

Leibe herum, sie hatte Aufstossen, und zugleich giengen Blähungen fort.

Wegen der Schmerzen setzte man ihr ein Oelklystier.

Von früh sieben Uhr an fieng sie wieder an den Chinaaufguß mit Klatschrosensyrop zu nehmen, und deswegen brach sie sich diesen Tag wieder dreymal, hatte aber auch gelben flüßigen Stuhl.

Um zehn Uhr schlug der Puls sieben und siebzigmal, um zwölf Uhr zählte man zwey und siebzig, um zwo Uhr drey und siebzig, um vier und sechs Uhr achtzig, und um acht Uhr neunzig Schläge; der Grad ihrer Wärme war damals hundert und eins.

Abends war der Puls schwach, und an der linken Hand konnte man ihn gar nicht fühlen; ihre Hände waren etwas kalt, das Gesicht blau, und da wir anfiengen, den Urin mit dem Katheter abzuziehen, so stockte er sogleich, und die Oefnung der Blase zog sich um den Katheter herum dergestalt zusammen, daß wir weder damals, noch kurz drauf dieses Instrument hineinbringen konnten.

Da die Besorgniß vor dem kalten Brande den Gebrauch der peruvianischen Rinde nothwendig erforderte, der Aufguß ihr aber Brechen machte, so verordnete ich folgende Mixtur: Nimm eine halbe Unze Chinaextrakt, anderthalb Unzen Krausemünzensyrup, und drey Unzen Krausemünzenwasser, und mische es, davon ließ ich alle halbe Stunden einen Löffel voll geben: und folgendes Pflaster auf den Magen legen: Nimm eine Unze Kräuterpflaster, (emplastr. diabotan.) acht Gran Kampfer, und eben soviel Opium, mache mit peruvianischem Balsam, so viel nöthig ist, ein Pflaster draus. Das Klystier war folgendes:

Nimm vier Unzen Chinadekokt, anderthalb Unzen Leinöhl, und eine Unze Honig: dieses ließ ich aller drey, vier bis fünf Stunden wiederholen.

Mit dieser Heilmethode fiengen wir schon früh an, der Puls wurde allmählig etwas lebhafter, so daß man ihn des Abends nicht mehr schwach nennen konnte, und das Flechsenspringen verminderte sich: man fühlte den Puls an den Gelenken beyder Hände wieder, der Othem war ziemlich natürlich, und das Brechen hörte auf.

Sie verunreinigte mit ihren Exkrementen unwissend das Bette, klagte nicht so sehr über den faulen Geschmack, schlief Abends dreyviertel Stunden lang, und mit dem Stuhlgang gab sie einen zerrissenen Wurm von sich.

Sie schien öfters Minutenlang mit halbgeschlossenen Augen zu schlafen, hatte keinen Durst, trank nicht viel, und der Leibesschmerz verminderte sich.

Urin ließ sie gar nicht, ob aber mit dem Stuhle etwa welcher abgehen mochte, konnten wir nicht wissen, sie selbst verneinte dies Ihre Lebensgeister waren gegen die Nacht viel frischer, und der Puls und Othem um ein merkliches besser: auch diese Nacht schlief sie mitunter eine kurze Zeit mit halbgeschloßnen Augen.

Der dreyzehnte Tag. Den 24. April war der Grad ihrer Wärme acht und neunzig, und die Zahl der Pulsschläge acht und achtzig. Der Puls war nicht mehr schwach, sondern weich, in Ansehung der Stärke der Schläge selten ungleich, und an der linken Hand so fühlbar, als an der rechten: die Kranke athmete ziemlich ordentlich, das Flechsenspringen war ganz

vorbey, sie klagte weder über Kopf- noch Leibesschmerz, dagegen aber hatte sie Schlucken, Aufstossen, und einen übelriechenden Geschmack im Munde.

An diesem und dem vorhergehenden Tage gab man ihr, wenn sie sich brechen mußte, laulichtes Wasser zu trinken, worauf das Brechen leichter von statten gieng, da sie sich aber zur Nachmittagszeit wieder übergab, so ließ man ihr eine Unze Diakodiensyrop nehmen, und folgendes Magenpflaster anwenden: Nimm eine Unze Kräuterpflaster, zehn Gran Kampfer und eben soviel Opium, mische es nebst einer hinreichenden Menge peruvianischen Balsam unter einander.

Im Gesichte sahe sie heute etwas besser aus, als gestern, ihre Zunge war nicht sonderlich unrein und feuchte, sie hatte diesen Tag viermal gelbflüßigen Stuhl, und das fünftemal verunreinigte sie ihr Bette damit; das Klystier von China wurde wiederholt.

Gleichwohl konnte sie keinen Urin von sich geben, wir liessen daher um neun Uhr ein Maaß Urin mit Hülfe des Katheters ab, sie nahm eine Unze Chinaextrakt ein, und trank Limonade.

Um neun Uhr schlug der Puls in jeder Minute neun und siebzig, um eilfe sieben und achtzig, um drey Uhr zwey und neunzig, um fünf Uhr sieben und neunzig, und um sieben achtzigmal in einer Minute, und zu dieser Zeit war der Grad ihrer Wärme neun und neunzig.

Früh brach sie sich wieder etlichemal, sie hatte gelben flüßigen Stuhl in Menge, und da sie gekochte Pflaumen verlangt und gegessen hatte, so fand man Stücken davon, die sie nicht recht gekauet haben

mochte, im Stuhlgange; Nachmittage brach sie sich nicht, und den Abend nur ein einzigmal.

Den Urin liessen wir mit dem Katheter von ihr, dieser gieng leicht hinein; nach Tische schlief sie in zwoen Absätzen zwo Stunden, die Nacht aber wenig, und brach sich auch einmal.

Da sie nunmehr zu oft und zu häufig Stuhl hatte, so versetzten wir die zwey Chinaklystiere, die ihr in der Nacht beygebracht wurden, mit einen Gran Laudanum, aber sie hatte gleichwohl dreymal Oefnung, und einmal verunreinigte sie das Bette.

Der vierzehnte Tag. Den 25. April war der Grad ihrer Wärme neun und neunzig, und die Zahl der Pulsschläge sechs und neunzig: übrigens war der Puls und Othem gut, über schlimmen Geschmack im Munde aber klagte sie immerfort.

Sie empfand einen beständigen Drang zum Harnlassen, konnte aber doch nicht einen Tropfen Urin von sich geben, wir zapften ihr daher ein Maaß mit dem Katheter ab, der auch einen Bodensatz gab; der Katheter gieng gut in die Harnröhre hinein; am Abend dieses Tages schaften wir auf eben die Art noch eine halbe Kanne Wasser fort, das übel roch.

Um zehn Uhr schlug ihr Puls neunzigmal, um drey Uhr hundertmal, und um sieben Uhr hundert und viermal, und das Thermometer zeigte auf hundert und einen Grad.

Sie brach sich diesen Tag zwar nicht, klagte aber doch, daß es ihr schien, als ob im Munde und in der Kehle alles voll stinkenden Schleim wäre: man gab ihr auf Verlangen gekochte Aepfel, sie schmeckten ihr aber doch nicht: übrigens duftete sie.

Da die Schnelligkeit des Pulses zunahm, und das Brechen sich verlohren hatte, so veränderten wir die Mixtur, und nahmen statt des Krausemünzensyrops und Wassers Klatschrosensaft und das von diesen Blumen abgezogene Wasser. Die Nacht war gut, die Kranke hatte aber im Schlafe so eine Menge Urin ins Bette gelassen, daß er durch das Bette und durch das Stroh durchgedrungen und der Boden der Stube davon verunreiniget worden war: der ofne Leib hergegen fehlte ganz.

Der funfzehnte Tag. Den 26. April war der Grad der Wärme hundert und eins, und die Zahl der Pulsschläge in einer Minute hundert und sechse. Der Othem und Puls waren gut beschaffen; um zehn Uhr schlug derselbe hundert und zwölfmal, um drey Uhr hundert und achtmal, und um achte hundert und siebenmal, und ihre Wärme war damals hundert und zwey Grade.

Sie befand sich in allem Betracht leidlich, klagte über die Gegenwart eines Schleims im Munde, und im ganzen Schlunde; man ließ sie daher mit Wasser, Eßig und Honig gurgeln, und oft Veilgensyrop in den Mund nehmen.

Wir hofften, daß der Urin ohne Katheter von sich selbst wieder abgehen sollte, weil er die Nacht ins Bette geflossen war, unsere Erwartung ward aber getäuscht, obschon die Kranke, von den Wächtern geführet, dreymal die Stube auf und abgieng: wir nahmen also den Katheter wieder zu Hülfe, und bekamen zweymal eine Unze. Etlichemal holte sie schnell Othem, doch gieng sonst das Ein- und Ausathmen ordentlich von statten; sie schlief manchmal, hatte aber keine Lust etwas zu genieſſen, obschon Durst, und sie

trank viel Limonade: heute und gestern hatte sie keine Oefnung, wir gaben ihr daher Nachmittags um halb sechs Uhr ein gewöhnliches Klystier, welches auch bey ihr blieb. Die Nacht schlief sie, und man fand sie zweymal im Urin und Unflath liegen, sie fühlte aber nichts davon.

Der sechzehnte Tag Abends um 5 Uhr

Den 27. April war der Grad ihrer Wärme hundert und eins, der Puls schlug in jeder Minute hundert und zwölfmal, gieng aber stark, frey und war weich: das Athemholen gieng geschwinder, als gewöhnlich, vor sich, Schmerzen empfand sie an keinem Theile ihres Körpers, die Zunge war voll braunen Schleim, sie duftete übrigens, und hatte selten ein wenig Flechsensprungen.

Sie fuhr mit ihrer Mixtur, so wie wir dieselbe den 25. April verordnet hatten, fort, nahm in vier und zwanzig Stunden zwey Gläser voll davon ein, trank Limonade, gurgelte sich öfters, und nahm Veilgensyrop; sie schlief am Tage, und die durch die Blasenpflaster erregten Wunden eyterten. Um zehn Uhr schlug der Puls hundert und zwölfmal, um fünfe sechs und neunzigmal, und um acht Uhr neunzigmal, und zu dieser Zeit war der Grad ihrer Wärme hundert und zwey.

Ofnen Leib hatte sie heute nicht, und den Urin zapften wir zweymal mit dem Katheter ab.

Auf ihrer Zunge war eine ordentliche Rinde, die wirklich an verschiedenen Orten aufgerissen war, wir liessen ihr von folgendem Leckſaft Gebrauch machen: Nimm Tragantschleim, Veilgensyrop, und Honig, von jedem eine Unze und mische sie untereinander.

Nachmittage um 6. Uhr fieng die Kranke an, die Zunge herauszustecken, und nicht wieder hineinzuziehen, sondern immer zu bewegen; sie wollte auch weder etwas zu sich nehmen, noch hinunter schlucken, ja so gar nicht einmal reden, oder die ihr vorgelegten Fragen beantworten. Zwo Stunden drauf kam ich darzu, und überzeugte mich selbst hiervon; da ich aber viel in sie hineinredete, und verschiedene Fragen an sie that, so beantwortete sie einige derselben mit leiser Stimme und vollkommen vernünftig; sie schien etwas hinunter zu schlucken, steckte aber sogleich die Zunge wieder heraus. Wir glaubten, es wäre vielleicht Verstellung, weil aber die Krankheit in allem Betracht sonderbar war, so war es auch möglich, daß in den Nerven des Schlundes und der Zunge ein Fehler seyn konnte, oder daß der Ursprung der Nerven selbst etwas gelitten haben mochte. Wir setzten ihr daher ein Blasenpflaster in den Nacken, um darhinter zu kommen, ob es Verstellung wäre, oder ob die Krankheit wirklich Ursache daran sey; denn in dem erstern Falle sollten die Schmerzen die Verstellung verrathen, und im letzten konnte das angewendete Mittel von wirklichem Nutzen seyn.

Die gekochten Pflaumen schmeckten ihr gut: um halb neun Uhr verloren sich alle diese Umstände. Sie schlief die Nacht gut, und ließ so viel Wasser unter sich, daß es durch das Bette gedrungen, und vier bis fünf Fuß lang in der Stube hingelaufen war.

Der siebzehnte Tag. Den acht und zwanzigsten April war der Grad ihrer Wärme neun und neunzig, und die Zahl der Pulsschläge hundert und zwölfe. Mitunter hatte sie noch ein leichtes Flechsenspringen, ihre von den Blasenpflastern verursachten Wunden eyterten noch, und der Puls sowohl als der Othem waren beynahe ganz natürlich.

Da sie beständig die Exkremente unter sich gehen ließ, so fieng sie an am Hintern wund zu werden, man wusch sie daher mit einer aus einem Pfund Holunderblütenwasser und einer Unze Silberglätteßig zusammengesetzten Feuchtigkeit.

An diesem Tage verrichtete sie ihre Nothdurft einmal in den Unterschieber, und der Stuhl war flüssig, gelb und in ziemlicher Menge, auch sagte sie einmal, daß sie Urin lassen wollte, und sie gab ihn wirklich in das Geschirr von sich, zwey bis dreymal aber ließ sie ihn ins Bette, und sagte, es wäre im Schlafe geschehen, auch der Stuhlgang war einmal unter ihr gegangen.

Um zehn Uhr schlug ihr Puls hundert und sechs, um zwo Uhr hundert und acht, um acht und zehn Uhr hundert und zwanzigmal, und zu dieser Zeit war der Grad ihrer Wärme hundert und eins. Der Puls war übrigens schnell, aber gut, der Othem gieng noch etwas schneller, und die Rinde im Munde wurde weicher. Sie saß eine Stunde lang ausser dem Bette, hatte eine gute Nacht, den Urin aber ließ sie ins Bette gehen.

Der achtzehnte Tag. Den neun und zwanzigsten April war ihre Wärme hundert Grad, und in jeder Minute zählte man 102. Pulsschläge. Sie klagte über keinen Schmerz, ihr Puls gieng ziemlich hart, der Othem sehr schnell, die Blasenpflaster näßten, es war aber kein gutes Eyter, sondern vielmehr ein zäher Leimen, der aus den Wunden abfloß.

Um zehn Uhr schlug der Puls hundert und sechzehnmal, er war etwas harte und frey, und die Kranke holte geschwind Othem; um zwölf Uhr schlug

der Puls hundertmal, und gieng übrigens gut: sie hatte Flechsenspringen, die Geschwindigkeit des Othemholens aber vermindert sich.

Um ein Uhr ließ man ihr ein gemeines Klystier setzen, worauf sie eine Stunde schlief.

Um drey Uhr, als sie ausser dem Bette auf dem Nachtstuhle saß, hatte sie ein wenig flüßigen Stuhl.

Um halb sechs Uhr schlug der Puls in einer Minute hundert und zwanzigmal, übrigens aber war er gut beschaffen, sie hatte Flechsenspringen, und der Othem gieng geschwind.

Um sieben Uhr waren der Pulsschläge in einer Minute hundert und dreyßig; der Puls war etwas hart und frey, der Grad der Wärme hundert und drey, und die Zunge ziemlich feuchte, übrigens hatte die Kranke keinen Appetit zum Essen, aber Durst, und ihr Kopf war wüste.

Nach dem Klystiere hatte sie auf dem Stuhle Oefnung, den Urin ließ sie ins Bette; sie saß eine Stunde lang ausser dem Bette auf dem Nachtstuhle, gab aber keine Exkremente von sich, und als man sie vom Stuhle nahm, ließ sie den Stuhlgang unter sich in die Stube gehen.

Aus dem von zween Tagen aufbewahrten Urin, den man mit dem Katheter abgezapft hatte, war viel Sand zu Boden gefallen.

Da das Chinaextrakt nicht so wirksam zu seyn schien, so fieng die Patientin des Abends um acht Uhr wieder an, alle Stunden eine Unze von einem Dekokt von drey Unzen Chinapulver, auf zwey Pfund

Wasser genommen, und mit Honig versüßt, zu trinken.

Sie nahm die Nacht anderthalb Unzen Diakodiensyrop mit zwölf Tropfen Laudanum auf dreymal, und schlief darnach gut, wenn sie erwachte, nahm sie ihre Arzeney und trank Limonade, den Urin ließ sie zweymal ins Bette.

Der neun- zehnte Tag.

Den 30. April war der Grad ihrer Wärme hundert und zween, und der Puls, der übrigens stark, voll und etwas hart war, schlug hundert und sechzehnmal, in jeder Minute. Der Othem war ziemlich schnell, ihr Ansehen ziemlich gut, der Kopf leidlicher; die Klage über den Schleim im Munde dauerte fort, alles was man ihr anbot, spuckte sie aus und steckte die Zunge wieder eben so heraus, wie den acht und zwanzigsten April Abends. In kurzem war dieser Zufall wieder vorbey, und sie schluckte, was man ihr gab, hinter.

Um eilf Uhr schlug der Puls neunzigmal, und das Othenholen war schneller.

Gegen zwölf Uhr brach sie sich, steckte die Zunge heraus, und knirschte etwas mit den Zähnen.

Um zwo Uhr hatte sie in einer Minute hundert und zehn Pulsschläge, der Puls selbst aber war ohne Tadel, ihre Backen sahen roth, sie steckte beständig die Zunge aus dem Munde heraus, und knirschte ein wenig, darauf wurde der Othem übler, sie heulte und schrie, der Mund und die Hände zitterten, sie wollte weder etwas zu sich nehmen noch sprechen, war aber vollkommen bey sich selbst: wenn man öfters in sie hineinschrie, so antwortete sie etliche schickliche Worte, zog die Zunge hinein, und konnte sie gut regieren.

Die sechste Aderlaß. Um halb fünf Uhr war nächst allen diesen Umständen der Puls gepreßt, sehr schnell, und der Othem keichend, man ließ ihr dahero zur Ader, in drey Minuten liefen acht Unzen Blut, auf dem sich sogleich eine dichte Rinde erzeugte, die sich alsbald zusammenzog; kurz das Blut war vollkommen pleuritisch.

Man setzte die China aus, und gab ihr eine Mixtur aus drey Unzen Fliedermuß, einem Quentchen Salpeter, und acht Unzen Holunderblütenwasser, wovon sie alle Stunden zwo Unzen nehmen mußte, auch ließ man ihr von einer Emulsion aus zwo Unzen Melonensaamen, eben so viel Gurkenkern, zwo Unzen weißen Mohnsaamen, und zwey Pfund Gerstenwasser, womit man eine Unze Klatschmohnsyrop vermischt hatte, Gebrauch machen.

Um sechs und sieben Uhr schlug der Puls hundert und zwanzigmal, und ihre Wärme war hundert und zween Grade, den Urin ließ sie auf dem Nachtstuhle.

Die siebente Aderlaß. Da um acht Uhr alle diese Umstände noch fortdauerten, so ließ man in vier Minuten noch neun Unzen Blut weg, das im höchsten Grade pleuritisch war.

Halb zehn Uhr waren der Pulsschläge hundert und dreyßig; der Schlag selbst war nicht frey und etwas hart, und in der Stärke sich nicht gleich. Die Patientin hatte Durst, und trank ordentlich, die Nacht schlief sie öfters ein Weilgen, und steckte mehrentheils die Zunge darzu heraus; das Wasser ließ sie wieder unter sich gehen, ofnen Leib hatte sie aber nicht.

Der zwanzigste Tag, Abends um fünf Uhr.

Den 1. May war ihre Wärme hundert und einen Grad, und man zählte in einer Minute 120. Pulsschläge, doch war übrigens der Puls gut, der Othem mässig geschwind, der Durst nicht groß, sie trank deswegen auch nicht sonderlich viel. Sie spuckte Schleim aus, winselte aber öfters dabey: die Blasenpflaster nässeten noch, und das welches im Nacken am acht und zwanzigsten April gesetzt worden war, wirkte gar nicht, sie war weniger wund am Rücken. Um sechs Uhr schwitzte sie etwas am ganzen Körper, aber der Schweis verlohr sich sehr bald wieder. Um neun Uhr schlug der Puls hundert und sechsmal, er war etwas harte und frey, der Othem nicht schlimmer als vorher. Zweymal schlief sie eine halbe Stunde, und hatte die Zunge zwischen den Zähnen; im Gesichte war sie bald roth, bald blaß, die untere Kinlade zitterte oft, besonders wenn sie Schleim aus dem Schlunde auswarf.

Man hatte sie nicht recht auf den Stuhl gesetzt, und sie ließ daher ihr Wasser in die Stube laufen.

Um eilf Uhr war der Puls frey und weich, und er schlug neunzigmal in der Minute; das Flechsenspringen dauerte beständig fort, der Othem war nicht so schnell; die Zunge war an einigen Orten dicke, an einigen hatte sich die Rinde davon losgetrennt, an andern aber war sie noch damit bedeckt, und auch auf den Lippen war eine Rinde. Die Zunge hieng auf die linke Seite aus dem Halse heraus, und die Kranke konnte sie nicht auf die rechte Seite bewegen.

Von eilf Uhr an schwitzte sie etwas und schlief öfters: Halb drey Uhr schlug der Puls hundertmal; er war frey und etwas hart, sie hatte Flechsenspringen und trank wenig, auch hatte man Mühe, ihr die Arzeneyen beyzubringen.

Um fünf Uhr besudelte sie das Bette mit ihrem Wasser; der Puls, der nicht sehr frey war, schlug jetzt hundert und dreyßig mal, im Gesichte ließ der Schweiß nach, am Körper aber dauerte er fort.

Die achte Aderlaß. Um halb sieben Uhr hielten alle schlimme Zufälle nach dem Schweiße noch an, der Puls war ziemlich hart und gepreßt, der Othem keichend, und die Kranke hatte im Gesichte und an der Zunge Verzuckungen, ich ließ deswegen in einer Zeit von drey Minuten wieder acht Unzen Blut weg, welches höchst pleuritisch war.

Sie hatte nunmehr anderthalben Tag keinen offenen Leib gehabt, die Zunge und der Mund waren so voll Schleim, daß man schliessen konnte, daß ihre ersten Wege eben so voll davon seyn müßten, zumal da die Krankheit anfangs meist im Leibe ihren Sitz gehabt hatte; man gab ihr also ein gemeines Klystier mit Oehl, ob man schon besorgen mußte, daß sie sich abermals verunreinigen möchte, aber dies war doch nicht so schlimm, als die Verstopfung. Man setzte ihr überdem höher oben im Nacken noch ein Blasenpflaster.

Die neunte Aderlaß. Da um zehn Uhr die Umstände immer schlimmer wurden, so ließ man ihr noch fünf Unzen Blut weg, während der Aderlaß wurde der Puls frey, nachher schien die Ader zuzufallen, und die Wunde schloß sich. Das Blut hatte zwar keine Rinde, aber es zog sich doch wie pleuritisches zusammen.

Die ganze Nacht lag die Patientin in einem tiefen Schlafe, sie ließ das Wasser zweymal unter sich gehen, und sagte, sie wollte ihre Nothdurft verrichten; ehe man sie aber auf den Stuhl bringen konn-

te, hatte sie schon das Bette verunreinigt; gegen Morgen trank sie viel Limonade.

Der ein und zwanzigste Tag.

Den 2. May halb fünf Uhr war der Grad ihrer Wärme hundert, und ihr Puls schlug hundert und sechsmal; sie hatte Verzuckungen im Gesichte und in den Händen, ihr Puls war gepreßt, sie kratzte sich in der Herzgrube, und duftete; sie war bey sich selbst, und redete einige vernehmliche Worte; ihre Zunge, die sich abermals mit einer Rinde zu überziehen anfieng, steckte sie auf der linken Seite zum Munde heraus; übrigens wollte die Kranke fast nichts mehr zu sich nehmen.

Von acht bis zehn Uhr empfand sie über den ganzen Körper einen Schauer, sie klagte über Kälte, und war gleichwohl heiß.

Wir verordneten diesen Tag verschiedene Mittel, um zu sehen, ob etwa irgend eines derselben gute Wirkungen hervorbrächte, oder den zähen Schleim besser lösete, oder der Bösartigkeit wirksamer widerstünde, und eher, als die übrigen, von ihr verschluckt werden könnte, ließ ich folgende Mischungen zubereiten, und der Kranken gebrauchen: 1) Nimm zwo Unzen Fliedermuß, eben so viel Maulbeersaft, und ein Quentgen reinen Salpeter: 2) Nimm zwo Unzen Meerzwiebelsaft, ein Quentgen ungewaschnes schweißbeförderndes Spiesglas, zwo Unzen Klatschmohnwasser, mische es; ingleichen: 3) Nimm ein Pfund Molken, und zwo Unzen ordentlichen Wein, mische es. Zwo Stunden nach dem Schauer fieng sie an von früh zehn Uhr bis gegen die Nacht zu schwitzen. Der zwanzigste Tag also konnte als ein kritischer, nebst dem Schauer einen guten und anhaltenden Schweiß zur Krise haben; weil aber bey dem Schweiße der Puls schwächer, die Schwäche des Körpers grösser, das Flechsen-

springen schlimmer, der Othem schwerer, und das Schlingen mühsamer wurde, so war es keine gute Krise. Zur Zeit des Schwitzens zitterte sie. Heut und gestern bewegten sich beym Othemholen die Nasenflügel.

Um zehn Uhr, als sich der Schweiß anfieng war ihr Puls freyer, aber erstaunlich geschwind, so daß man ihn kaum zählen konnte, sie klagte mitunter einen Augenblick über Schmerzen im Unterleibe.

Gegen Mittag wendete sich die Kranke selbst auf die Seite, was sie lange nicht gethan hatte.

Den ganzen Tag war der Puls beynahe unfühlbar, man legte ihr daher in Wein getauchte Läppgen unter die Achseln: ihre Hände waren bisweilen kalt, man erwärmte sie daher mit warmen Tüchern und rieb sie so lange, bis sie wieder warm wurden.

Um sieben Uhr schlief sie eine halbe Stunde. Sie stockte zwar die Zunge heraus, konnte sie aber nicht sehr bewegen, sie hatte keine Oefnung des Leibes, aber sie ließ etwas Urin ins Bette.

Um zehn Uhr bemerkte man beym Athemholen ein Geräusch; die Nacht über war sie so unruhig, daß sie sich beständig von einer Seite auf die andre wandte, früh um drey Uhr aber wurde sie ein wenig ruhiger, und das Bette war ein bisgen von dem abgegangenen Urin feuchte.

Der zwey und zwanzigste Tag.

Den 3. May war der Grad ihrer Wärme hundert und vier, und ihr Puls äusserst schwach; er schlug in der That nicht mehr, sondern zitterte nur noch, der Othem war wie

bey den Kranken, die Entzündungen der Lunge haben, die Zunge steckte sie nicht mehr zum Munde heraus.

Um fünf Uhr schlug der Puls hundert und zwanzigmal, er war klein, aussetzend und ungleich; auch der Othem war sehr schlecht, und beym Einathmen zogen sich die Winkel des Mundes abwärts; die Zunge war bald im Munde, bald hieng sie aus demselben heraus; sie gieng aber von selbst wieder hinein, und war nicht mit Unreinigkeiten bedeckt; die Nacht über trank sie sehr wenig: sie lag schon in Todesangst, schwitzte, und verschied endlich um sieben Uhr.

Leichenöfnung.

In der vier und zwanzigsten Stunde nach dem Absterben dieser Person öfnete man sie: Zuerst schnitt man den Leib auf, und da fand ich, daß der Krummdarm hin und wieder viel schwarze Flecken hatte, und von da an, wo er in den Grimmdarm hineingehet, bis fast eine ganze Elle zurück mit wirklichem Unflath angefüllt war.

Alle dünne Därme waren an verschiedenen Orten enge und zusammengezogen.

Der Leerdarm war an zween Orten verschlungen, und das obere Stück in das untere hineingefallen.

Der Blinddarm hatte sich sehr erweitert, und der Grimmdarm war bey dem Bogen an der Leber enge, bey dem Bogen an der Milz aber reichte er herauf bis an die fünfte Ribbe, (von oben an gezählet) er war daselbst ungemein weit, und mit harten Exkrementen angefüllt.

Der wie ein S gestaltete Bogen beym Heiligbeine war sehr weit.

Das Netz war gar nicht sichtbar, es lag zwischen dem Grimmdarme und dem Magen, und war zusammengerunzelt.

Die Leber war widernatürlich an das Zwergfell angewachsen, und beyde Theile hiengen mit hautigen Fibern aneinander.

In der Brust war die linke Lungenhälfte an das Brustfell sowohl, als an das Zwergfell, das Mittelfell und an den Herzbeutel angewachsen, auch hiengen die Flügel dieser Hälfte selbst untereinander zusammen. Die Lungenhälfte auf der rechten Seite war allenthalben ganz frey.

Jede Lungenhälfte hatte im obersten Lappen einen runzlichten Fleck, der sehr hart war, und einer Narbe ähnlich sahe: die linke hatte noch überdem eine, ebenfalls zusammengerunzelte, Narbe in der Oberfläche, welche gleichsam Strahlen hatte, die vom Mittelpunkte sich in die ganze Fläche vertheilten: in dem Brustfelle aber fand sich keine Narbe, die jener entsprochen hätte.

Als man die Lungen an verschiedenen Orten zerschnitt und die Stücken drückte, so lief eine Menge schaumichtes Blutwasser heraus.

Im rechten Herze war gar kein Blut, dargegen aber ein aus entzündetem Blutwasser gebildeter Polypus, der fest zwischen den fleischigen Fasern des Herzens angeheftet war, und sich bis in die Lungenpulsader und deren Aeste erstreckte; im linken Herzen war etwas flüßiges Blut.

Weder im Magen, noch im Schlunde, noch auch im Halse konnten wir eine widernatürliche Veränderung bemerken, aus welcher sich die Ursache des beschwerlichen Schlingens hätte erklären lassen; doch fanden wir alle diese Theile mit einem dicken Schleim angefüllt.

Bey der Oefnung des Kopfs bemerkte ich, daß die dünne Hirnhaut allenthalben, besonders auf der linken Seite, bläser als gewöhnlich aussah; zwischen der Spinnewebenhaut und der dünnen Hirnhaut war etwas ausgetretene Lymphe, und an den bläsesten Stellen in grösserer Menge, als an den übrigen.

Die obere Hirnkammer war weiter, als gewöhnlich, und mit Lymphe angefüllt, und die dritte und vierte Kammer, wie auch das Adergeflechte waren bleich.

Nun untersuchten wir noch, ob am Ende des verlängerten Marks, wo selbiges in die von den Wirbelbeinen gebildete Höhle hineingehet, etwa ein Damm von Fibern wäre, der die ausgetretene Lymphe im Gehirne nicht in die Höhle der Wirbelbeine durchgelassen hätte, wir konnten aber nichts davon entdecken; sondern der Weg aus dem Hirnschädel in die erwähnte Höhle war vollkommen offen, und wir konnten mit dem Griffel von oben bequem herunter fahren.

Zweyter Fall.

Im Jahr 1774. den 28 Jun. Eine Frau von neun und funfzig Jahren, welche immer schwere Arbeiten verrichtet, die Blattern als ein Kind, die Masern aber als eine erwachsene Person gehabt hatte, und sechsmal glücklich in die Wochen gekommen war, erzählte uns, daß sie, als sie sieben und vierzig Jahr alt gewesen, hysterische Zufälle bekommen, diese aber mit übelriechenden Arzneyen vertrieben hätte; vor fünf Jahren war sie, wie sie uns zugleich bekannt machte, in ein dreytägiges Wechselfieber verfallen, das aber nach etlichen Wochen von sich selbst wegblieb. Zu Anfange des Jahres 1773. hatte sie eine Kuh mit dem Horn vor die Brust gestossen, durch welchen Vorfall bey ihr Brustschmerzen und ein Husten erregt worden waren: als sie aber äusserlich Hundsfett aufgeleget, und eine grüne Salbe (vielleicht das unguentum mendicorum) innerlich eingenommen hatte, wären beyde Zufälle vollkommen vergangen. Ihre monatliche Reinigung hatte sich bereits im vierzigsten Jahre ihres Alters verlohren, und in ihrem ganzen Leben hatte sie nie zur Ader gelassen.

Ohngefehr in der Mitte dieses Monats hatte sie aus einem frisch gereinigten Brunnen Wasser getrunken, welches trübe gewesen war, worauf sie alle Eßlust verlohren, und öfters heftiges Schauern bekommen hatte.

Der erste Tag früh um 9 Uhr. Den 24. Junius hatte sie eine Reise aus ihrem Wohnorte in Mähren nach Wien angetreten, sie war aber kaum eine halbe Meile gegangen, so hatte sie vor Müdigkeit kaum weiter fortkommen können, und daher auf einem elenden unbequemen Fuhrwerk fahren müssen, da sie denn den

Der zwo- te Tag. fünf und zwanzigsten Abends nach Wien gekommen war. Zum Essen hatte sie nicht die mindeste Lust gehabt; sie war sehr müde gewesen, der Kopf hatte ihr weh gethan; übrigens hatte sie heftigen Durst gehabt, aber doch gut geschlafen.

Der drit- te Tag. Den 26. Junius waren ihre Umstände etwas besser gewesen, sie hatte den ganzen Tag ausser dem Bette zugebracht, von sich selbst Oefnung des Leibes bekommen, und einen gewissermassen schnellen Puls gehabt. Nachmittage hätte sie drey Stunden geschlafen, und auch die Nacht gut geruhet; in eben dieser Nacht aber wären etliche Tropfen Blut aus der Nase abgeflossen.

Der vier- te Tag. Den 27. Jun. war die Mattigkeit, der Kopfschmerz und das Fieber heftiger gewesen: ihr Orthem war schnell gegangen, sie hatte einen trocknen Husten gehabt, der ihr auch bereits etliche Tage zuvor schon beschwerlich gewesen war; man hatte Erste Aderlaß. ihr deswegen sieben Unzen Blut weggelassen, worauf sich eine dünne Rinde bildete, und denn hatte ihr die Suppe wieder besser geschmeckt.

Um zwo und vier Uhr war ihr Puls schneller und der Orthem gieng geschwinder als vorher, sie hatte einen gelinden Schweiß, der Puls schlug zwey und achtzigmal in der Minute, sie fieng an von einem Dekokt Gebrauch zu machen, sie bediente sich auch eines mit Honig vermischten Habertranks, und nahm etwas von einem Leckſaft zu sich.

Um acht Uhr zählte man 88 Pulsschläge, und der Grad der Wärme war hundert und drey; sie hatte von sich selbst Oefnung, die Kopfschmerzen waren weg,

dagegen war ihre Mattigkeit sehr groß, sie bekam des Abends nach dem Klystiere eine doch nicht starke Leibesöfnung, und schlief die Nacht anderthalb Stunden.

Der fünfte Tag. Den 28. Junius war der Grad ihrer Wärme hundert und vier, und der Puls schlug in jeder Minute drey und achtzigmal; es sahe in Betracht aller Umstände nicht sonderlich übel mit der Kranken aus: um zehn Uhr wurde der Puls härter und das Othemholen schneller, man ließ ihr Zwote Aderlaß. daher neun Unzen Blut weg, das in vier Minuten aus der Ader lief, und eine zähe Rinde hatte.

Um ein Uhr saß sie bequem ausser dem Bette, der Puls schlug achtzigmal; um drey Uhr aber, fünf und achtzig, und um sieben Uhr neunzigmal.

Um drey Uhr schwitzte sie an den obern Theilen des Körpers, und gab nach dem Klystiere den Unrath zweymal unter sich, weil sie geglaubt hatte, daß nur Blähungen fortgehen wollten.

Um sieben Uhr hatte der Puls neunzig Schläge, die Lippen und die Zunge sahen blau aus; sie holte schwer Othem, man ließ ihr daher in vier Minuten Dritte Aderlaß. zehn Unzen Blut weg, auf dem sich eine dicke und zähe Rinde bildete; als wir die Ader bald zubinden wollten, fieng sie an ohnmächtig zu werden, sie schwitzte an den obern Theilen, sie brach sich, klagte dabey über Bitterkeit im Munde; die weggebrochene Materie sahe gelb und grün aus. Der kleine Anfall von der Ohnmacht hielt eine Viertelstunde an, worauf ein Schweiß an allen Theilen des Körpers erfolgte.

Um acht Uhr gab die Kranke durch den Stuhl etwas Unrath von sich, sie holte freyer Othem, husete leicht auf; die Zunge und Lippen sahen nicht mehr blau aus, sie hatte weder Lust zu essen noch Durst, und trank auch nicht viel; übrigens schwitzte sie, und klagte über heftige Mattigkeit, die Glieder aber thaten ihr nicht mehr weh.

Ihr Urin hatte eine dicke Wolke, oder vielmehr einen leichten Bodensatz: um acht Uhr war der Grad ihrer Wärme hundert und vier; halb zehn Uhr redete sie irre, man legte ihr dahero Blasenpflaster an die Waden, darauf schlief sie diese Nacht sieben Stunden lang.

Der sieb- Den 29. Junius war der Grad der Wär-
te Tag. me hundert und drey, der Puls war stark voll, nicht ganz weich, und schlug in der Minute achtzigmal, der Othem war ohne Tadel, doch ein bisgen geschwinder, als er gewöhnlich zu seyn pfleget.

Um acht Uhr schlug der Puls drey und siebzigmal, und um halb zwölf Uhr zwey und achtzigmal.

Sie hatte Auswurf der mit einigen Blutstreifen gemischt war, und nur in kleiner Menge abgieng; die Blasenpflaster zogen gut.

Um vier Uhr schwitzten ihre Füße; um sieben Uhr hatte sie auf dem Stuhle Oefnung, und gab breyähnliche Exkremente von sich; sie brach sich zugleich, und die ausgeworfene Materie sah grün, und schmeckte nach ihrer Angabe bitter.

Um acht Uhr hatte sie in einer Minute zwey und achtzig Pulsschläge, und hundert und zwey Grad Hitze.

Die Farbe des Urins war ziemlich natürlich, und auf dem Boden des Gefässes bemerkte man eine Wolke: den Abend schlief sie anderthalb Stunden, und hatte ziemlich rothe Backen, der Puls schlug neun und siebzigmal; sie schlief noch drey Stunden.

Der sieben- te Tag. Den 30. Junius war der Grad ihrer Wärme hundert und zween, die Zahl der Pulsschläge neun und siebzig, um zehn Uhr drey und achtzig, und um zwo Uhr sieben und achtzig.

Um vier Uhr Nachmittags setzte man ihr ein Stuhlzäpfgen, wodurch häufig Blähungen fortgiengen, aber keine feste Materie, man setzte ihr daher ein Klystier, das ohne Wirkung wieder abgieng. Hierauf wendete man noch ein Stuhlzäpfgen an, das endlich einige Oefnung bewirkte.

Ihre Zunge sahe weißlicht aus, sie hatte etwas Appetit zum Essen, aber keinen Durst, alles flüßige, was sie den Tag über zu sich nahm, betrug kaum sechs Pfund.

Der Urin war etwas dicker, als sonst, und hatte eine dicke Wolke, der, welcher vorgestern gelassen worden war, gieng heute schon in Fäulniß über.

Vierte Aderlaß. Um halb zwölf Uhr war der Puls, der Othem und der Husten nicht zum besten, man ließ ihr daher noch acht Unzen Blut in drittehalb Minuten weg, das von einer üblern Beschaffenheit war, als alles vorherige, und dem Blute eines pleuritischen Menschen vollkommen glich. Hierauf wurde sie sogleich in allem Betracht ruhiger; sie brach einen lebendigen Spulwurm weg, und hatte etwas breyartigen Stuhl; darnach schlief sie drey Stunden.

Der achte Tag. Den 1. Jul. war der Grad ihrer Wärme hundert, und die Zahl der Pulsschläge siebzig, und alle Umstände hatten sich etwas gebessert.

Um eilf Uhr schlug der Puls achtzig, um viere zwey und achtzig, und um acht Uhr drey und siebzigmal, und jetzt hatte sie acht und neunzig Grad Wärme. Der meiste Urin hatte eine Wolke, die in der Flüßigkeit schwebte, und beysammen blieb; auch bemerkte man in allem abgegangenen Harn Gries. Ein Klystier von Eßighonig verschafte ihr gute Oefnung.

Den Tag über schlief sie immer mitunter eine kleine Zeitlang und schwitzte, besonders von vier Uhr bis um zehne, und die Nacht schlief sie auch gut.

Der 9te Tag. Den 2. Julius war der Grad ihrer Wärme neun und neunzig, und die Zahl der Pulsschläge achtzig, sie klagte über Stechen im Kopfe, bald auf dieser, bald auf einer andern Seite, und schwitzte ein wenig.

Um ein Uhr schlug ihr Puls zwey und achtzig, um vier Uhr drey und achtzig, und um acht Uhr achtzigmal; ihre Wärme war damals neun und neunzig Grad.

Die Zunge sahe weißlich, und die Patientin hatte Appetit. In allem gelaßnen Urin war eine zusammengezogene Wolke, die nicht zu Boden sank, aber die meistenmale war ein Bodensatz von Sand darinnen, der Kopf that ihr nicht mehr so weh wie vorher, am Tage schlief sie ziemlich lange, aber die Nacht nur wenig.

Der zehnte Tag. Den dritten Jul. war ihre Wärme hundert und einen Grad, und der Puls schlug acht

und siebzig mal, er gieng aber übrigens gut, und sie holte fast ganz natürlich Othem; ein Klystier halb von Oehl, halb von Essighonig machte ihr gute Oefnung: des Abends schlug der Puls acht und siebzig mal, und der Grad ihrer Wärme war hundert. Sie saß diesen Tag eine lange Zeit in und ausser dem Bette; der Urin war wie an den beyden vorhergehenden Tagen beschaffen; in der Nacht befand sie sich leidlich, und sie aß mit Appetit.

Der eilfte Tag. Den 4. Jul. befand sie sich wohl, die Zunge sahe weiß, das Othemholen war natürlich, der Puls gut, und in jeder Minute schlug er vier und achtzig mal.

Um zwo Uhr schlug er sechs und siebzig, um vier Uhr achtzig, und um halb neun Uhr acht und neunzig mal, und ihre Wärme war jetzt hundert und vier, die Stubenwärme aber acht und siebzig Grad.

Am Abend holte sie geschwinder Othem, sie hustete öfter trocken, die Zunge war fast völlig rein, sie hatte mehr Appetit als vorher, und keinen Durst. Sie trank ein Brustdekokt mit Milch, auch eine Emulsion und Limonade; reines Wasser wollte sie nicht gerne, und trank auch nicht viel davon.

In dem meisten Urin war Sand, und eine Wolke, und diese schwebte gemeiniglich in der Mitten beysammen, der gestrige Urin war faul. Sie hatte von freyen Stücken guten ofnen Leib, aber nicht viel, um neun Uhr schlug ihr Puls zwey und neunzig mal, sie war beym Anfühlen heißer als sonst, die durch die Blasenpflaster erregten Wunden eyterten.

Sie schlief am Tage abwechselnd, saß entweder im Bette, oder auf dem Stuhle, zusammengerechnet wohl drittehalb Stunden lang, die Nacht schlief sie

auch gut und schwitzte beständig bis früh um sieben Uhr.

Der zwölfte Tag. Den 5. Juli war ihre Wärme hundert und vier Grade, und der Puls schlug ein und achtzig mal. Des Abends um acht Uhr zählte man neun und achtzig Pulsschläge, und die Kranke hatte hundert und vier und die Stube vier und siebzig Grad Wärme.

Ihre Zunge sahe etwas weißlich aus, sie aß mit Appetit, hatte keinen Durst trank also nicht sonderlich viel, sie schwitzte heute nicht, saß zwo Stunden lang ausser dem Bette, und schlief mitunter ein Weilchen. Der zu zweyen malen gesammlete gestrige Urin war stinkend, und kein Sand drinnen, der, den man zum drittenmal aufgefangen hatte, sahe dunkelbraun; aller am heutigen Tage abgegangene Urin hatte eine zusammengezogene frey hängende Wolke, und der zuerst gelaßne Sand auf dem Boden; sie hatte zweymal guten natürlichen Stuhl, der trockne Husten ließ sie aber des Nachts nicht viel schlafen.

Der dreyzehnte Tag. Den 6. Juli war der Grad ihrer Wärme hundert und drey und die Zahl der Pulsschläge achtzig; sie duftete.

Um ein Uhr schlug ihr Puls neun und neunzig, um drey Uhr ein und neunzig, um sieben neun und achtzig und um acht Uhr neunzig mal. Sie hatte hundert und vier Grad, und die Stube vier und siebzig Grad Wärme.

Diesen Abend hustete sie öfter und stärker, als sonst, sie fühlte sich ziemlich heiß an, hatte trockne Haut, guten Appetit und keinen Durst.

Sie nahm abwechselnd eine Stunde einen öhlichten Leckſaft, die andre Stunde eine Unze Mixtur mit Meerzwiebelsaft.

Aller Urin hatte eine hängende zusammengezogene Wolke, und keinen Sand; sie bekam von selbst natürliche Oefnung, die Wunden der Blasenpflaster eyterten: Mitunter schlief sie ein Weilchen, und da sie einmal etwas lange geschlafen hatte, klagte sie über größere Mattigkeit, sie saß zwo Stunden in und ausser dem Bette.

Um 10. Uhr fieng sie an zu schwitzen, und schlief die Nacht abwechselnd.

Der vierzehnte Tag. Den 7. Julius war der Grad ihrer Wärme hundert und eins und die Zahl der Pulsschläge hundert: sie holte etwas geschwind Othem, ihre Zunge sahe weiß, der Husten war trocken.

Um zwölf Uhr schlug ihr Puls neunzig, um vier fünf und neunzigmal und um fünf Uhr eben so oft. Um sieben Uhr war ihre Wärme hundert und zween und die der Stube siebzig Grad.

Heute hustete sie weniger, und hatte stärkern Appetit als gestern, sie trank anderthalb Maaß, ohne doch Durst zu spüren, der Urin war ziemlich wie gestern.

Sie saß am Tage eine Stunde lang ausser dem Bette, schlief abwechselnd, und hatte oft Schauer, besonders wenn sie die Mixtur mit dem Meerzwiebelsaft einnahm, die Mattigkeit mehrte sich auch.

Des Nachts schlief sie mitunter, und hustete, sie fieng an über Stechen und Schmerzen in der rechten Seite zu klagen, man legte ihr daher einen Breyumschlag auf.

Der funfzehnte Tag. Den 8. July war der Grad ihrer Wärme hundert, der Grad der Stubenwärme neun und sechzig, und die Zahl der Pulsschläge ein und achtzig. Sie klagte über eine unangenehme Em-

pfindung in der Seite, über Kopfschmerzen und über Müdigkeit, hatte aber guten und reichlichen Stuhl.

Um sieben Uhr nahm sie drey Unzen von dem Wienertränkgen ein, ihr Seitenschmerz schien vorjetzt nicht entzündungsartig zu seyn, sondern von der halbgekochten Materie der Krankheit herzurühren, vielleicht auch Würmer zum Grunde zu haben, die sich in der Biegung des Grimmdarms, die er in der Gegend der Leber macht, aufhalten mochten.

Um halb zwölf Uhr war ihr Puls etwas hart, halb drey Uhr schlug er achtzig, halb fünf Uhr hundert, um sechse achtzig, und um achte drey und achtzigmal. Zu dieser Zeit war der Grad ihrer Wärme hundert und zween, der der Stubenwärme aber neun und sechzig; das Othemholen war ohne Tadel, der Husten selten, der Appetit nicht völlig weg, und sie trank auch mässig. Nach dem Gebrauch des abführenden Tränkgens larirte sie zweymal; der meiste Urin hatte eine hangende beysammenbleibende Wolke, und der vorgestrige stunk bereits.

Den Abend war der Schmerz in der Seite, so wie auch der Kopfschmerz fast völlig weg, sie war auch nicht sonderlich matt. Den Tag über schlief sie abwechselnd, die Nacht aber nicht viel, weil ihr der Husten keine Ruhe ließ.

Der sechzehnte Tag. Den 9. Jul. hatte sie hundert und zween, und die Stube acht und sechzig Grad Wärme; der Puls schlug achtzigmal, und war in dem Abstande der Schläge von einander ein wenig ungleich, der Othem gut, der Kopf schwer, und sie husiete selten.

Um 11. Uhr war die Zahl der Pulsschläge acht und siebzig, um ein Uhr achtzig, um halb neun Uhr, als sie saß, drey und achtzig, der Grad ihrer Wärme hundert und zween, und der der Stube neun und sechzig.

Heute hatte sie dreymal gelben brenartigen Stuhl von freyen Stücken und in Menge, und einmal war im Urin die hängende zusammengezogene Wolke gröſſer, das andremal kleiner.

Am Tage schlief sie immer mitunter, der Kopf that nicht sehr weh, sie saß eine Stunde ausser dem Bette, und klagte die Nacht über Leibesschmerzen, man ließ ihr daher Breyumschläge gebrauchen.

Der sieb- zehnte Tag. Den 10. July hatte sie des Nachts um drey Uhr ofnen Leib, um sechs Uhr war der Grad ihrer Wärme hundert, und die Zahl der Pulsschläge drey und siebzig. Wegen der Leibesschmerzen setzte man ihr ein Oelklystier.

Gegen zehn Uhr brach sie sich, indem sie auf dem Nachtstuhle saß, sie klagte dabey über bittern Geschmack, und die weggespiene Materie sahe grün aus; um zwölfe brach sie sich abermals auf dem Nachtstuhle und sagte gleichfalls, daß sie einen bittern Geschmack im Munde empfände; auch gieng ein lebendiger Spulwurm durch den Mund von ihr: sie schwitzte im Gesichte so stark, daß sich die Tropfen da anhäuften, ihr Puls war schneller und schwächer, das Gesicht bleich, die Augen unruhig.

Da sie merkte, daß sie äusserst schwach war, so gab ihr der Wärter öfters ein wenig Fleischbrühe

mit etwas Wein vermischt und machte ihr unter den Achseln warme Weinumschläge.

Um zwölf Uhr setzte man ihr noch ein Oelklystier, das aber, wie man es gesetzt hatte, wieder fort gieng.

Um drey Uhr ward wieder ein Klystier mit drey Unzen Manna applicirt, aber auch dieses gieng nach einer Stunde ohne alle Wirkung fort.

Um fünf Uhr schlug ihr Puls, so wie den ganzen Tag über, achtzigmal in jeder Minute, man setzte ihr ein etwas starkes Stuhlzäpfgen.

Halb sieben gab man ihr drey Unzen Laxiertränkgen das sie sogleich wieder weg brach, man gab ihr deswegen noch drey Unzen Löffelweise kalt nach.

Um acht Uhr war der Grad ihrer Wärme hundert, und die Zahl der Pulsschläge zwey und achtzig; die Zunge war trocken, sie hatte den ganzen Tag Stuhlzwang, im Urin war eine Wolke, die aber in der ganzen Feuchtigkeit vertheilt hieng, er wurde auch geschwind stinkend; sie klagte fast immer über Leibschneiden, und sie würde geschlafen haben, wenn sie die Schmerzen nicht beständig wieder aufgeweckt hätten; ihre Mattigkeit war äusserst groß, der Schweiß stund Tropfen weise im Gesichte.

Um neun Uhr nahm sie Mandelöl ein, brach es aber sogleich, nebst dem Laxiertränkgen weg, und man fieng daher an, ihr nochmals Laxiertränkgen einzugeben.

Um zehn Uhr war der Puls noch schwächer, man wiederholte also die Weinumschläge.

Der achtzehnte Tag. Den eilften Jul. brach sie plötzlich alles, was sie zu sich genommen hatte, weg; die Materie, deren Menge ziemlich beträchtlich war, sahe gelb aus, hatte aber keinen üblen Geruch, und mit derselben war zugleich ein dicker Spulwurm abgegangen: Die Kranke schlief eine Viertelstunde, dann schlug ihr Puls drey und achtzigmal, und setzte bisweilen einen Schlag aus; der Othem war ziemlich gut, und sie sagte selbst, daß ihr besser wäre; sie brach sich öfters, aber sie gab doch nur wenig, dicke, und gelb gefärbte Materie durch den Mund von sich, sie schwitzte nicht mehr, und das Leibschneiden war nicht mehr so heftig, als vordem, auch stellte sich dieser Zufall seltner ein manchmal kam es uns vor, als wenn es zu der Zeit, wenn sich die Kranke brach, wie nach Stuhlgang röche

Um halb acht Uhr nahm sie ein Pulver aus fünf und zwanzig Gran Brechwurzel und zehn Gran Rhaba ber ein; man hatte hierbey die Absicht, die Natur nicht zu stören, sondern es ihr selbst zu überlassen, ob sie die krankhafte Materie oberwärts durch Brechen, oder unterwärts durch den Stuhlgang fortschaffen wollte, denn das Bestreben der Natur, eine Krise durch den Stuhl zu bewirken, schien verhindert zu werden, und die Materie stieg mehr über sich; man mußte also hier zu Hülfe kommen. Das Arzeneymittel blieb über eine Viertelstunde im Magen; man gab der Kranken alsdann laulichtes Wasser zu trinken, worauf sie sich nach einer Stunde brach; sie nahm hierauf nochmals etwas laues Wasser zu sich, und sie übergab sich auch noch einmal.

Um zehn Uhr war der Puls gut, sie schlief zweymal eine Viertelstunde lang; sie beschwerte sich über Durst und hatte eine trockne Zunge.

Um zwölf Uhr schlug der Puls fünf und achtzigmal, und gieng übrigens gut, sie brach sich nicht weiter, hatte aber Aufstossen, und mitunter noch Schneiden im Leibe.

Um drey Uhr befand sie sich wie vorher, ohne daß sie eine Neigung zum Brechen spürte. Das Schneiden aber verschlimmerte sich; sie schlief eine Viertelstunde lang. Die Schmerzen weckten sie aber auf, man ließ ihr daher um vier Uhr folgendes Mittel nehmen: Nimm eine Unze Sennesblätter und zwey Quentgen Zitronenschaalen, gieß siedendes Wasser drauf, laß es eine Stunde warm stehen, dann mische vier Unzen Kaßiennmark drunter, und unter anderthalb Pfund von dieser Flüßigkeit gieß eine Unze Zimmetwasser. Dieses Tränkgen brach sie aber jedesmal weg, man gab ihr deswegen einen Löffel Diakodiensyrup mit sechs Tropfen Laudanum und machte auch warme Umschläge von einem Aufguß von Kamillen.

Um sechs Uhr schlief sie dreyviertel Stunden, um neune setzte der Puls bisweilen aus; man brachte ihr ein Klystier mit einer Unze Extraktum Diakatholikon, und nach einer Stunde ein Stuhlzäpfgen bey, alle diese Mittel aber giengen, ohne Oefnung des Leibes verursacht zu haben, wieder fort.

Um zehn Uhr übergab sie sich aufs neue, man gab ihr laues Wasser zu trinken, und alsdann etwas Diakodiensyrop mit Laudanum, der Puls gieng schnell, und setzte aus.

So waren die Umstände auch die ganze Nacht hindurch beschaffen; die Kranke klagte öfters über Leibschneiden, sie brach sich sehr oft (ob man ihr gleich immer Laudanum eingegeben hatte,) und alles, was sie von sich gab, roch übel. Man konnte ihr nach

Mitternacht keine Arzneyen beybringen, sie klagte über Brennen im Magen, und über Durst, sie hatte den Schlucken, bat um kalt Wasser, und trank dasselbe mit Appetit; man gab ihr öfters Fleischbrühe mit Wein.

Der neunzehnte Tag.

Den 12. Jul. um fünf Uhr schlief sie eine Viertelstunde; um sechse schlug ihr Puls hundertmal, er gieng etwas stärker, als sonst, und setzte nicht mehr aus, sie hatte Durst, und Anfälle vom Schlucken, bald hier, bald da Leibschneiden, und brach sich immer fort.

Halb acht Uhr nahm sie sechs Unzen lebendiges Queckfilber ein, nachdem man ihr vorher drey Löffel Fleischbrühe gegeben hatte, weiter aber gab man ihr vorjetzo nichts. Kurz drauf, als sie das Queckfilber zu sich genommen hatte, hörte das Schneiden unter dem Nabel auf, und sie fühlte nur bisweilen noch leichte Spuren davon, auch das Brechen ließ nach; da sie aber um zwo Uhr drey Löffel warme Brühe zu sich nahm, brach sie sich wieder, man gab ihr also nachher auch die Brühe kalt, und diese brach sie nicht weg.

Um zwölf Uhr schlug der Puls fünf und neunzigmal, er gieng aber übrigens gut, sie holte frey Othem, und empfand Durst.

Um ein Uhr, als sie drey Löffel kalte Brühe getrunken hatte, brach sie sich, und die abgegangene Materie roch sehr übel; man legte daher folgendes Pflaster auf den Magen: Nimm eine Unze Labdanpflaster, zwölf Gran Kampfer, zwölf Gran ausgepreßtes Muskatenöhl, und eben so viel rohes Opium, und mische alles mit einer hinreichenden Menge peruvianischen Balsam untereinander. Ueberdies ließ

ich der Kranken zugleich folgende Mixtur Löffelweise brauchen: Nimm sechs Unzen Krausemünzenwasser, eine halbe Unze Chinaextrakt, eine halbe Unze Krausemünzenspiritus, anderthalb Unzen Krausemünzensyrop, und ein Quentgen flüßiges Laudanum, mische es.

Das Brechen dauerte, obgleich die Patientin alle Stunden von dieser Mischung einnahm, demohngeachtet immer fort; man setzte ihr daher um fünf Uhr ein Klystier, aber auch dieses war ohne Nutzen, sie bat hierauf um kalt Wasser, und nachdem sie dieses getrunken hatte, ließ das Brechen nach.

Um sechs Uhr setzte man ihr ein Tabaksrauchklystier, und bey dieser Gelegenheit offenbarte es sich erst, daß sie auf der linken Seite einen Schenkelbruch hatte, der zu ihrer Krankheit dazu gekommen war.

Man hatte sie oft gefragt, ob sie einen Bruch hätte, aber allemal hatte sie eine verneinende Antwort gegeben. Allein jetzt, da man den Bruch entdeckte, gestund sie, daß sie zwar nach der Verrichtung schwerer Arbeiten bisweilen eine kleine Beule an diesem Orte gefühlet hätte, weil diese aber von freyen Stücken zum Vorschein gekommen, und auch wieder verschwunden wäre, sie auch nie weder Schmerzen noch sonst irgend einige nachtheilige Folgen davon gespürt hätte, so wäre es ihr nie eingefallen, jene Beule vor einen Bruch zu halten, sondern sie hätte vielmehr geglaubt, daß sie von einer ganz andern Art sey, und keine Gefahr befürchten ließ.

Auch während dieser Krankheit hatte man nie einige Zeichen von einem Bruche beobachtet; denn am funfzehnten Tage derselben hatte sie nach dem

Gebrauch eines abführenden Mittels zweymal, und am sechzehnten Tage von freyen Stücken dreymal breyartige Exkremente von sich gegeben, und am siebzehnten Tage der Krankheit, den 9ten Jul. früh, bekam sie noch einmal von sich selbst Oefnung des Leibes.

Da sich am 7 Jul., als am vierzehnten Tage, der Schmerz unter den Ribben auf der rechten Seite zum erstenmale zeigte, und nachhero immer unter dem Nabel fortdauerte, war nichts wahrscheinlicher, als daß er die Anzeige einer bevorstehenden Krisis sey, und von der krankhaften Materie herrühren müßte, die sich in den Grimmdarm, und zwar in den Bogen desselben an der Leber festgesetzt, und nachher tiefer herunter in die Gegend unter dem Nabel gesenkt hätte. Da die Kranke ferner bereits dreymal Würmer mit weggebrochen hatte, so war es zweifelhaft, ob nicht die Würmer und die bewegte Materie der Krankheit zusammen, die Schmerzen vergrösserten, das Brechen ließ jetzo anderthalb Stunden lang nach, und die Patientin gestand, daß sie sich ziemlich wohl befände.

Um halb neun Uhr setzte man ihr abermals ein Klystier von Tabaksrauch; sie brach sich noch nicht wieder; der Wundarzt legte, weil er den Bruch nicht zurück bringen konnte, folgenden zertheilenden Umschlag drauf: Nimm Königskerzen, Holunder- und Kamillenblüthen, Altheen und Malvenblätter, von jedem eine Handvoll, koche es zu einem Brey, und mische vier Unzen Leinöhl, und zwo Unzen Altheesalbe drunter. Um neun Uhr war der Puls stärker, und schlug in jeder Minute acht und neunzigmal: sie war nicht sonderlich matt und brach sich nicht; die Mixtur nahm sie fort, sie hatte aber demohngeachtet

noch keine Oefnung; man gab ihr dahero noch ein halbes Pfund rohes Queckſilber ein.

Um zehn Uhr beklagte ſie ſich bisweilen über Schneiden, doch hatte ſie keinen Anfall vom Brechen; um Mitternacht gab man ihr wieder ein Tobaksklyſtier, ſie brach ſich aufs neue oft, und ſchlief eine ganze, und ſpäterhin noch eine halbe Stunde.

Der zwanzigſte Tag. Den 13. Jul. ſchlug ihr Puls, der ſchwach war, in jeder Minute fünf und neunzigmal; der Leib war verſtopft, und überdies hatte ſie den Schlucken, man gab ihr dahero noch ein Klyſtier von Tabaksrauch.

Um halb acht Uhr fieng man an, von kalten Umſchlägen, die immer friſch ſeyn mußten, Gebrauch zu machen, und um zehn Uhr ließ ſich in der That der ganze Bruch wieder in den Leib hineinbringen, man legte alſo Binden um, daß er nicht wieder austreten konnte, es war auch beſtändig ein Wundarzt bey ihr zugegen, der den Verband, ſo oft ſie ſich auf irgend eine Art bewegte, oder zu Stuhle gehen wollte, wieder in Ordnung brachte und befeſtigte.

Seit der Zeit brach ſie ſich nicht, ſie hatte aber den Schlucken; jetzt nahm ſie einen ſtarken Aufguß von China, und aß etwas Brod mit Wein; ihr Puls blieb ſchwach, und war nachlaſſend.

Der Leib wurde noch nicht offen, man applizirte ihr deswegen ein Stuhlzäpfgen, das aber mit etwas Schleim ohne alle Exkremente wieder von ihr gieng; der Puls war klein, und ihre Glieder zitterten.

Um vier Uhr ſetzte man ihr ein Klyſtier mit einer Unze Elect. hieraepicrae, das faſt ganz alleine wie-

der fortgieng; aus Unvorsichtigkeit der Wärter hatte sie aber das Bette damit verunreinigt; man versicherte mir, etwas gelbes, wie Stuhl dabey bemerkt zu haben.

Hierauf schien sie mit offenen Augen eine Viertelstunde zu schlafen, wie sie auch wirklich gestern gethan hatte, sie klagte aber immer über zunehmende Entkräftung.

Um halb sieben Uhr gab man ihr ein gemeines Klystier mit anderthalb Unzen venetischer Seife, es führte aber nichts als ein wenig Schleim mit ab.

Nachmittage schien sie bisweilen ein wenig irre zu reden; sie bat um kaltes Wasser, spülte den Mund und Hals damit oft aus, trank aber aus Furcht vor dem Brechen nicht viel davon.

Um acht Uhr setzte man ihr ein Tabaksklystier, als man aber noch hiermit beschäftiget war, verlangte sie auf den Nachtstuhl, es giengen aber nebst etwas Tabaksrauch, nur sehr wenige Exkremente ab.

Um neun Uhr war der Puls kaum mehr zu fühlen, sie hatte kalte Hände, die bereits den ganzen Tag über nicht warm gewesen waren; halb zehn Uhr empfand sie Schauer, und sie schwitzte an den Händen und im Gesichte.

Um zehn Uhr war sie noch unruhiger, sie hatte Blähungen, ließ ein wenig Stuhl unter sich ins Bette, und das geschahe nachher noch öfter, doch war alles zusammen, was ins Bette und in den Nachtstuhl abgegangen war, kaum der Rede werth; Quecksilber zeigte sich nicht.

In der Nacht um ein Uhr starb sie; wobey ich noch anmerken muß, daß sie zween Tage vor ihrem Tode beynahe gar keinen Urin gelassen hatte; den Nachmittag um vier Uhr öfneten wir ihren Leichnam.

Leichenöfnung.

Die Augen sahen gläsern aus, aber nicht zusammengeschrumpft; die Glieder waren steif, wie bey jeder Leiche, aber der Leib weder aufgetreten, noch harte, oder blau.

Ich ließ das Darmfell ganz aufschneiden, und fand die Därme nur mäßig geschwollen, ohne Entzündung, und ohne einige Zeichen des kalten Brandes.

Ein Stück des Krummdarms, und beynahe der mittlere Theil desselben, war im Bruche eingeklemmt gewesen: der Bruch war gut zurückgebracht; der Darm lag völlig im Leibe, das herausgefallen gewesene Stück aber sah dunkelroth aus, jedoch war es weder welk, noch auf eine andere Art fehlerhaft beschaffen: man sahe deutlich, daß zwey Drittheil des Darms in der Höhle des Leibes und nur ein Drittheil im Bruche gesteckt hatte. Der Sack des Netzes aber war mit den benachbarten Theilen verwachsen, und man konnte ohngefehr das erste Glied von einem Finger hineinstecken; grösser hatte man auch den Bruch, ehe er zurückgebracht wurde, nicht gefunden.

Wie gieng es aber zu, daß die Kranke, da man funfzehn Stunden vor ihrem Absterben den Darm wieder an seinen Ort gebracht hatte, keine Oefnung bekam? weil er doch frey im Leibe hieng, nicht verstopft war, und keine Spuren vom Brande zeigte,

und auch überhaupt an den Därmen kein Merkmal des Brandes beobachtet werden konnte?

Man muß die Ursache der Verstopfung und des Todes dieser Person in einem andern Theile des Körpers suchen. — Als wir den Unterleib geöfnet hatten, und zuerst das zurückgebrachte Stück des Krummdarmes untersuchten, entdeckten wir sogleich einen langen Körper, der seinen Anfang im Mittelbauche hatte, und in der Gegend des Bruchs anhieng, stark gespannt war, und die darunter liegenden Därme drückte. Wir verfolgten diesen Körper nach oben zu, und bemerkten, daß er vom Netze gebildet war, welches oben beym Grimmdarme an den Knorpeln der Ribben anfieng, und nach Art eines Bandes, das anfangs einen Finger dicke war, nachher aber dünner wurde, und vornen an den Rand des Beckens fest angewachsen war.

Kurz zuvor, ehe es sich an dem Rande des Beckens befestigte, war es mit dem Gekröse des herausgefallenen Darms verwachsen, und beyde Theile hiengen, vermittelst eines körnichten und etwas harten Körpers untereinander zusammen.

In der Gegend, wo der Grimmdarm bald in den Mastdarm übergehet, stieg er wieder in die Höhe, machte einen ungeheuren Sack, gieng dann wieder herunter, und war eine Spanne lang sehr enge, ehe er sich in dem Mastdarme verwandelte.

Die linke Lungenhälfte war überall angewachsen, sonst aber bemerkte man in keinem Theile dieser, oder der andern Lunge eine fehlerhafte Beschaffenheit.

Das linke Herz war leer, in dem rechten fand man viel geronnenes Blut.

Das Queckſilber lag theils im Magen, theils im Zwölffingerdarme.

Die Kranke war alſo eigentlich nicht am Bruche geſtorben; denn dieſer war funfzehn Stunden vor ihrem Tode wieder zurückgebracht worden, und der Darm war in der That geſund, nur der kleine Fortſatz, der im Bruche geſtecket hatte, ſahe dunkelroth aus, doch war er nicht in den Brand übergegangen; im Darm ſelbſt bemerkte man nirgends eine Verſtopfung.

War vielleicht der Druck des Netzes an dem Tode ſchuld, wie konnte dieſes aber ſo ſtark drücken? da der Grimmdarm, der in dieſer Gegend queer über liegt, abwärts gezogen worden war, und der Druck dadurch aufhören mußte. Waren etwa die dünnen Därme unter dem Netze, und die Stücken derſelben, die wegen des Bruchs über dem Netze lagen, während der Zeit, daß der Bruch ausgetreten war, ſo aufgetrieben, daß ſie das Netz zuſammendrückten, und ſo verhinderten, daß ſich der Grimmdarm nicht tiefer herunterſenken konnte? Hat denn der Grimmdarm, der wegen des anhängenden Netzes ſchlechterdings oben bleiben mußte, und gleichſam befeſtigt war, den Leerdarm ſo zuſammengedrückt, daß er gar nicht hohl blieb, und mithin nichts durchlaſſen konnte? Der Leerdarm hat viel und groſſe Klappen, ſo daß er viel leichter, als alle andre Därme zuſammengedrückt werden kann, und ſich leichter als die übrigen, völlig verſchlieſſet.

Es iſt aber eher zu glauben, daß die Därme das Darmfell ausgedehnet, und, wenn dies öfters geſchehen iſt, hierdurch Gelegenheit gegeben haben, daß die Zone des Grimmdarms nicht ſo feſt liegen konn-

te, daß sie nicht vom Netz so stark hatte ausgedehnt werden können. Diese Muthmassung ist in der That viel wahrscheinlicher: und ich würde nicht im Stande seyn, jenen Erfolg auf eine andre Art zu erklären, als wenn ich voraussetzte, daß das Darmfell steif und aller Ausdehnung unfähig gewesen wäre: es bekräftiget sich dieses auch durch die Geschmeidigkeit und Weichheit des Unterleibes, die immer statt fand, die Kranke mochte nun Schmerzen haben, oder der Bruch mochte eingeklemmt seyn; da doch sonst bey Brüchen der Leib aufgetrieben zu seyn pfleget.

Die Ursache der Darmgicht muß nothwendig im Netze gelegen haben, denn das auf zweymal eingenommene Pfund Queckſilber lag nirgends anders als im Magen, und im Zwölffingerdarm, und wiewohl wir bey Oefnung der dicken und dünnen Därme die größte Vorsicht anwendeten, so fanden wir darinnen doch nicht das mindeste davon. Der Zwölffingerdarm mußte also von dem angespannten Netze dergestalt gepreßt worden seyn, daß aus selbigen nichts in den Leerdarm, der sich überhaupt wegen der Valveln leicht völlig verstopft, durchkommen konnte.

Wenn man indeß die Sache von der entgegengesetzten Seite ansiehet, so zeiget der doppelte Fortsatz des Netzes und der Umstand, daß beyde zusammengewachsen waren, hinlänglich an, daß die Kranke schon vorlängst so beschaffen gewesen sey; warum ist sie denn also nicht eher an ihrem Uebel gestorben? Ich antworte hierauf: Vorher da alle Därme schlaff waren, hatte auch der Grimmdarm seine Lage nicht so weit oben; das Netz war mithin auch nicht gespannt, und drückte folglich die Därme nicht zusammen: als sich aber der Bruch durch das schreckliche Brechen einklemmte oder einschnürte, so war es nicht anders

möglich, als daß sie die Därme, weil nichts tiefer, als bis an den Bruch kommen konnte, und da stecken bleiben mußte, nothwendig ausdehnten, und da sie den Widerstand von dem gespannten Netze nicht überwinden konnten, in die Höhe traten, und sich an die Zone des Grimmdarms in der Gegend der Herzgrube fest setzten.

Da nun aber der Bruch wieder hineingebracht war, warum entledigten sich denn die über selbigem liegenden Därme nicht von der angesammleten Luft und den Unreinigkeiten, und warum giengen diese nicht in den nunmehr freyen Grimm- und Mastdarm? Es kann seyn, daß sie in den Grimmdarm gegangen sind, weil selbiger aber da, wo er die Bogen macht, sehr gepreßt war, so stacken sie da wieder feste, und konnten nicht weiter hinunter kommen. Der Druck der Luft und der Unreinigkeiten wurde dadurch also noch stärker, und verursachte nunmehro noch eher, daß der Grimmdarm, besonders wo er z. B. an der Leber einen Bogen macht, hoch oben im Mittelbauche bleiben mußte.

Warum verlohr sich, nachdem der Bruch wieder zurück gebracht war, das Brechen und der Schlucken, und wie gieng es zu daß dennoch keine Oefnung erfolgte? Denn diejenigen Blähungen und das bischen Schleim und Exkremente, die nachhero fortgiengen, hatten sich wahrscheinlicher Weise im Mastdarme und in dem untersten Stücke des Grimmdarms aufgehalten.

Als der Bruch wieder in den Bauch hineingebracht worden war, trank sie zwey Pfund von einem starken Chinaaufguß; und vielleicht hat dieser die Nerven des Magens und des Zwölffingerdarms so beruhiget, daß das Brechen nachließ.

Der dritte Fall.

1774. d. 4. Novbr. Ein 47 Jahr alter Schuster, der die Blattern und Masern als ein Kind von drey Jahren gehabt, und sich seit dem zwey und zwanzigsten Jahre seines Lebens über Zufälle vom Steine beklagt, und ganzer sieben Jahre ausserordentliche Schmerzen daran erlitten hatte, nahm in der Absicht, um von seinem Leiden befreyet zu werden, seine Zuflucht in unser Krankenhaus. Er hielt sich vom Februar 1756. bis zum Jun. 1757. also ganzer sechzehn bis siebzehn Monate bey uns auf, und die mit ihm vorgenommene Kur hatte den im zweyten und dritten Theile der Heilungsmethode erzählten Erfolg. Seit der Zeit hatte er 17 bis 18 Jahre lang keine Anfälle von Steinbeschwerden erlitten; seinen Harn hatte er immer wie ein gesunder Mensch lassen können, und man fand dennoch, bey nachherigen oft wiederholten Untersuchungen mit dem Katheter, daß er noch wirklich den Stein hatte.

Er erzählte mir, daß er seitdem oft Seitenstechen, und zwar allemal in der rechten Seite gehabt hätte; im Oktober 1773. war er zum letztenmal mit diesem Zufall geplagt gewesen.

Den dreyßigsten Oktober klagte er wieder über Stechen in der rechten Seite, er war aber übrigens gesund, und hielt dafür, daß er das Aderlassen übergangen hätte, und daß also dieser Schmerz dadurch leicht gehoben werden würde; diese Nacht schlief er gut.

Der erste Tag, früh um zehn Uhr. Den ein und dreyßigsten Oktober früh um zehn Uhr, nachdem er einen starken Trank Bier zu sich genommen hatte, bekam er Anfälle von Schauer und Frost, die bis gegen

die Nacht anhielten, er klagte über Mattigkeit und hatte wenigen Appetit. In der Nacht befand er sich ziemlich wohl.

Der zweyte Tag. Erste Aderlaß. Den ersten November wurde das Stechen besonders beym Einathmen heftiger, er hustete mitunter, beklagte sich über Durst, und hatte alle Eßlust verlohren; er ließ zur Ader und nahm eine weiße Mixtur ein, der Husten wurde heftiger, und seine Umstände verschlimmerten sich in der Nacht.

Der dritte Tag. Zwote Aderlaß. Den zweyten November war der Husten und der Schmerz heftiger als vorher; sein Auswurf war mit Blut gemischt, und der Appetit hatte sich verlohren; er ließ zum zweytenmal Ader, und darauf verschwand zwar das Seitenstechen, die übrigen Zufälle aber hielten an; der Kranke war überdem beklemmter und engbrüstiger als zuvor, sein Mund trocken, und die Nacht schlecht.

Der vierte Tag. Den dritten November blieben alle Umstände so, wie sie am vorhergehenden Tag gewesen waren, nur die Hitze und der Durst nahmen zu.

Der fünfte, sechste siebente Tag. Den vierten, fünften und sechsten November bemerkte man nicht die mindeste Aenderung; am sechsten klagte er immer über Schauer: Nachmittage um vier Uhr kam er selbst ins Krankenhaus; sein Puls war schnell, hart, nicht frey. Der Othem geschwind, ängstlich und gepreßt; beym Husten warf er etwas Blut aus, und klagte über grosse Mattigkeit und heftigen Durst; offnen Leib hatte er alle Tage gehabt.

Die dritte Aderlaß. Um halb sieben Uhr schlug der Puls in jeder Minute fünf und neunzigmal; wir liessen ihm dahero beynahe ein Pfund Blut weg, welches zwar wegen des sich zwischen die gemachte Oefnung gelegten Zellhäutgens in einem schwachen Strahle, dabey aber so reissend schnell abfloß, daß in sechs Minuten die angezeigte Menge Blut abgelassen war: im ersten Gefäß zeigte sich keine Rinde, im andern hergegen bildete sich eine wirkliche Haut, die die Dicke eines Fingers hatte. Man gab ihm darauf folgenden Absud:

Nimm zwo Unzen Quecken- und eben so viel Löwenzahnwurzeln, koche sie eine Stunde lang in der erforderlichen Menge Wassers, auf die letzt thue eine Handvoll Klatschmohn, eben so viel Königskerzen und auch so viel Hundszungenblüthen hinzu; laß alles zusammen eine halbe Stunde in heissem Wasser stehen, seihe es ab, und mische dann unter jedes Maaß vier Unzen Essighonig, und anderthalb Quentchen ungewaschenes schweißtreibendes Spiesglas. Ausser diesem Mittel, wovon der Patient alle Stunden ein Schälgen voll trinken mußte, verordnete ich ihm auch einen Saft aus einer Unze Altheesyrop, eben soviel Diacodiensaft und eine Unze Mandelöl, den ich ihn öfters in den Mund und auf die Zunge zu nehmen rieth.

Hierbey trank er einen mit Honig und Salpeter vermischten Gerstenabsud und auf die Fußsohlen legte man ihm rothmachende Pflaster.

Um zehn Uhr zählte man in einer Minute 100. Pulsschläge; überdies war der Puls hart, und schlug stark aus; der Othem war unverändert, die Brust aber bewegte sich etwas freyer. Der Grad seiner

Wärme war, als man ihn kurz drauf untersuchte, hundert und vier, die Haut war trocken, der Urin etwas mehr gefärbt, als gesunder zu seyn pflegt, und es zeigte sich eine Wolke drinnen, die sich einigermaaßen zusammenzog.

Vierte Aderlaß. Um neun Uhr ließ man ihm wieder ein Pfund Blut weg, dieses hatte eine sehr dicke Rinde; die Nacht schlief er gar nicht, ganz fruh aber doch eine Stunde.

Er hatte von sich selbst braunen, breyartigen Stuhl, worinnen viel kleine grüne Klümpgen waren, doch fehlte diesen hier die feste Konsistenz, die sie sonst gemeiniglich zu haben pflegen.

Der achte Tag. Den siebenten November um halb sieben Uhr war der Puls hart und schnell, und schlug in jeder Minute hundert und funfzehnmal; der Kranke holte tief, schnell und seufzend Othem; der Grad seiner Wärme war hundert und sieben, der Auswurf war mit Blute vermischt, und man mußte den Brand in den Lungen besorgen.

Hippokrates lehret uns in seinen Aphorismen, „daß wenn sich die Entzündung des Brustfelles in eine Lungenentzündung verwandelt, es gefährlich mit dem Kranken aussehe; die Haut des Patienten war trocken.

Fünfte Aderlaß. Man ließ ihm ein Pfund Blut weg, es floß äusserst schnell, in einem dünnen Strahle, und in sieben Minuten war ein völliges Pfund heraus.

Im ersten Gefäß hatte es eine etwas dünnere Rinde, im zweyten aber war sie einen halben Zoll

dicke: in dem Gefäße, wo die Rinde nicht sonderlich stark war, war das rothe Blut so feste, daß man es kaum durchschneiden konnte, in dem andern aber war fast gar kein rothes Blut. Der Kranke lag den ganzen Tag in einer Art von Schlaftrunkenheit, schlief aber nicht recht.

Um zehn Uhr schlug der Puls hundert und zehnmal, und um eilf Uhr eben so oft, er hatte flüssigen grünen Stuhl.

Sechste Aderlaß. Um zwölfe ließ man ihm noch ein Pfund Blut weg, und weil die Wunde grösser war, dauerte diese Aderlaß nur zwo Minuten, und das Blut war in beyden Gefäßen schäumicht.

Um halb zwo Uhr schlug der Puls hundert und funfzehnmal, und der Patient holte so schwer Othem, daß bey jedem Othemzuge der Unterleib sich mit hob; übrigens gab er dünne grüne Exkremente von sich.

Um vier Uhr schlug der Puls hundert und zwanzigmal, um fünfe merkte man eine Art von Röcheln auf der Brust, das Gesicht war bleich und verfallen, der Stuhl dünne und grün; der Kranke hatte auch öfters Aufstossen.

Um sechs Uhr schlug der Puls hundert und zwanzigmal; der Husten war selten, und der Patient hatte eben so wenig Auswurf; der Puls war bald weich, bald hart.

Siebente Aderlaß. Um halb achte ließ man ihm noch ein Pfund Blut ab, das eine zähe Rinde hatte; der Auswurf blieb fast völlig weg, man gab ihm daher auf die Nacht folgende Mixtur: Nimm zwo Unzen Meerzwiebelsaft, ein Quentchen ungewaschenes schweißbe-

förderndes Spiesglas und sechs Unzen Klatschmohnwasser, mische es; und überdies ein aus sieben Gran Mineralkermes, einer halben Unze Diatragenthpulver, anderthalb Gran reines Laudanum, zusammengesetztes Pulver, das man in zwölf Portionen eintheilen, und alle halbe Stunden wechselsweise, einmal ein Pulver, das andremal zween Löffel Mixtur einnehmen ließ.

Der Urin hatte immer eine dunkle Farbe, und eine Wolke, die sich einmal zusammen sammlete, das andremal auseinander gieng, auch schwommen weisse Fasern drinnen herum. Die Wärme seines Körpers war hundert und sechs Grad: die Haut war trocken, er lag immer schlaftrunken da, klagte über nichts, und sein Kopf war die ganze Zeit gut.

Achte Aderlaß. Um neun Uhr schlug der Puls hundert und zwanzigmal, man ließ ihm aufs neue zehn Unzen Blut weg, im ersten Gefäß hatte es fast gar keine Rinde, und wollte nicht gut laufen, im andern lief es besser, hatte eine fingersdicke Rinde, (man schüttelte das Blut, als es noch warm war,) das zweyte Gefäß von der vorigen Aderlaß ließ ich schütteln, als die Rinde schon zu gerinnen anfieng, und sie vergieng, bis auf das Stück, was schon zu hart geliefert war.

Das Blut von der letztern Aderlaß schüttelte man um, sobald sich eine Fingers dicke Rinde gebildet hatte, und es vermischte sich mit dem rothen Blute, so daß nichts weiter von der Rinde zu sehen war, als das erste bisgen, was schon zu stark geliefert gewesen war.

Um ein Uhr des Nachts hustete der Kranke nicht mehr; sein Puls gieng nicht so stark, er holte sehr tief Othem; die Zahl der Pulsschläge war hundert und funfzehn.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320759/phys_0256
DFG

Um drey Uhr war der Puls wieder stark, er stöhnte und holte tief Othem, die Augen waren voll Thränen, man legte ihm einen Schwamm mit heißen Eßig auf die Brust.

Der 9te Tag, früh um zehn Uhr. Den achten November schlug sein Puls hundert und zwanzigmal, er schwitzte am obern Körper, holte Othem, als ob er schon mit dem Tode ränge, man setzte ihm Blasenpflaster in den Nacken und an die Waden.

Ein Viertel auf sieben Uhr war der Puls klein und aussetzend, der Othem wie bey einem Sterbenden, und er hatte zweymal Aufstossen. Seine Arzeneyen nahm er ordentlich, und verschied bald darauf ruhig.

Weil wir gefunden hatten, daß bey Erhangenen und Ertrunknen das Blut allemal so aufgelöset, wie rothes Wasser gewesen war, so ließen wir diesem Manne sogleich nach dem Tode aus beyden Armen, und dann aus den Drosseladern Blut ab, aber es lief nur sehr wenig Feuchtigkeit aus den Gefässen, und in allen zusammen nicht mehr als eine Unze, die aber nicht aufgelöst war.

Leichenöfnung.

Den neunten November früh um sieben Uhr schritten wir zur Oefnung; am äussern Körper, der wie gewöhnlich starr und steif war, zeigte sich keine merkwürdige Veränderung. In der rechten Brusthöhle fanden wir etliche wenige Unzen Wasser.

Beyde Lungenhälften waren an das Brustfell und an das Zwergfell fest angewachsen, und wo sie

nicht damit zusammenhiengen, waren sie mit einer Rinde von entzündetem Blutwasser bedeckt; die rechte Hälfte war hart, sehr groß und nicht zusammengefallen, die linke kleiner, nicht so hart aber auch nicht zusammengefallen: auf beyden zeigten sich vorn schwarze Flecken, und hinten sahen sie allenthalben blauroth aus.

Die linke schwomm im Wasser; als sie zerschnitten worden war, floß aus dem Stücke, das nicht im Wasser gelegen hatte, ein Schaum heraus, der etwas roth gefärbt war.

Die rechte Lungenhälfte war überall, besonders aber von hinten zu, so hart wie eine Leber, man mochte diese ganze Lunge, oder die einzelnen Stücke derselben anfühlen; als wir sie zerschnitten und etwas drückten, lief aus dem untern Lappen wenig aus dem obern aber eine grössere Menge Wasser heraus, das nicht so schaumicht war, als das aus der linken Lunge: sowohl die Stücken, die wir nicht zusammengedrückt hatten, als auch der ganze Lappen, der nicht gepreßt worden war, und überhaupt die ganze rechte Hälfte sank sogleich im Wasser unter, und nur die vordere Spitze schwomm auf demselben.

In den Luftröhren war nicht viel Schaum.

Die rechte Lungenhälfte blieb immer, ob sie gleich auf verschiedene Art behandelt und gedrückt wurde, aufgeblasen und hart.

Das Brustfell war in der ganzen rechten Brusthöhle, besonders hinterwärts, sehr entzündet.

Im rechten Herzen war fast gar kein Blut, im linken etwas geronnene rothe Feuchtigkeit. In beyden Hälften aber, in den Herzohren, in den Puls-

und Blutadern fand man Polypen, die zum Theil über und über gelb sahen, zum Theil am Rande äuserlich etwas geronnenes Blut hatten, so daß fast die ganze Blutmasse aus entzündetem Blutwasser bestand.

Die Hirnhäute waren ohne Fehler, die Hirnhöhle ziemlich leer, das Gehirn hart und fest.

Das Netz war gut und fett.

Der Magen hatte eine solche Größe, daß drittehalb Maaß Wasser hineingieng.

Die Leber war gesund, und gieng tief unter die Ribben herunter, ein kleines Stück davon lag auf der linken Seite, hatte sich vielleicht deswegen der Magen so stark ausgedehnt?

Die Gallenblase war groß, und voll Galle, sie enthielt aber keine Steine.

Der Grimmdarm lag in der Gegend des Nabels und war, wo er queer über liegt, vom Magen heruntergedrückt worden; unten in der Höhle des Leibes linker Hand, wo er in den Mastdarm übergehen wollte, bog er sich zurück, stieg wieder aufwärts, und mitten im Becken verwandelte er sich in den Mastdarm.

Der Krummdarm war an vielen Orten wie ein Bandwurm zusammengedrückt, und an drey Orten verschlungen, so daß die obern Stücken in die untern hineingefallen waren.

Die Harnblase war weit und runzlicht; wir untersuchten erst mit dem Katheter, ob ein Stein drinnen wäre, wir fanden aber keinen.

Als wir sie öfneten, war sie weiß, ausgedehnt, hart und gleichsam schwieligt, die Runzeln hatte man

mehr mit dem Katheter gefühlt, als man sie beym wirklichen Berühren wahrnehmen konnte: die Menge des darinn enthaltenen Urins betrug 8 Unzen.

Da, wo das Darmfell auswendig die Blase bedeckt, hatte sich das Zellgewebe desselben in einen ungeheuren Fettklumpen verwandelt.

Vierter Fall.

Leichenöfnung einer wassersüchtigen Weibsperson. *)

Den 6ten März 1775.

Den sechsten März erhielt ich durch die Veranstaltung des Hrn. Schreibers, die Erlaubniß, diesen Leichnam zu öfnen; der Leib war weich und von erstaunlicher Größe, und der Körper übrigens sehr ausgezehrt.

Am Halse und an der Brust zeigten sich schon äusserlich durch die Haut Krampfadern.

Im Unterleibe fanden wir einen Sack, der überall an das Darmfell angewachsen war; wir machten ihn aber so vorsichtig davon los, daß er nirgends zerriß: die Menge des darinnen befindlichen Wassers betrug zwölf Kannen, oder acht und vierzig medizinische Pfund; es sahe röthlich aus und roch übel.

Der größte Theil des Sacks war, besonders auf der rechten Seite, dick, fleischigt, und an einigen Orten bemerkte man Brevgewächse, an andern Speck-

*) Die Krankengeschichte dieser Person ist unter den Papieren des Hrn. von Haen nicht gefunden worden.

geschwülste. Der Sack selbst war nicht aller Orten gleich ausgespannt, er hatte viel kleine Höhlen, und in diesen war das Wasser weniger gefärbt: (Von dieser Art und Figur sind auch dergleichen Säcke mehrentheils) unten ein großer Fortsatz dran, der seine eigne Höhle, und ziemlich helles Wasser hatte, keiner aber hatte eine Gemeinschaft mit der Mutterhöhle.

Der Mutterhals war ziemlich vier Zoll lang, weil die ausserordentliche Geschwulst die Mutter selbst in die Höhe gezogen hatte; weder in den Muttertrompeten, noch in den Eyerstöcken war ein Fehler.

In der Gegend, wo sich der Krummdarm dem Sacke des Blinddarms nähert, war er von diesem harten Sacke sehr gepreßt worden, und hineingewachsen, und deshalben war dieser und der Leerdarm sehr von Luft aufgeblasen, so daß er drey Zoll im Durchmesser hatte. Hr. Schreiber erzählte hiebey, daß diese Person mehr als vierzig Kannen weggebrochen habe.

Das Netz war vornen an den Sack angewachsen; die Adern desselben waren strotzend voll schwarzes Blut und so groß, daß man eine Schreibefeder hineinstecken konnte: zwischen diesen Adern sahe man die lymphatischen Gefässe schwimmen, weil sie mit einem durchsichtigen Wasser angefüllt waren.

Der Magen, die Leber, und die Milz waren natürlich beschaffen; sie lagen aber unter den Ribben versteckt, uud das Gewölbe des Zwergfells reichte bis zur vierten Ribbe (von oben an gerechnet,) worunter alle diese Eingeweide lagen.

Fünfter Fall.

Den 18. März, 1775.

Eine Magd von vier und zwanzig Jahren, die sich zu erinnern wußte, daß sie, als ein Kind die Blattern und Masern, und auch einen bösen Kopf gehabt hatte, war alsdenn bis ins drei zehnte Jahr ihres Lebens, da sie eine hitzige Krankheit ausgestanden, gesund geblieben.

Im vierzehnten Jahre war ihre Monatszeit zum erstenmale, und dann aller vierzehn Tage ziemlich stark zum Vorschein gekommen, und nur zween Monate ausgeblieben, als sie im vorigen Herbste ein Wechselfieber gehabt hatte. Was die Ursache ihrer gegenwärtigen Krankheit sey, wußte sie nicht anzugeben, ausser daß sie sich vor etlichen Tagen über einen gewissen Vorfall heftig geärgert hatte.

Der erste Tag.

Den siebzehnten März hatte sich der Appetit verlohren, sie klagte über Mattigkeit, und am Abend habe sie bisweilen einige Anfälle von Seitenstechen, Husten und Kopfschmerzen bekommen, und dabey Verstopfung des Leibes und eine unruhige Nacht gehabt.

Der zwote Tag.

Den achtzehnten März waren die Schmerzen und die Schwäche so heftig geworden, daß sie kaum hatte aufstehen können; sie hatte sich daher ins spanische Krankenhaus fahren lassen; gegen 10 Uhr aber wurde sie zu uns gebracht. Ihr Puls hatte in der Minute siebzig Schläge, und war überaus gepreßt. Die Schmerzen und das Stechen auf der ganzen rechten Seite waren so heftig, daß sie fast gar nicht Othem holen konnte; beym Husten, wobey sie jedoch keinen Auswurf, aber heftige Schmerzen hatte, hörte man ein Röcheln vom Schleim.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320759/phys_0262
DFG

Die erste Aderlaß. Man ließ ihr dahero sogleich sechzehn Unzen Blut ab, legte ihr hierauf über die ganze Seite einen Umschlag, ferner rothmachende Pflaster an die Füße, und gab ihr einen Aufguß mit Essighonig und schweißbefördernden Spiesglas, und einen Hafertrank mit Honig und Salpeter; ihr Blut sahe zwar ziemlich gut aus, doch zeigte der mittelste Teller eine heftige Entzündung an.

Um eilf Uhr gieng der Puls etwas freyer, und der Schmerz hatte sich etwas vermindert: halb zwo Uhr war ihr Othem schnell, und klein; sie heulte und seufzte, wenn sie Othem schöpfte; der Puls schlug neunzigmal in jeder Minute; sie gab etlichemal einen guten gekochten Auswurf von sich; der Puls schlug um vier Uhr hundertmal, und war hart, der Schmerz nahm wieder zu; sie trank wenig.

Die zwote Aderlaß. Um halb fünf Uhr röchelte sie, der Puls, das Othemholen und der Schmerz waren von übler Beschaffenheit; man ließ zwölf Unzen Blut weg, das nicht sonderlich entzündet war, sie hatte eine nicht lange dauernde Ohnmacht; man setzte ihr ein gemeines Klystier, das gieng nach einer Stunde ins Bette, da man aber sogleich den Unterschieber untersetzte, erfolgte ein dicker starker Stuhl: hierauf nahm sie alle Stunden eine Mixtur von Meerzwiebelsaft und einem Gran Mineralkermes.

Dritte Aderlaß. Gegen 7 Uhr verschlimmerten sich die Umstände dergestalt, daß man sich entschloß, ihr wieder acht Unzen Blut, das binnen einer Zeit von vier Minuten herausfloß, abzulassen. Es schien jetzt, als ob sie wieder ohnmächtig werden wollte, wir verhinderten dies aber noch dadurch, daß wir ihr Essig unter die Nase rieben: der Urin sahe gelb aus, und hatte einen Bodensatz, der Grad der Wärme war

hundert und sechse und die Zahl der Pulsschläge hundert; die Zunge sah weißlicht aus, über Durst klagte die Kranke nicht, sie trank auch nicht, man gab ihr daher mehr und öfter von dem Dekokt und den Absud aus den oben angezeigten Wurzeln und Blüthen, und da ihr Othem äusserst schlecht beschaffen war, so legte man ihr über die ganze schmerzhafte Seite ein breites Blasenpflaster aus zwey drittheil Melilotenpflaster und einem drittheil pulverisirten spanischen Fliegen. Zu Anfange der Nacht nahm sie eine Mischung aus drey Unzen Mandelöl und einer Unze Klatschmohnsyrop, und nach Mitternacht ließ man ihr dieses Mittel wiederholen: um zwo Uhr war sie in allem Bevierte. tracht äusserst schlecht, weswegen man ihr wie-Aderlaß. der zur Ader ließ; sie hatte keinen Schlaf.

Der dritte Tag. Den neunzehnten März war der Grad ihrer Wärme hundert und drey, und der Puls schlug hundertmal; das Blasenpflaster verursachte, daß ihr Puls sehr stark schlug, dabey waren aber alle Umstände etwas leidlicher; um sieben Uhr nahm sie wieder drey Unzen Mandelöl und eine Unze Klatschmohnsyrop, nach einer halben Stunde aber brach sie sich stark.

Um halb neun Uhr, als sie in der Fleischbrühe Mandelöl zu sich genommen hatte, brach sie sich aufs neue, unter der weggebrochenen Materie war aber auch etwas gekochter Auswurf; um zehn Uhr brach sie sich wieder, das Seitenstechen aber war nicht so heftig, als vorher; um ein Uhr brach sie sich nach dem Absud, und um zwo Uhr nach der Mixtur mit dem Pulver, allemal aber war etwas gekochter Auswurf drunter.

Wir haben die allgemeine Bemerkung im Krankenhause gemacht, daß die Kranken sich um desto we-

niger brechen, je mehr sie trinken, diese Weibsperson konnte man aber nicht dahin bringen, daß sie Getränke zu sich genommen hätte; weil man nun glaubte, daß ihr vielleicht der Hafertrank zuwider seyn möchte, so gab man ihr Molken, dann Limonade, damit sie nur trinken könnte, und endlich, als sie darum bat, reines Wasser. Nach drey Uhr brach sie sich nicht mehr, auch hatte sie nicht mehr so heftiges Seitenstechen.

Um sieben Uhr war der Grad ihrer Wärme hundert und zween, und die Zahl der Pulsschläge hundert; der Puls war hart, das Othemholen freyer, und das Seitenstechen hatte sich völlig verlohren. Die Zunge sahe weißlicht aus, der Appetit zum Essen fehlte ganz, auch hatte sie keinen Durst; sie bekam von freyen Stücken ofnen Leib, es gieng aber nur sehr wenig Unrath ab: wegen der Leibschmerzen setzte man ihr ein Oelklystier.

Bey allen diesen Umständen war die Patientin so munter, und fühlte sich so stark, daß sie sich selbst aufsetzen und im Bette umwenden konnte; als man das Bette machte, gieng sie von zween Wärtern geführt die ganze Stube lang hin in ein ander Bette, und nachher auf eben die Art wieder in das ihrige zurück, sie schlief mitunter ein Weilchen, und ließ wenig Urin mit Bodensatz; um halb zehn Uhr schlief sie eine halbe Stunde lang, und bekam dann dicken gelben Stuhl.

Nach Mitternacht klagte sie über Schneiden und Stuhlzwang, sie bekam aber dreymal Oefnung, und der Stuhl war zum Theil dicke, wie der Unrath gewöhnlich zu seyn pflegt, zum Theil breyartig, gelb, und sah blas aus. Man legte ihr einen Umschlag auf den Leib. So oft sie etwas zu sich nahm, brach sie sich, zugleich gab sie aber auch gekochten Auswurf mit weg, sie schlief fast gar nicht, und ließ nicht viel Urin.

Der vierte Tag. Den zwanzigsten May war der Grad ihrer Wärme hundert und vier, der Puls schlug hundert und achtmal, der Othem gieng etwas geschwind, sie empfand aber doch keine Schmerzen hierbey; sie klagte immer noch über Leibschneiden: da die Umstände es verstatteten, so gab man ihr jetzt eine beruhigende Emulsion, zu Stillung des Brechens; der wenige Urin, den sie ließ, hatte einen Bodensatz.

Um zehn Uhr klagte sie über Durst, und abwechselnd Leibesschmerzen; der Puls gieng gut, er schlug in jeder Minute hundertmal, und um zwölf Uhr neunzigmal, sie hustete bisweilen, und gab gekochten Auswurf von sich.

Um zwo Uhr war der Puls eben so beschaffen, sie trank mehr als sönst, und war in sechzehn Stunden mit einer Kanne Limonade fertig. auch hatte sie eine ziemliche Menge Emulsion getrunken: wegen der Leibschmerzen gab man ihr ein Oelklystier.

Halb fünf Uhr schlug der Puls ein und neunzigmal; übrigens waren alle Umstände noch die nämlichen; da das Brechen nachließ, so nahm sie alle Stunden einen Löffel voll von der Mixtur mit Meerzwiebelsaft, den ersten Löffel voll brach sie wieder weg.

Als sie um halb sieben Uhr Fleischbrühe getrunken hatte, so bekam sie Erbrechen, und klagte über Schmerz in dem obern Theile auf der rechten Seite; um sieben schlief sie eine halbe Stunde.

Um halb achte war der Grad ihrer Wärme hundert und drey und die Zahl der Pulsschläge neunzig; der Puls gieng etwas hart, aber doch gleich, der Schmerz hatte sich verlohren; sie holte ein wenig geschwind Othem, und ihre Zunge sahe weißlicht aus; sie trank stark, obgleich, wie sie sagte, ohne Durst

zu haben, bald Limonade, bald Emulsion, bald reines Wasser: Sie ließ den Unrath, dessen Menge aber sehr unbeträchtlich war unter sich gehen, und entschuldigte sich damit daß sie ihn nicht hätte verhalten können, in dem Nachtstuhle aber kam auch etwas breyartiger Stuhl.

Der Urin, den die Patientin ließ, hatte allemal Bodensatz; aber in Ansehung der Menge gab sie nicht viel von sich, und ob man ihr schon ein so großes Fliegenpflaster gesetzt hatte so klagte sie gleichwohl nicht über Schneiden und Drängen zum Harnlassen. Der Auswurf war gekocht, sie brach sich nicht weiter, klagte über äusserste Entkräftung, und schlief die Nacht oft halbe und ganze Stunden hinter einander.

Einmal hatte sie das Bette mit dem Unrath verunreinigt, und zweymal bekam sie ausser dem Bette kritischen Stuhl, jedesmal aber nicht viel.

Der fünfte Tag. Den ein und zwanzigsten März war der Grad ihrer Wärme hundert und zwey, die Zahl der Pulsschläge neun und neunzig; sie klagte über Stechen in der Brust an verschiedenen Orten, hustete öfters, und gab viel gekochten Auswurf von sich, sie hatte einen freyen Puls, das Blasenpflaster war beynahe nicht einmal mehr feuchte, man verstärkte es deswegen; im Urin war Bodensatz, und der letztere war dick, gleichsam wie gequirlt.

Anmerk. Bey dieser Person fanden sich die Wirkungen, welche sich eigentlich erst in den letzten Tagen der Krankheit äussern sollen, bereits zu Anfange derselben ein; dies ist ein in äusserst hitzigen Fiebern nicht ungewöhnlicher Fall; der Auswurf der Kranken war bereits am zweyten Tage gekocht, der Urin hatte schon

einen Bodensatz, der Stuhl war breyartig, und doch zeigte das heftige Stechen in der rechten Seite, und die Rückkehr des auf einige Art minder heftigen Schmerzens, an, daß die Krankheit noch roh war: man mußte die Blasenpflaster verstärken, denn sie wurden beynahe ganz trocken.

Man gab ihr aufs neue die Mixtur mit Meerzwiebelsaft und Mineralkermes.

Um zehn Uhr hatte die Patientin bey jedem Othemzuge Stechen, und immer ächzete sie jetzt; ihr Puls hatte sich gebessert; um zwo Uhr ließ sie den Stuhlgang unter sich gehen; das Seitenstechen verlohr sich, und der Othem und Puls wurden wieder freyer und besser.

Ein viertel auf drey brach sie sich nach dem Pulver und nach der Mixtur sehr heftig, und weil das Stechen nicht so arg, und der Othem freyer als vorher war, sie auch ohne Brechen guten Auswurf hatte, so setzten wir diese Arzeneyen drey Stunden lang aus, und gaben ihr gar nichts ein, sondern redeten ihr nur zu, daß sie recht viel trinken möchte; in Ansehung des Getränkes liessen wir ihr die Wahl, ob sie reines Wasser, oder Molken, oder Limonade, oder Emulsion zu sich nehmen wollte.

Um vier Uhr war der Puls gut, er schlug in jeder Minute achtzigmal, sie holte jetzt freyer Othem, und brach sich nach der Emulsion; sie gab dünne gelbe Exkremente auf dem Nachtstuhle von sich: um sieben Uhr war sie in allem Betracht leidlich, die Zunge sahe weiß aus, sie hatte einigen Durst und trank ziemlich viel. Bald war ihr Urin wie gequirlt, bald hatte er eine zusammengezogene Wolke; fast in allem war Sand, und ein oder etlichemal waren weiße Flo-

cken oder schwerere Körper drinnen: sie hustete nicht so gar oft, röchelte aber beym Husten, und beym Brechen kam viel Auswurf mit heraus.

Sie gieng, von Mägden geführt, aus dem benachbarten Bette in ihr eignes, das frisch gemacht worden war, und schlief den Tag über öfters wenige Minuten.

Am Abend war der Grad ihrer Wärme hundert und zwey; sie trank ein Brustdekokt mit Milch, und nahm die Mixtur mit Meerzwiebelsaft; die ganze Nacht über schlief sie öfters wenig Minuten, warf aber beynahe gar nicht aus, dreymal hatte sie gelben flüßigen Stuhl, wiewohl jedesmal nicht viel: von drey Uhr an klagte sie wieder über Stechen.

Der sechste Tag. Den 22. März schlug der Puls fünf und achtzigmal, er war aber übrigens sowohl als das Athemholen gut, das Seitenstechen war aber jetzt so heftig, daß sie ihre Schmerzen durch Geschrey und Heulen zu erkennen gab; jetzt zeigte sich auch ihre Monatszeit.

Wegen des Brechens gaben wir ihr heut alle Stunden ein Gran Mineralkermes in Wasser ein, zum Getränk aber mußte sie das Brustdekokt mit Milch, und darzwischen die Mixtur mit Meerzwiebelsaft gebrauchen: auf die Brust legten wir einen in heißes Wasser eingetunkten Schwamm.

Um halb zwo Uhr schlief sie eine Viertelstunde, und darauf verlohr sich das Stechen; nach sechs Uhr als sie das Pulver genommen hatte, brach sie sich etwas, und gab hierbey zugleich gekochten Auswurf von sich; um halb sieben schlug der Puls fünf und achtzigmal, der Othem war gut, aber etwas geschwind,

und die Zunge hatte eine weiße Rinde: da sie jetzt Lust zu essen bekam, und sehnlich um Speise bat, so wurden ihr gekochte Aepfel dargereicht die sie auch begierig aß; Durst hatte sie nicht, und trank deswegen nicht viel.

Der Urin war entweder trübe wie gequirlt, oder roth, und mit einer dicken Wolke vermischt; ofnen Leib hatte sie auch einmal, der Abgang sahe gelb aus, und war nicht hart; sie duftete und hatte Husten, wurf aber nicht aus, das Blasenpflaster zog gut und die Monatszeit dauerte fort; sie richtete sich gesawind im Bette auf; der Grad ihrer Wärme war hundert und zween; sie schlief abwechselnd zwo Stunden, nach Mitternacht hustete sie nicht viel, und wurf auch nicht oft aus: zuweilen schien es, als ob sie den Auswurf hinunterschluckte.

Der siebente Tag. Den 23. März war der Grad ihrer Wärme hundert und vier, und die Zahl der Pulsschläge neunzig, die Bewegung des Pulses selbst war wankend, und der Auswurf nicht häufig. Wenn sie hustete, so röchelte sie, und es schien, als ob sie recht viel Schleim auswerfen wollte, sie mochte aber wohl etwas davon wieder verschlucken.

Diese Nacht hatte sie Durst, der auch noch anhielt; der Othem war ziemlich gut, die Monatszeit dauerte noch fort; sie hatte sie vor siebzehn oder achtzehn Tagen gehabt, es war ihr aber nichts ungewöhnliches, denn diese Aussonderung stellte sich immer aller vierzehn Tage ein, und währte vier bis fünf Tage.

Die vorige Nacht hatte man angefangen folgendes Pulver zu geben: Nimm sechs Gran Mineralkermes, zwey Quentgen Diatraganthpulver, andert-

halb Gran reines Opium, und mache sechs Pulver daraus, von welchen sie alle Stunden eines im Wasser einnehmen mußte; den Tag ließ man ihr wechselsweise, diese nämlichen Pulver einmal mit, das andremal ohne Opium gebrauchen.

Um sieben Uhr brach sie sich nach dem Pulver, hatte Stuhlzwang und ein einzigesmal ein wenig ofnen Leib, um eilfe brach sie sich aufs neue nach dem Pulver.

Um halb zwo Uhr schlug ihr Puls hundertmal, der Othem war ziemlich gut beschaffen, wiewohl etwas geschwind; um sechs Uhr waren die Umstände die nämlichen, die Zunge sah nicht so weiß aus, auch hatte die Patientin Appetit, aber wenig Durst, doch trank sie Nachmittage viel. Ihr Urin war dicke und molkigt, bisweilen auch von dem bey der Reinigung abgehenden Blute gefärbt.

Sie hustete viel, und der Auswurf schien locker zu seyn, aber, wenigstens bisweilen, kam es uns vor, als wenn sie ihn wieder verschluckte. Beym Brechen ging etwas gekochter Auswurf mit ab, ihre Wärme war hundert und vier Grad; sie saß heute zweymal eine halbe Stunde lang ausser dem Bette, klagte über keine Schmerzen, und schlief eine Stunde, man setzte ihr auch ein Klystier.

Um zehn Uhr ließ sie die Exkremente und den Urin unter sich gehen, bisweilen schlief sie die Nacht eine Viertelstunde wohl länger; sie verunreinigte das Bette noch einmal, hustete selten, und wurf nicht aus.

Der achte Tag. Den 24. März war der Grad ihrer Wärme hundert und drey, und die Zahl der Puls-

schläge, als sie im Bette saß, hundert und fünfe; sie holte ziemlich gut Othem, und ihre Monatszeit verlohr sich.

Um halb eilf Uhr schlug der Puls hundertmal, sie holte schnell und beklemmt Othem, hustete selten, hatte keinen Auswurf, bisweilen aber schien sie ihn hinunter zu schlucken.

Um halb zwölfe schlief sie eine Viertelstunde, nach dem Schlafe aber befand sie sich schlechter: um zwölf Uhr gieng der Puls geschwind, und sehr hart; es schien ihr ein Steckfluß bevorzustehen, man ließ Fünfte ihr eilf Unzen Blut ab; sie hatte bereits am Aderlaß zweyten Tage zweymal und am dritten gleichfalls zweymal zur Ader gelassen, den vierten, fünften und sechsten Tag aber nicht; jetzt am Ende des siebenten Tages verminderten wir also ihre Blutmasse zum fünftenmal: übrigens trank sie ein warmes Brustdekokt, nahm alle Stunden ein Pulver aus drey Gran Mineralkermes, und alle Viertelstunden einen Löffel voll von der Mixtur mit Meerzwiebelsaft zu sich; eine Stunde nach dem Aderlassen war der Puls hart und schwankend, und der Othem schnell, sehr beklemmt und röchelnd. Man legte ihr einen in warmen Eßig und Wasser getauchten Schwamm beständig auf die Brust, und Blasenpflaster auf die Waden.

Sechste Aderlaß. Als um fünf Uhr alle Umstände sich verschlimmert hatten, so ließ man ihr noch neun Unzen Blut weg, das wie bey der vorigen Aderlaß schnell abfloß, und in drey Minuten abgezapft war.

Um halb sieben Uhr war der Grad ihrer Wärme hundert und drey, und die Zahl der Pulsschläge hundert und zwanzig; der Puls selbst war schnell, hart

und schwankend, der Othem etwas besser als vorher, auf der Zunge bemerkte man eine weißgelbe Rinde; übrigens aß die Kranke gekochte Aepfel und trank Fleischbrühe mit Appetit.

Ihr Urin sahe dunkelroth aus, und hatte eine dicke zerstreute Wolke; der ofne Leib fehlte, man gab ihr daher ein Oehlklystier, der Husten fiel ihr schwer, sie wurf etwas Schleim aus, und den übrigen schluckte sie hinunter; sie fühlte sich schwächer beym Aufrichten, klagte, daß ihr alles schmerzlich weh thäte, und lag auf dem Rücken.

Siebente Aderlaß. Um halb neun Uhr war ihr Puls gepreßt, schnell, der Othem äusserst schwer; man ließ noch zehn Unzen Blut in drey Minuten weg, das sogleich überall eine Rinde zeigte, die immer dicker wurde; nach der Aderlaß gieng der Puls besser.

Des Nachts um zwölf Uhr war sowohl der Puls, als der Othem äusserst schlecht; sie wollte die Verordnungen des Arztes nicht mehr befolgen, nahm keine Arzeneyen ein, und trank nichts als reines Wasser, zweymal verunreinigte sie am Tage das Bette; der Stuhl war flüßig und ziemlich häufig; sie schlief vier Stunden lang.

Früh um drey Uhr klagte sie über heftige Beklemmung, der Puls war gepreßt, er schlug in der Minute hundert und zwanzigmal; man ließ noch Achte Aderlaß. zehn Unzen Blut ab, und weil es aus der letztern Oefnung nicht gut fließen wollte, so schlug man eine Ader am andern Arme, aus welcher es gut abfloß, es bekam aber eine so dicke Rinde, als noch kein von ihr abgelassenes Blut vorher gehabt hatte; hierauf schlief sie dreyviertel Stunden ruhig.

Der 9te Tag. Den 25. May befand sie sich etwas leidlicher; um sechs Uhr schlief sie, und hatte ihren Kopf auf die Hand gestemmt; als sie kurz drauf erwachte, so merkte man beym Othemholen ein Röcheln; der Puls schlug hundert und achtmal, ihre Wärme war hundert und drey Grad; die Zunge sah weniger unrein als vorher, aus; die Kranke wollte etwas essen, sie hatte auch Durst, trank die Nacht drey Pfund Wasser, schwitzte im Gesichte, und nahm die Arzeneyen besser als vordem ein. Den Vormittag schlief sie ziemlich lange, und konnte besser Othem holen.

Um halb eilf Uhr hatte sie Oefnung auf dem Nachtstuhl, die Exkremente sahen gelb aus waren aber nicht dünne, und in reichlicher Menge; um halb fünfe war der Puls und Othem äusserst schlecht, so daß sie im Bette aufgerichts sitzen mußte: um halb sieben Uhr waren alle Umstände noch schlimmer, sie hatte aber gleichwohl Appetit zum Essen und Durst, und konnte gut trinken: der Urin war nicht mehr so dunkel gefärbt, und hatte eine dicke schwebende Wolke.

Anmerkung. Der vom Anfange der Krankheit bis hieher abgelassene Harn wurde nicht stinkend oder faul.

Im Gesichte zeigten sich kleine Schweißtropfen; der Grad der Wärme der Patientin war hundert und vier; sie hustete zwar bisweilen, aber sie wollte dabey fast ersticken, und mußte sich also schlechterdings sogleich in die Höhe richten: das konnte sie aber ohne allen Beystand thun; sie schlief abwechselnd ein paar Minuten.

Neunte Aderlaß. Um sieben Uhr waren alle Umstände sehr schlimm, ich ordnete dahero noch eine Aderlaß

von sieben Unzen; fast zwey drittheile des Blutes wurden zu einer Rinde, der Puls aber gieng nach der Ader nicht so frey, als zuvor.

Alle Viertelstunden bekam die Kranke einen Löffel voll von folgender Mixtur: Nimm ein Quentchen Ammoniacharz, das mit Eydotter aufgelöst worden ist, drey Unzen Meerzwiebelsaft, sechs Unzen Ysopwasser, und mische es; überdies mußte sie aller drey Stunden ein Pulver mit drey Gran Mineralkermes einnehmen; sie trank auch Brustdekokt, ließ viel übelriechende Blähungen unter sich gehen und schlief die Nacht nicht, hatte aber auf den Nachtstuhle viermal gelben, nicht völlig dünnen Stuhl, worunter auch bisweilen etwas wirkliche Exkremente waren. Sie verschluckte viel Honig.

Der zehnte Tag. Den sechs und zwanzigsten März halb sechs Uhr schlug der Puls hundert und funfzehnmal, und der Grad ihrer Wärme war hundert und vier; in Ansehung der Stärke waren die Schläge des Pulses einander nicht völlig gleich, sie beklagte sich, daß sie überall Schmerzen empfände, auch holte sie sehr schnell Othem, und bewegte die Nasenlöcher dabey; überdies war sie so beklemmt, daß sie sich aufrichten und die Füsse vor das Bette setzen mußte; auch ließ sie sich vor Angst in einen andern Winkel der Stube führen, um sich daselbst einige Zeit auf einen bequemen Stuhl zu setzen, kurz drauf aber verlangte sie wieder in ihr Bette gebracht zu werden: wenn sie sich mit dem Kopfe auf die Brust des Wärters lehnte, so empfand sie einige Erleichterung.

Um sieben Uhr waren die Umstände nicht ganz so schlimm als vorher; sie brauchte eben die Arzeneyen fort, und nahm viel Süßholzsyrop; sie hatte viel

Blähungen, der Puls war in Betracht der Stärke und Schwäche beständig verschieden, und wenn sie hustete, konnte sie nicht zu Othem kommen, sondern wollte immer ersticken.

Um zwölf Uhr hatten sich die Umstände noch nicht verändert; um ein Uhr aber hatte sie zweymal nacheinander gelben, ziemlich breyartigen Stuhl.

Um fünfe waren alle Umstände schlimm, und da die Kranke sehr heftige Hitze, und einen starken, vollen und geschwinden Puls hatte, so liessen wir ihr Zehnte Aderlaß. fünf Unzen Blut ab, welches das erste war, das keine Rinde bildete; kam dies vielleicht daher, weil es langsam floß? Doch hierinnen läßt sich nichts zuverlässiges bestimmen; denn ob man schon oft etwas ähnliches bemerkt hat, so ist doch eben so oft auch das Gegentheil, oder ein andrer Erfolg beobachtet worden.

Um sieben Uhr war der Grad der Wärme hundert und vier, und die Anzahl der Pulsschläge hundert und fünfe; der Puls war übrigens stark, voll und schnell; die Patientin holte tief, keichend und geschwind Othem, und hatte einige Schweistropfen im Gesichte; ihre Zunge war noch immer nicht ganz rein, sie wollte aber dennoch zu essen haben, trank gut und ordentlich, und nahm alles gehörig ein. Den Tag über trank sie ein Maaß Wasser, und nahm aller drey Stunden drey Gran Mineralkermes, in vier und zwanzig Stunden vier Unzen Meerzwiebelsaft in ihrer Mixtur, und vier Skrupel Ammoniakharz, ferner viel Honig und Süßholzsyrop zu sich.

Der Urin war nicht so dunkelbraun, als vordem, er hatte eine schwebende dicke Wolke, und gieng oft ohne Wissen der Kranken ins Bette; die Oefnung

des Unterleibes war immer gut beschaffen, und ein andermal ganz dünne; viel Exkremente ließ sie unter sich.

Sie hustete wenig oder nicht, warf auch nicht aus, und wenn sie husten mußte, so heulte sie allemal vor Schmerz. Die Blasenpflaster zogen nicht sehr stark, und das in der Seite war schon trocken; sie konnte sich nicht so geschwind mehr aufrichten als sonst, sie schlief immer abwechselnd ein Weilchen und so auch in der Nacht, während der sie abermal ein Maaß Getränk genoß; ihre Arzeneyen nahm sie der Verordnung gemäß ein; sie verunreinigte das Bette; der Urin war von einer gesunden Farbe; gegen Morgen verschlimmerte sich der Husten, und nur beym Aufwachen redete sie ein wenig irre.

Der eilfte Tag. Den sieben und zwanzigsten März war der Grad der Wärme hundert und zween, und die Zahl der Pulsschläge hundert und zehn; der Puls gieng stark, gleich und schnell, der Othem war nicht so übel beschaffen, und sie war vollkommen bey sich selbst. Sie mußte öfters husten, und wir merkten deutlich, daß der Auswurf in der Gurgel herauf kam, wir sahen aber auch, daß sie ihn wieder hinunterschluckte. Bisweilen, aber selten, redete sie etwas irre, besann sich aber sogleich wieder; sie zehrte sich hierbey ausserordentlich ab.

Um zehn Uhr schlug der Puls hundert und funfzehnmal; der Othem war weniger schlecht beschaffen, als vordem, sie aß ein Brodmus.

Um drey Viertel auf ein Uhr verlangte sie in ein ander Bette; sie gieng auch, indem sie sich blos auf ihre Wärterin stützte, dahin, als sie aber 10. bis

11. Schritte gemacht, und zu dem andern Bette gekommen war, so konnte sie etliche Minuten lang nicht sprechen; Puls und Othem war noch eben so, wie vorhin beschaffen, und nach einer Stunde ließ sie sich wieder in ihr eigen Bette bringen.

Um halb fünf Uhr war der Puls stark, voll und gleich, und der Othem sehr beschwerlich, so daß man fast eine Erstickung befürchten mußte; ich versuchte daher, ihr noch einmal zur Ader zu lassen, aber ich konnte diese Absicht nicht erreichen, der Wundarzt schlug an beyden Armen, er klagte aber, daß die Löcher vom Fette gleich wieder verschlossen würden; wir Eilfte Aderlaß. konnten daher nicht mehr als zwo Unzen Blut abzapfen, das sehr schön und nicht entzündungsartig war.

Um sieben Uhr war der Puls schwach und ungleich, und der Othem äusserst beklemmt; im Gesicht sah die Kranke roth aus, sie schwitzte auch stark an diesem Theile, die Wärme des Körpers nahm nach und nach ab, und sie wurde nur laulicht, der Grad ihrer Wärme war noch hundert und eins.

Sie ließ wenig Urin, der aber von einer natürlichen Farbe war, und eine grosse Wolke in der Mitte hatte, der vor drey Tagen gelassene wurde riechend.

Sie hatte auf dem Nachtstuhl viermal häufige, gelbe, und breyartige Exkremente von sich gegeben; sie hustete selten, röchelte immer mehr, nahm alle Arzeneymittel ein, und erinnerte die Wärter, wenn sie einnehmen wollte.

Um halb zehn Uhr fühlte man am Handgelenke keinen Puls mehr, ein wenig höher oben aber war er noch etwas fühlbar; sie erstickte endlich, und starb ohne Verzuckungen.

Beurtheilung.

1) Diese Kranke hatte gleich vom Anfange der Krankheit sehr gefährliche Zufälle, Brustbeklemmungen und Schmerzen, die sonst nur in den letzten Tagen so heftig zu seyn pflegen.

2) Ihr Puls war beständig bis fünf Stunden vor ihrem Ende stark, voll und gleich, und denn erst fieng er an schwächer und ungleicher zu werden.

3) Vom Anfange bis zu Ende der Krankheit holte sie mit sehr viel Beschwerde, oder im höchsten Grade schlecht Othem.

4) Der Auswurf war vom zweyten Tage an bis ans Ende gekocht, breyartig, und in ziemlicher Menge vorräthig, wie man aus dem Röcheln schliessen mußte, aber beym Husten brachte sie nur wenig davon heraus; sie schluckte viel hinter, und den meisten brach sie weg, in Ganzen betrachtet aber hustete sie, in Rücksicht auf die Gefährlichkeit ihrer Krankheit, nur wenig, und nie hinreichend.

5) Sie hatte vom Anfange oft Leibesschmerzen, häufig Oefnungen, und zwar öfters und bis an ihr Ende wirklich gekochten kritischen Stuhlgang, aber sie verunreinigte auch vom Anfange an bis ans Ende ziemlich oft das Bette.

6) An den ersten Tagen bis zu Ende des sechsten brach sie sich fast nach allem, was sie zu sich nahm, vom siebenten Tage an aber verlor sich das Brechen.

7) Vom ersten Tage bis zum vierten konnte man sie nicht dahin bringen, daß sie Getränke zu sich nahm, von da an aber trank sie in hinreichender Menge.

8) Gleich vom Anfange an machte der Urin einen Bodensatz und war kritisch; gegen die Mitte des fünften Tages wurde er molkigt und trübe, und behielt diese Beschaffenheit bis zum siebenten, nun sahe er dunkelbraun aus, und hatte eine dicke Wolke, die sich entweder zusammenzog, oder aller Orten herum zerstreuete; den neunten und eilften hatte er eine natürliche Farbe und eine dicke Wolke: die ganze Krankheit über ließ ihn die Kranke oft ins Bette.

9) Appetit hatte sie, und besonders den siebenten, achten, neunten und zehnten Tag, es schmeckten ihr alle Speisen, sie verlangte bald dies, bald jenes, nahm an einem einzigen Tage vier Unzen Meerzwiebelsaft in der Mixtur, und aller drey Stunden drey Gran mineralischen Kermes, und es schien daher, als wenn der Magen nach jenem öftern Brechen kurirt wäre; sie erinnerte sogar ihre Wärter, wenn es Zeit einzunehmen war.

10) Nach der fünften oder sechsten Aderlaß fand sich ihre Reinigung zu gehöriger Zeit, aber nicht so stark, als gewöhnlich ein.

11) Die Haut war selten trocken, aber mehrentheils weich und feuchte.

12) Die letzten Tage schwitzte die Patientin stark im Gesichte, und sonst nirgends am Körper.

13) Sie war immer vollkommen bey sich selbst, und in ihrem Gemüth heiter, nur etlichemal redete sie wenige Minuten über irre, doch verlohr sich dieser Zufall sehr bald wieder.

14) Vom Anfange der Krankheit an, bis sieben Stunden vor ihrem Tode hatte sie soviel Kräfte, daß sie sich sehr geschwind im Bette aufrichten, mit Hül-

se des Wärters auf den Rand des Bettes setzen, und täglich zwey bis dreymal in ein andres Bette, oder bis auf einen bequemen Stuhl am andern Ende der Stube gehen konnte.

Leichenöfnung.

In der 34sten Stunde nach dem Absterben dieser Person öfneten wir ihren Körper, welcher seit dem Tode in einer kalten Kammer gelegen hatte, und als wir die Brust aufmachten, fanden wir, daß beyde Lungenhälften vermittelst einer ausgeschwitzten, entzündungsartigen Materie unter sich selbst und an dem Brustfelle überall anhingen, und nicht zusammenfielen, wie sonst zu geschehen pfleget.

Von vornen waren die Lungen weder in Ansehung der Farbe, noch auch der Härte, widernatürlich beschaffen, an der ganzen hintern Seite aber sahen sie mehr blau als roth aus, weil sie strotzend voll stockendes Blut waren; übrigens waren sie, doch mehr die obern Lappen auf beyden Seiten, als die untern, ausserordentlich hart und schwer, auch war die rechte Lungenhälfte mehr fehlerhaft beschaffen, als die linke.

Aus allen Stücken der Lungen, wir mochten hineinschneiden, wo wir wollten, floß eine erstaunliche Menge schäumichtes Wasser heraus: in einigen Aesten der Luftröhre, besonders in der rechten Lunge, fanden wir eine Art von Eyter, in der Gurgel aber etwas Schaum, und ausserdem war diese auch allenthalben röther, als gewöhnlich.

Das Brustfell war besonders auf der rechten Seite, und am stärksten nach unten zu, und hinter-

wärts, entzündet, in der linken Seite aber nicht so stark: da wo diese Haut auf der rechten Seite das Zwergfell überziehet, war sie über und über ganz ausserordentlich, in der linken Seite aber nur sehr wenig entzündet: unterwärts aber, wo die äussere Haut des Zwergfells ein Fortsatz des Darmfells ist; merkte man gar nichts von einer Entzündung.

Im Herzbeutel fanden wir nur sehr wenig Wasser.

Im rechten Herzen stack ein Polypus, der die Dicke eines Daumens hatte, und auf der einen Seite in das Herzohr, in den Sinus und in die Hohlader, und auf der andern Seite in die Lungenpulsader und deren Aeste hineinreichte: ein ähnlicher, aber kleinerer Polypus stack im linken Herzen, das er unten weniger, als oben ausfüllte; mit einem Fuße erstreckte er sich in die Lungenblutader, und mit dem andern in die große Pulsader, und in die Schlüsselbeins- und Oberarmspulsader. Diese polypöse Masse ist, wie ich sonst unzählichemal beobachtet und angemerkt habe, gewöhnlich von dem wenigen rothen Blute so abgesondert, wie das Blutwasser von dem rothen Blut abgeschieden zu seyn pflegt, wenn das aus der Ader gelassene Blut eine Zeitlang ruhig gestanden hat. in diesem Körper aber fanden wir aller Orten nicht viel Blut, und nirgend einiges geliefertes Blutwasser.

In der Pulsader des Oberarms war der polypöse Faden kaum eine halbe Linie dicke, das wenige rothe Blut, welches jedoch nicht damit vermischt war, darzu gerechnet: in der Schlagader der Armschienen fehlte der polypöse Faden ganz, und es war also an dem Orte, wo man den Puls zu fühlen pflegte, weder Blut noch Polypus, sondern die Pulsader ganz leer.

In den Pulsadern des Unterleibes und in den Schenkelpulsadern fanden wir sehr dünne polypöse

Fäden, die entweder ohne alles Blut waren, oder an denen auswendig nur etwas rothes Blut hieng; in der rechten Pulsader des Unterleibes war zwischen zween polypösen Fäden ein Raum von drey Zollen, wo weder ein Polypus, noch rothes Blut zu bemerken war, sondern die ganze Pulsader war vollkommen leer.

In der Blutader des Unterleibes und an der aufsteigenden Hohlader war ein dem oben beschriebenen ähnlicher dünner polypöser Faden.

In der Schenkelblut- und Pulsader war ein drey Finger breiter sehr dicker Polypus, der den innern Raum dieser Gefässe ganz ausfüllte.

Im Unterleibe waren die Blutgefässe so wie wir sie eben jetzt beschrieben haben, beschaffen; die dünnen Därme waren einigermassen, aber der Grimmdarm ausserordentlich aufgetrieben.

Ueberdies hatte auch der Grimmdarm eine solche widernatürliche Bildung, daß er zehn verschiedene Biegungen darstellte, und sich unter dem Nabel, nachdem er einen ansehnlichen Bogen gemacht hatte, senkte: alle Därme sahen blaß aus, und hin und wieder waren die Gefäße mit Blut strotzend voll.

Der Magen war groß, in der Mitten etwas zusammengezogen, und daselbst voller Falten.

Die Gallenblase war klein und ausserordentlich zusammengezogen; der Kanal derselben war zwar bis in den Zwölffingerdarm offen, aber er enthielt keine Galle, und nur an der innern Haut hieng etwas Schleim.

Im Kopfe war die dicke Hirnhaut sowohl als die dünne natürlich beschaffen, doch hatte die letztere

hinterwärts einen Fehler; denn die Adern derselben waren hier so voll Blut, daß sie ganz schwarz aussahen: das Adergeflechte sah bleicher als gewöhnlich aus, die Hirnhölen waren insgesammt leer, in den Drosseladern fand man geronnenes Blut, welches an die polypöse Masse anhieng, und so waren auch die Achselblutadern beschaffen.

Die Krankheit dieser Person war also gleich vom Anfange an eine heftige Entzündung des Brustfelles und der Lungen, und ihr Othemholen war die ganze Zeit über äusserst schlecht beschaffen. Aus der Schwere, Härte und bläulichten Farbe der Lungen, und aus der Entzündung des Brust und Zwergfelles ergiebt sich, daß die Krankheit höchst gefährlich gewesen sey.

Bey dieser ausserordentlichen Entzündung, die so weit um sich gegriffen hatte, scheinet das Blut aus dem rechten Herzen durch die obern und vordern Theile der Lungen in das linke Herz in solcher Menge übergegangen zu seyn, daß der Puls bey der Berührung allezeit voll und stark seyn mußte; in den letzten fünf Stunden vor ihrem Ende aber müssen die Gefäße nicht Kraft genug gehabt haben, um das Blut dahin zu treiben.

Bey jeder Aderlaß, (die beyden letzten ausgenommen) war das Blut mit einer dicken, festen, pleuritischen Rinde bedeckt, bey der Oefnung aber fanden wir nichts als weiße Polypen in den Blutgefäßen, und nur sehr wenig geronnenes rothes Blut; die Polypen, die des Herzens und einige große Gefäße ausgenommen, stellten sehr dünne Fäden dar, die ohnmöglich im Stande waren, die Gefäße so zu füllen, daß sie die Blutsäule bewegen konnten. Mitten in der Pulsader des Unterleibes auf der rechten Seite

fehlte alles Blut; oben und unten in diesen Gefäs-sen fand man eine Blutsäule, in der Mitten aber fehl-te sie drey Fingerbreit ganz. Es war auch weder Luft, noch eine andre Feuchtigkeit darinnen, vielmehr war das Gefäße zusammengefallen, und als wir es aufschnitten, gieng weder etwas Luft noch sonst irgend eine andere Flüßigkeit heraus.

Hier kann man die Frage aufwerfen, wie es zu-gieng, daß der Puls bis fünf Stunden vor dem To-de dieser Person beständig stark, voll und gleich war?

Ich antworte hierauf: 1) Bey allen Sterben-den und bey allen Leichnamen, wenn sie erkalten, wird das Blut aus den äussern Puls- und Blutadern in die innern Theile des Körpers getrieben, und eben deswegen findet man gemeiniglich viele Gefäße bey-nahe, oder völlig leer.

2) Alles Blut, wenn es stille stehet, zieht sich zusammen, und nimmt einen kleinern Raum ein, und dieser ist um desto kleiner, je mehr das Blut entzün-det war. Es ist aber noch eine andere Ursache, war-um die Blutsäule in den Gefäßen dünner ist, als daß sie an die Wände der Pulsader sollte antreffen, und weiter geführet werden können? Wenn das Blut gleich nach der Aderlaß anfängt zu stehen, so schei-net die Entzündungsrinde entweder eben so dicke, oder wohl noch viel dicker zu seyn, als das rothe Blut, ja sie nimmt bisweilen drey Viertheil von der gan-zen Höhe ein, nach und nach aber wird sie dünner, und anstatt daß sie vorher acht bis zehn Linien dicke war, beträgt sie kaum noch zwo Linien; ja sie wird wohl noch dünner. Wenn wir nun überlegen, wie stark die Entzündung des Blutes bey diesem Mädchen

war, wenn wir ferner erwägen, daß bey der Oefnung des Leichnams alles Blut polypös oder entzündet angetroffen wurde, so haben wir Grund zu schliessen, daß das Blut, welches vorhin die Gefäße ausfüllte, so daß der Puls fünf Stunden vor ihrem Ende noch wirklich voll schlug, nunmehro, weil es größtentheils aus entzündungsartiger Materie bestund, beym Stehen und wegen der Kälte des Leichnams so zusammengezogen worden war, daß es ohnmöglich an die Seitenwände der Pulsadern antreffen konnte.

Woher kam es aber, daß so viel Gefäße ganz leer waren? man hätte doch wenigstens allenthalben einen Strahl oder eine Säule, wenn sie auch noch so dünn gewesen wäre, von dieser zusammengezogenen entzündeten Materie antreffen sollen?

1) Die äusserlichen Gefäße pflegen bey Leichen ganz blos zu seyn, weil alles Blut aus vielen derselben in die innern Theile getrieben wird.

2) Ein Gefäß, worinnen man das ganze Blut bey einer Aderlaß auffängt, ist anfangs voll. Wenn die Rinde sich zu bilden anfängt, so hänget sie sich im ganzen Umfange des Gefäßes allenthalben an; wenn sie sich nun zusammenziehet, so wird sie von den Wänden des Gefäßes allmählich los getrennt, und wenn sie sich völlig zusammengezogen hat, so ist sie im Umfange kaum den dritten oder vierten Theil so groß, als anfangs; denn wenn der Durchmesser der ganzen Blutinsel 1° 4 Zoll war, so war der Umkreis der gelieferten Rinde zwölf Zoll; und nachher wenn die Insel so abnimmt, daß ihr Durchmesser 2 Zoll beträgt, so ist der Umkreis der Rinde nur sechs Zoll. Wir wollen nun dies auf die Blutsäule in den Gefäßen eines Todten anwenden: weil dann alle weiße

entzündungsartige Materie sich stark zusammenziehet, und der Faden nicht stark und dicke ist, so zerreisset er, und darzwischen bleibt also ein leerer Raum.

Diese Erklärung bestätiget sich durch die zwote Aufgabe Th. 6. Kap. 4. der Heilungsmethode. Bey dem Manne, von dem an diesem Orte die Rede ist, fanden wir gleichfalls wenig Blut, welches wässericht war, und sich in dünne Fäden verwandelt hatte; diesem hatte man aber nie zur Ader gelassen, die natürlichen Ausleerungen waren auch bey ihm nicht hinreichend gewesen, und ich und alle meine Schüler hatten uns immer gewundert, daß dieser mit der Gicht beladene Mensch beständig einen starken vollen Puls hatte. Man hätte also glauben sollen, daß alle Gefäße schlechterdings voll Blut seyn müßten, und gleichwohl waren sie so leer, und man entdeckte nur einen dünnen Faden von Blutwasser darinnen. Die Gefäße können also auch auf ähnliche Art leer seyn, wenn gleich kein Blut weggelassen worden ist, und wenn auch gleich seit geraumer Zeit die Ausleerungen durch die Ausdünstung, durch die Wege des Schweißes und des Harns noch so unbeträchtlich gewesen sind. Diesen Erfolg kann man keiner andern Ursache zuschreiben, als der Zusammenziehung des entzündeten Blutes, die so stark ist, daß sonst nichts davon übrig bleibt. Mithin war nicht das öftere Aderlassen, sondern dieses Zusammenziehen der Blutmasse an der Leere der Gefäße schuld.

Das Blut hatte sich aber nur fünf Stunden vor dem Tode dieser Person so heftig zusammenzuziehen angefangen; denn vorher fühlte man an allen Orten des Körpers einen gleichen Grad von Wärme, der den natürlichen übertraf, und immer ei-

nen vollen und starken Puls. Bey dem nur gedachten Manne, der die Gicht hatte, bemerkte man das nämliche.

Aber die erste Aufgabe Th. 6. Kap. 4. scheinet schier einiges Bedenken zu erregen. Die Weibsperson, von der daselbst geredet wird, hatte drey Wochen vor ihrem Ende eine starke Verblutung aus der Pulsader des Oberarms gehabt, und weil dieses Gefäß beym Aderlassen verwundet worden war, an selbigem eine Pulsadergeschwulst bekommen. Sobald die Wunde geheilt worden war, hatte die Erzeugung des Blutes in dem Körper dieser Person wieder statt gefunden, und auch unter der geschwollenen Pulsader konnte man die Bewegung des Blutes gehörig durch die Berührung gewahr werden; ein Umstand, der deutlich beweißt, daß das oben über der Geschwulst in der Pulsader des Oberarms laufende Blut durch die Seitenpulsadern, unter der Wunde in andre Gefäße, welche mit der Armschienenpulsader anastomosirten, und die sich nach und nach erweitert hatten, floß; man ließ ihr kurz vor ihrem Ende sechs Unzen entzündetes Blut weg, und ohngefähr eben soviel verlor sie auch durch die Verblutung. Sie starb.

Sieben Stunden nachher öfneten wir sie, und in den meisten Gefäßen waren nur Fäden, die denen ähnlich waren, die ich oben beschrieben habe, übrigens waren sie leer, ja in vielen derselben fand man nicht einmal einen Faden; im Hirnschädel hatten sich nur zwo Unzen Blut ergossen. Woher rührte der erstaunliche Blutmangel? Wo war das Blut geblieben? Es konnte nicht auf eine unmerkliche Art verschwunden seyn. Womit waren denn die Gefäße vorher angefüllt? Kann wohl der Umlauf

des Blutes eine Zeitlang fortdauern, wenn die Gefäße voll Luft sind? War das der Fall in den Körpern, die Lieutaud öfnete? Die bey der Kranken, deren Geschichte wir jetzt beschrieben haben, und bey dem mit der Gicht behafteten Manne gemachten Beobachtungen Th. 6. lassen sich auf die Art, die Lieutaud annimmt, auslegen, der letztere Fall aber nicht wohl. Denn wie gieng es zu, daß bis eine halbe Stunde vor dem Ende dieser Patientin der Puls an dem kranken Arme so stark war, da doch die Pulsader zusammengedrückt war, und der Umlauf des Blutes nur durch Seitenäste fortdauerte? Da man ferner bey der Oefnung die Blutgefäße so leer fand? Auf welche Art und Weise geschiehet der Umlauf, den die Luft in den Gefäßen machet, in den von Lieutaud angeführten Fällen?

Sechster Fall.

1775. den 24 April. Ein 25. Jahr alter Leinweber, der sich nicht zu besinnen wußte, ob er je die Blattern oder Masern gehabt hatte, oder sonst krank gewesen war, gab mir nur, als ich mich in dieser Rücksicht bey ihm erkundigte, so viel Nachricht, daß ihm seines Wissens nie etwas gefehlet habe, als daß er mitunter Anfällen vom Nasenbluten ausgesetzt gewesen war.

Vor vier Jahren hatte er drey Paroxysmen von einem dreytägigen Wechselfieber bekommen und wider dieses Uebel drey Mandeln eingenommen; ob aber in den Mandeln irgend ein besonders Mittel wider das Fieber gewesen sey, wußte er nicht anzugeben; genug sein Fieber war nach dem Gebrauch dieser Mandeln weggeblieben.

Den ganzen Sommer des 1774. Jahres war er mit der gelben Sucht behaftet gewesen, die auch den Winter immer wieder zurückgekehrt war; er hatte oft einen ziemlich heftigen Seitenschmerz in den Weichen gehabt, der nach Tische schlimmer geworden und mit einer beschwerlichen Hartleibigkeit verbunden gewesen war.

In diesem 1775sten Jahre, ohngefähr den zwanzigsten März hatte die gelbe Sucht sehr an Heftigkeit zugenommen; er empfand einen beständigen Schauer, und seine Gliedmasen schienen gleichsam wie zerschlagen zu seyn.

Er hatte sich genöthigt gesehn, ins spanische Krankenhaus zu gehn, worinn er sich auch dreyzehn Tage aufgehalten hatte; dann aber, als sich seine Umstände besserten, war er wieder herausgegangen; immer aber hatte er eine gelbe Farbe behalten.

Acht Tage lang war sein Zustand ziemlich leidlich gewesen, dann hatte sich aber der beständige Frost und Schauer wieder eingestellt, der Kopf hatte ihm weh gethan, und zugleich war er einem heftigen Husten und Durst ausgesetzt gewesen; über alle diese Zufälle hatte sich der Kranke den Tag über beklagt, die Nacht aber hatte er stark geschwitzet.

Er war also 1) lange Zeit Anfällen vom Nasenbluten ausgesetzt gewesen, hatte 2) den ganzen Sommer über die gelbe Sucht, und 3) den ganzen Winter hindurch Schmerzen in den Seiten gehabt; 4) der Anfall von der Gelbsucht, der sich den zwanzigsten März einstellte, war nicht völlig gehoben worden, sondern es war vielmehr 5) eine gewisse fieberhafte Bewegung seit dieser Zeit in seinem Körper geblieben; 6) vom sechzehnten April an bis hieher hatte er den Husten,

7) zugleich auch Blutspeyen, 8) und die goldne Ader, über die er sich vorher nie beklagt hatte, den neunten oder zehnten April bekommen, denn hatte sie sich wieder verlohren, 9) und endlich ein anhaltendes Fieber, das vielleicht schon vom neunten oder zehnten April an gegenwärtig war.

Vor sieben Tagen hatte ihn der Husten ausserordentlich geplaget, und er hatte dabey zugleich viel Blut ausgeworfen, seitdem aber nicht weiter.

Nie hatte es ihm an Oefnung des Leibes gemangelt, und aus beyden Nasenlöchern war öfters Blut abgegangen. Ueberdies hatte er, wie er uns erzählte, vor 14 Tagen einige schmerzhafte Beulen am After bekommen; die bald mehr bald weniger sichtbar gewesen, bald auch völlig vergangen waren, vorher war er aber nie während der ganzen Zeit seines Lebens einem solchen Zufall ausgesetzt gewesen. Appetit hatte er immer gehabt.

Den drey und zwanzigsten April brachte man diesen Patienten zu uns; sein Puls war schnell und gepreßt, das Othemholen geschwind und schmerzhaft; er hustete stark, und klagte über Kopfschmerzen und Durst: in der rechten Seite nach der Mitte des Unterleibes zu that es ihm weh, wenn man ihn anfühlt, und man spürte hier eine gewisse Härte. Er sahe über und über noch etwas gelb aus, hatte abwechselnd Frost und Hitze, sein Husten plagte ihn aber doch am meisten.

Weil er schon viel Tage lang ein anhaltendes Fieber gehabt hatte, so ließ man ihm zwölf Unzen Blut ab, welches in dem einen Gefäß eine gelbe Rinde bildete, die zusammengezogen vom Rande des Gefässes abgegangen war, und davon die Spitzen und

Ecken sich in die Höhe gezogen hatten: in dem andern Gefäß gieng die gelbe Rinde über das ganze Blut weg, und war gar nicht zusammengezogen, und das Blut war doch vom Anfange bis zu Ende gleich stark und gleich schnell aus der Ader gelaufen. Im zweyten und dritten Gefäß war das Blut ziemlich aufgelöset, und hielt nicht beysammen. Der Patient trank den mehrmals beschriebenen Aufguß mit Meerzwiebelsaft. — Das Blutwasser war so gelb, daß es die Leinwand färbte.

Um ein Uhr war der Puls eben so wie vorher beschaffen; der Kranke klagte weder über Frost noch über Schauer, und schwitzte gelinde: um zwo Uhr schlief er eine Viertelstunde lang; um achte schlug der Puls fünf und achtzigmal in jeder Minute, er gieng übrigens frey, der Othem war leicht, nur etwas schneller, als bey einem gesunden Menschen er hatte Husten, und warf Schleim mit ein wenig Blut vermischt aus. Um fünf Uhr setzte man ihm ein Klystier von blossem Salzwasser, damit es den Stuhlgang nicht färben sollte, und nach einer Viertelstunde gab er etwas gelbgefärbte Exkremente von sich. Um sieben schlug der Puls sechs und achtzigmal, und der Grad seiner Wärme war hundert und eins. Ausserdem war der Puls und Othem nicht übel beschaffen.

Die Zunge sah weißlicht aus, die Eßlust mangelte nicht völlig, der Durst war nicht stark, der Kranke trank aber doch gut, und zwar $1\frac{1}{2}$ Kannen in neun Stunden.

Der erste Urin sahe sehr dunkel aus, und färbte stark; der übrige aber war nicht so dunkel, und färbte wenig; weil der Patient häufig trank, ließ er auch viel Urin.

Mitunter machte ihm das Husten viel Beschwerde und er warf nichts aus, als ein wenig Schaum, der mit Blute vermischt war; wir verordneten ihm deswegen einen Leckſaft aus gleichen Theilen Mandelöhl, Quittenkernenschleim, und weissen Mohnsyrop.

Der Kopf that ihm immer noch weh, und wenn er hustete, beklagte er sich auch über Schmerzen in den Seiten; die Nacht hustete er bisweilen, und er empfand Schauer; er schwitzte ein wenig, und schlief wohl.

Den vier und zwanzigsten April war der Grad seiner Wärme hundert und eins, und die Zahl der Pulsschläge fünf und achtzig; das Othemholen war beynahe ganz natürlich, und er trank gut, ob er schon nur mässigen Durst hatte: die gelbe Farbe war etwas verschwunden, der Kopf- und Seitenschmerz aber dauerte noch fort: man legte Umschläge von Wasser und Essig auf den Kopf; diesen ganzen Tag verschlimmerten sich die Umstände nicht im mindesten, der Kranke bemerkte aber, daß der Husten heftiger wurde, wenn er sich auf die linke Seite legte.

Um drey Uhr, da er über eine gewisse Schwere und über Schmerzen im Leibe klagte, setzte man ihm ein Klystier, worauf viel harter Unrath, der fast Schaafnorbeln ähnlich war, von ihm gieng.

Um sieben Uhr wiederholte man dieses Mittel: der Grad seiner Wärme war hundert und zween, und die Zahl der Pulsschläge neunzig; der Puls und Othem waren von keiner übeln Beschaffenheit, der Auswurf war schleimicht und wässericht, ohne Blut, und der Stuhlgang kam mit dem vorhergehenden überein.

Die Farbe des Urins war beynahe ganz natürlich; bald färbte er noch etwas, bald aber gar nicht, ausserdem aber hatte er weder eine Wolke, noch einen Bodensatz.

Am Abend sagte mir der Kranke, daß ihm sein Kopf nicht mehr so sehr schmerzte, als vorher; er hustete aber etwas öfter; die Nacht über schlief er gut und lange, doch wachte er alle Viertel und halbe Stunden einmal auf, und schwitzte etwas; er hatte einen Löffel voll Diakodiensyrop eingenommen.

Den fünf und zwanzigsten April war die Zahl seiner Pulsschläge fünf und achtzig. Der Puls sowohl, als der Othem waren etwas geschwinder, als bey einem gesunden Menschen; er klagte über eine Schwere seines Kopfs, doch hatte er keine wirklichen Kopfschmerzen; über den Unterleib führte er keine Klagen.

Um halb 12 Uhr fiel ihm ein Tropfen Blut aus dem linken Nasenloche; um sechse hustete er öfter und stärker, als vorher: um halb 8 Uhr war der Grad seiner Wärme hundert und drey, und der Puls schlug neunzigmal in jeder Minute. Das Othemholen war sehr geschwind und die Zunge sahe weiß, übrigens hatte der Kranke Appetit, aber wenig oder keinen Durst; er trank indeß doch eine Kanne Hafertrank mit Honig und Salpeter.

Aller Urin war etwas von Galle gefärbt; der gestern abgelassene hatte in einem Gefäß kleine Krystallen, und der heutige ebenfalls nur in einem Gefäß eine Wolke gebildet, und etwas Sand abgesetzt.

Der Stuhlgang nach dem Klystiere war wie der gestrige beschaffen, er sahe blaßgelb aus, und war in gröfferer Menge, als gestern, abgegangen; der Hu-

sten war heftiger, der Auswurf schaumicht und unbeträchtlich.

Täglich nahm der Patient ein Maaß von dem auflösenden Dekokt, und eben so viel Hafertrank zu sich, und gegen die Nacht gebrauchte er eine Unze Diakodiensyrop mit sechs Tropfen flüssigen Laudanum des Sydenham.

Am Tage schlief er mitunter eine kurze Zeit; sein Kopf war ihm leichter, als vorher, aber er klagte sehr über Seitenschmerz und über die Empfindung einer unangenehmen Schwere in der Gegend unter den kurzen Rippen.

Um zehn Uhr flossen aus dem linken Nasenloche mehr als zwo Unzen Pulsaderblut ab, der Husten war sehr beschwerlich, die Nacht über schlief der Patient gut, und schwitzte auch, nach Mitternacht giengen wieder etliche Tropfen Blut aus dem linken Nasenloche ab; der Husten war jetzt minder heftig.

Den 26. April war der Grad der Wärme hundert und zwey, und die Zahl der Pulsschläge fünf und achtzig; der Puls und Othem hatten eine vollkommen gute Beschaffenheit, nur bemerkte man an beyden einige Geschwindigkeit.

Um halb 8 Uhr blutete der Kranke wieder aus dem linken Nasenloche; (die Menge des gestern und heute abgegangenen Blutes betrug zusammen 5 Unzen, und das meiste war aus Pulsadern geflossen.)

Um zehn Uhr war ihm der Kopf leichter, und der Puls schlug acht und achtzigmal; um halb vier Uhr blutete er aus dem linken Nasenloche wieder zwo Unzen, und um sechse eine Unze: halb acht Uhr war der Grad der Wärme hundert und drey, und der

Pulsschlag zwey und neunzigmal, die Rinde auf der Zunge war nicht so weiß mehr als sonst. Heute hatte der Kranke Durst, und er trank so viel, als gestern.

Der Urin färbte die Leinwand immer noch; er fieng an eine Wolke zu bekommen, und diese fiel einigermaßen zu Boden.

Nach dem Klystiere gab der Patient eine ziemliche Menge gelber Exkremente von sich, die von natürlicher Beschaffenheit und Konsistenz waren, wie öfters zuvor: der Auswurf blieb schaumicht; eben die beruhigende Arzeney, die schon oben beschrieben worden ist, nahm der Patient wieder ein, und gegen Abend verschlimmerte sich sein Husten aufs neue.

Er saß heut eine halbe Stunde ausser dem Bette, klagte sehr über Kälte und schlief mitunter: in den Händen und auf den Schultern hatte er Schmerzen, die fast von rheumatischer Art waren; besonders in der rechten Seite waren ihm die Schmerzen sehr beschwerlich, und er sagte, daß er eine Schwere in seinem Unterleibe spürre; zu Anfange der Nacht schlief er gut, nachhero aber weniger, doch fand er keine Ursache sich über neue Zufälle zu beklagen, sondern seine Umstände blieben vielmehr so, wie sie vorher gewesen waren.

Den 27. April war der Grad seiner Wärme hundert und zween, und die Zahl der Pulsschläge fünf und achtzig; der Othem war beynahe vollkommen gut, es flossen wieder etliche Tropfen Blut aus dem linken Nasenloche ab, und um neun Uhr aufs neue zwo Unzen, in allem also waren zehn Unzen Blut abgegangen. Er saß am Tage anderthalb Stunden ausser dem Bette und gieng im Zimmer herum: um vier Uhr verlohr er wieder etliche Tropfen Blut aus

eben dem Nasenloche, um sechse war der Husten stärker und öfter als gewöhnlich; um sieben Uhr zählte man in jeder Minute 98 Pulsschläge, und der Grad der Wärme war hundert und vier; das Othemholen war schneller und wegen des Hustens beschwerlicher, als sonst; beym Husten warf er ein schaumichtes Wasser aus; die Zunge sahe nicht mehr so weiß als vordem; übrigens hatte er Lust zu Essen, Durst, und trank wie gewöhnlich.

Der Urin färbte immer noch, und hatte auf dem Boden eine Wolke; der, welcher noch von den ersten Tagen aufgehoben war, gieng jetzt in eine Verderbniß über.

Nach dem Klystiere hatte der Patient einen reichlichen Stuhl, der wie ein Mehlbrey aussah, der mit Sauerteig in Gährung gegangen, und dünner geworden ist: nach etlichen Stunden bekam er von selbst festern gelben Stuhl. Der Kopf that ihm nicht weh, wenn er aber stark Husten mußte, klagte er über Schmerzen auf der Brust und in den Seiten.

Um zehn Uhr schlug der Puls hundert und fünfmal, und der Othem gieng geschwind; überdies empfand der Kranke eine beschwerliche Hitze, besonders im Kopfe; der Husten hatte nachgelassen; die erste Hälfte der Nacht schlief er gut, die andre nicht so ruhig, er befand sich aber doch im Ganzen nicht schlimmer.

Den 28. April war der Grad seiner Wärme hundert und drey, und die Zahl der Pulsschläge acht und achtzig; das linke Nasenloch fieng wieder an zu bluten; die Zunge war noch etwas unrein; er hatte übrigens nicht viel Durst, sahe nicht mehr so gelb, als vordem, aus, und bekam häufigen grünen

Stuhl, der gleichsam gährend war, (diese Farbe kam vermuthlich vom Spinat, den der Kranke gegessen hatte, her.) Heute saß der Patient drey Stunden ausser dem Bette, gieng öfters herum, und schlief beynahe gar nicht.

Nachmittage um vier Uhr hatte er einiges Leibesschneiden und etwas Stuhlgang; man gab ihm hierauf ein Oehlklystier; um sieben Uhr schlug der Puls neunzigmal; der Kranke hatte Appetit und Durst, er trank ein Maaß Haberdekokt; der wenige Auswurf war schaumicht, wässericht, aber nie gelb: nach dem Klystier hatte er wieder einige Oefnung.

Der Urin war gelb gefärbt, die Wolke fiel zu Boden, und es sammelte sich auch ein Bodensatz. Der Kranke klagte über Hitze im Kopfe und über Müdigkeit; um halb acht Uhr fielen etliche Tropfen Blut aus dem linken Nasenloche, und die Nacht schlief er auf die beruhigende Arzeney nicht viel.

Den 29. April schlug der Puls fünf und achtzigmal, der Othem war fast ganz natürlich, aber der Kranke klagte, daß ihm sein aufgetretener Leib weh thät, und er nahm, um diesen Schmerz zu lindern, zwo Unzen Angelikwasser ein.

Um neun Uhr blutete er ein wenig aus dem rechten Nasenloche; er hatte Oefnung, der Leib war aber immer noch aufgetrieben; er nahm deswegen noch zwo Unzen Angelikwasser ein; um vier Uhr flossen zwo Unzen Blut aus dem rechten Nasenloche ab, er beschwerte sich beständig über die Spannung des Unterleibes, und bey der Untersuchung fand ich denselben wirklich sehr gespannt, wiewohl der Patient siebenmal Oefnung gehabt hatte. Die Exkremente waren grün, man hatte ihm aber ohne mein Wissen

wieder Spinat zu essen gegeben; ich verbot daher diese Speise vor die Zukunft, um von der Farbe des ofnen Leibes mit mehrerer Zuverläßigkeit urtheilen zu können; unter diesem Stuhl waren wiederum viele, die gleichsam heftigt zu seyn schienen. Bisweilen hatte der Patient Leibesschneiden, er war übrigens lange ausser dem Bette und konnte gemächlich herumgehen. Um achte war der Grad seiner Wärme hundert und vier, und die Zahl der Pulsschläge hundert; der Puls war hart, das Othemholen wurde ihm ziemlich schwer, und der Husten machte ihm viel Marter; die Zunge war nicht sehr unrein; er hatte übrigens Appetit und Durst, und trank gehörig. Man gab ihm eine Emulsion, und mischte unter jedes Pfund derselben zwo Unzen Diakodiensyrop.

Der Urin war stark gefärbt, auch hatte er eine Wolke, die zu Boden sank, und einmal auch einen wirklichen Bodensatz.

Da der Schmerz und die Geschwulst des Unterleibes immer noch anhielt, so ließ ich einen erweichenden und zertheilenden Breyumschlag auflegen; der Kranke schlief nicht länger als drey Stunden, ob er gleich die beruhigende Emulsion und überdem noch eine halbe Unze Diakodiensyrop mit acht Tropfen Laudanum eingenommen hatte; ein einzigmal bekam er ofnen Leib, und gab weißgelbe Exkremente von sich; von vier Uhr an schlief er besser, als vorher.

Den 30. April war der Grad seiner Wärme hundert und zween, und die Zahl der Pulsschläge neunzig; er sahe nicht mehr so gelb aus, klagte aber noch über seinen Unterleib; man gab ihm ein Klystier, das aber nicht sonderlich wirkte: es fielen ihm auch etliche Tropfen Blut aus dem rechten Nasenloche.

Um ein Uhr war der Leibesschmerz ziemlich heftig; der Puls war harte und sehr schnell, und der Othem von ziemlich schlechter Beschaffenheit. Alle Blutausleerungen, denen der Patient ausgesetzt gewesen war, entschieden also nichts, und die Krankheit nahm vielmehr an Heftigkeit zu, anstatt daß sie abnehmen sollte; man ließ ihm dahero in vier Minuten zwölf Unzen Blut ab, das im ersten und zweyten Gefäß eine Rinde bildete, die sich nicht zusammenzog; das rothe Blut war nicht dicker, als es bey gesunden Menschen zu seyn pflegt.

Um halb vier Uhr schlug der Puls hundertmal, der Husten stellte sich oft ein, und wurde dem Kranken beschwerlich; er hatte auch noch Leibschmerz. Um sieben Uhr war die Zahl der Pulsschläge hundert, der Grad der Wärme hundert und vier; der Husten war häufig, aber schwach. Man gab dem Patienten jetzt einen Leckſaft aus zwo Unzen frischgepreßten Mandelöhl, einem Eydotter, und einer Unze Altheesyrop: die Zunge sahe dunkelbraun aus, der Durst war mäßig, und der Kranke trank ein Maaß Haberdekokt.

Der Urin war dunkel und in einigen Gefäßen, worinn man ihn aufbewahrte, lag eine Wolke auf dem Boden, der, welcher an diesem Tage zuerst gelassen worden war, wurde schwarz: Der Kranke beklagte sich immer noch über den Leib, und er hatte zu verschiedenenmalen dunkeln breyartigen Stuhl.

Die Krankheit wurde also wirklich bösartig: beym ersten Anfalle der gelben Sucht, das ist am 20 März, war das Fieber zum Vorschein gekommen, es hatte nur wenig Tage ausgesetzt, und vielleicht die ganze Zeit über den Kranken nie ganz verlassen; als

ler Stuhl war breyartig und braun, und der Urin hatte einen Bodensatz.

Das fortdaurende Nasenbluten war nichts entscheidendes, ich fuhr dahero mit den auflösenden Mitteln fort, gab dem Kranken darzwischen einen Aufguß von Chinarinde, und ließ Blasenpflaster an die Füße setzen. Die am vorhergehenden Tage verordnete beruhigende Arzeney nahm er nur zur Hälfte, worauf er lange schlief.

Den ersten May war der Grad der Wärme hundert; alle Umstände des Patienten waren leidlicher, er verlor zwo Unzen Blut aus dem rechten Nasenloche, und hatte dunkeln breyartigen Stuhl: die Rinde befördert also die kritischen Ausleerungen.

Um zehn Uhr hatte er wieder zweymal Oefnung des Leibes; das erstemal gab er viel feste Exkremente, das andremal aber flüßigere von sich, beydemal waren sie dunkelbraun gefärbt. Bisweilen hatte er noch Schneiden im Unterleibe, im Ganzen aber nicht mehr so heftige Leibesschmerzen als vorher. Auf der Zunge schien sich hin und wieder eine neue weiße Rinde zu zeigen; der Puls und der Othem waren nicht schlimmer, und es fielen ihm aufs neue etliche Tropfen Blut aus dem rechten Nasenloche.

Um halb vier Uhr brach er ein wenig Schleim weg, hernach aber nicht wieder; um halb achte war der Grad seiner Wärme hundert und zween, und die Zahl der Pulsschläge hundert; der Appetit war schlecht, die Blasenpflaster zogen gut: das Wasser, das aus den Blasen, die die Pflaster gezogen hatten, abfloß, färbte die Leinwand dunkelgelb.

Aller abgegangene Urin war dunkelgelb, zweymal hatte er einen Bodensatz, der wie klares Ziegelmehl aussah, von welcher Art derjenige zu seyn pflegt, der in viertägigen Fiebern gewöhnlich abgeht. Der Kranke hatte siebenmal Oefnung, zwar gab er nicht bey jeder viel Exkremente von sich, aber zusammengenommen war doch die Menge derselben ziemlich beträchtlich; theils waren sie dünne, theils breyartig und gekocht, ausser daß sich etliche große Stücken Pflaumen, die er verschluckt hatte, drinnen befanden: sie sahen alle dunkelgelb aus, mitunter auch hellgelb: er hustete wenig, saß drey Viertelstunden ausser dem Bette, und schlief am Tage verschiedenemal eine kurze Zeit; auf die schon mehrmals angewendete beruhigende Arzeney, die er heute wieder einnahm, hatte er eine sehr gute Nacht.

Den zweyten May zogen die Blasenpflaster gut; der Patient war in allem Betracht besser, er hatte in sechs und dreyßig Stunden das Dekokt von vier Unzen China genommen, und fuhr mit dem auflösenden Trank fort. Sieben bis achtmal hatte er heut ofnen Leib, aber allemal gab er nur wenig, mannichmal breyartige, mannichmal dünne und mit nicht gekochtem Stuhlgange vermischte Exkremente von sich.

Aller Urin hatte Bodensatz, der wie Ziegelmehl aussah, und aller Stuhl war von der Galle gehörig gefärbt. Er saß anderthalb Stunden ausser dem Bette auf einem Stuhle, hatte zu keiner Speise Appetit, als zum Obst, auch spürte er keinen Durst; die Zunge war nicht so dunkelbraun als vorher, der Husten fast ganz verschwunden, und das Nasenbluten setzte heut völlig aus.

Abends um sieben Uhr war die Zahl der Pulsschläge fünf und neunzig, und der Grad der Wärme hundert und eins; wegen der häufigen Oefnungen und des Leibschneidens nahm er zu Anfange der Nacht einen Löffel voll Diakodiensyrop mit zehn Tropfen flüßigen Laudanum, und in der Nacht noch eine ähnliche Dose von diesem Mittel; er schlief gut, klagte nur ein einzigesmal über Leibschmerzen, und hatte gar keine Oefnung.

Den dritten May war der Grad seiner Wärme hundert und zween, und die Zahl der Pulsschläge hundert; der Puls sowohl als der Othem war gut, der Husten selten, und der Auswurf ein paarmal gekocht; die Zunge sah dunkelbraun aus, in Rücksicht auf die gelbe Sucht habe ich seit drey Tagen keine Veränderung bemerkt, der Stuhlgang aber war von der Galle hinlänglich gefärbt. Bisweilen klagte der Kranke über Kopfschmerzen, doch befand er sich übrigens wohl, und hielt sich drey Stunden lang ausser dem Bette auf. Der Puls war gut, und schlug mehrentheils in jeder Minute hundertmal.

Um halb 8 Uhr war der Grad der Wärme hundert und zween; die Zunge war fast ganz rein, der Appetit nicht stark, und der Durst ganz weg; er hatte viermal Oefnung, und einmal gab er viel derben Stuhl, die andernmale flüßige Exkremente von sich, die aber allemal gelb aussahen.

Den vierten May war der Grad der Wärme hundert und eins, die Zahl der Pulsschläge fünf und neunzig; der Patient sahe nicht mehr so gelb aus, als sonst, er befand sich wohl, und fuhr abwechselnd eine Stunde um die andre mit dem Chinaaufguß und

dem auflösenden Dekokt fort: da das Fieber schwach war, und man wirksamere Mittel wider die gelbe Sucht geben mußte, so that man unter zwey Pfund von dem auflösenden Dekokt zwo Hände voll Bachbungen.

Am Tage, als der Kranke sich ausser dem Bette aufhielt, schlug sein Puls hundertmal; er saß vier Stunden lang auf, schlief am Tage abwechselnd, und hatte zweymal von selbst häufigen breyartigen Stuhl; der Urin färbte noch sehr: Abends war der Grad der Wärme hundert und eins, und die Zahl der Pulsschläge acht und neunzig; bisweilen hatte er einiges Leibschneiden, auch war der Leib noch etwas gespannt.

Nach der ersten Gabe der beruhigenden Arzeney schlief er von neun bis zwölf Uhr, dann war er vier Stunden lang wachend, wiewohl man ihm noch eine Gabe von dem nämlichen Mittel gegeben hatte; um drey Uhr verlohr er ohngefehr ein Quentgen Blut aus dem rechten Nasenloche, und schlief von vier bis sechs Uhr.

Den 5. May war seine Wärme hundert und einen Grad, und der Puls schlug in einer Minute acht und neunzigmal; der Othem war natürlich, und die Zunge etwas unrein, der Leibschmerz hatte sich ganz verlohren, doch klagte der Kranke noch über eine Spannung und über eine gewisse Schwere im Unterleibe, der auch in der That etwas aufgetreten, und nicht ganz weich war; am Tage schlief er bisweilen, und hielt sich vier Stunden ausser dem Bette auf. Des Abends um sieben war der Grad seiner Wärme hundert und eins, und die Zahl der Pulsschläge fünf und neunzig; der Othem war ohne Tadel, die Zun-

ge aber noch nicht völlig rein; der Patient hatte mäßig Appetit, aber gar keinen Durst. Der Urin färbte sehr stark gelb, und der, welcher gestern gelassen worden war, roch übel, und hatte eine Wolke: zweymal bekam der Kranke von selbst reichlichen breyartigen natürlichen und gefärbten Stuhl; er hustete wenig oder gar nicht, die durch die Blasenpflaster hervorgebrachten Wunden eyterten vom dritten May an; der Leib that dem Patienten zwar nicht sonderlich weh, war aber doch gespannt; er nahm jetzt einen Gran in Wasser aufgelößtes Opium auf zweymal ein, schlief aber nur wenig; die Spannung des Leibes war der Zufall, über den er sich am meisten beklagte.

Den sechsten May war der Grad seiner Wärme hundert und eins, und der Puls schlug fünf und neunzigmal; der Kranke holte natürlich Othem, er hatte heftiges Kollern im Leibe, man legte ihm daher einen erweichenden Breyumschlag mit viel Kamillenblüthen auf; den Tag über saß er ausser dem Bette und schlief eine halbe Stunde.

Am Abend war der Grad der Wärme und der Puls so, wie früh, beschaffen; der Urin färbte noch, und wenn er stand, wurde er dunkelbraun. Zweymal bekam der Patient vom freyen Stücken gelben, breyartigen, reichlichen Stuhl; er schlief ohne Opium eingenommen zu haben gut, und in der Nacht fielen ihm etliche wenige Tropfen Blut aus dem rechten Nasenloche: der Leib war gespannt und that ihm weh.

Den siebenten May blieb der Grad der Wärme 101, die Zahl der Pulsschläge aber war nur 80: er sahe zwar noch gelb aus, doch mehr auf der Brust und

an den Armen, als in den Augen und im Gesichte; der Leib war gespannt, und es kollerte drinnen herum. „Wenn die Gelbesucht sich in die Wassersucht verwandelt, so sieht es um den Kranken schlimm aus.“ Wenn er ausser dem Bette saß, so waren die Füße auf der obern Seite angelaufen und etwas schwer; heut nahm er die Mixtur und das Chinadekokt wechselsweise; denn vor dem Aufgusse der Queckenwurzel u. s. f. eckelte ihm; überdem hatten sich auch seine Umstände geändert, und erforderten also andre Mittel; ich ließ ihn von folgender Mixtur Gebrauch machen: Nimm zwey Quentgen geblätterte Weinsteinerde, drey Unzen Meerzwiebelsaft, und sechs Unzen Petersilienwasser, mische alles untereinander. Ueberdies verordnete ich eine Salbe aus zwo Unzen Schweinsbrodsalbe, anderthalb Unzen Lorbeerensalbe, und zehn Tropfen abgezogenes Wachholderöhl, womit er täglich 4mal seinen Unterleib reiben mußte. Er saß vier Stunden ausser dem Bette; er hatte mehr Durst, aber weniger Appetit als sonst; im Urin war noch viel Galle; in dem einen Gefäß, worinn derselbe gestanden hatte, sammelte sich eine weiße Materie, und in dem andern etwas Sand auf dem Boden an; der Kranke bekam heute dreymal von selbst reichlichen ofnen Leib, die bey der ersten Oefnung abgegangenen Exkremente waren nicht sehr, die bey der andern und dritten aber gehörig gelb gefärbt; die Wunden der Blasenpflaster eyterten und liefen nicht mehr recht; bisweilen war der Husten trocken; in der Nacht befand sich der Kranke ohne Opium eingenommen zu haben, ruhig, er hatte zweymal viel gelben Stuhl, und klagte nicht so sehr über den Leib.

Den achten May war der Grad seiner Wärme hundert, und die Zahl der Pulsschläge achtzig. Man fieng nunmehro an, ihm den Gebrauch folgender Ar-

zeneyen zu verordnen: Nimm zwey Quentgen frische Meerzwiebelzehen, ein Quentgen Macisblätter und eben soviel Fenchel, gieß ein Pfund weißen österreichischen Wein darauf, und laß diese Mischung vier und zwanzig Stunden im Wasserbad stehen; hiervon nahm er früh und Abends jedesmal einen Löffel voll, und ausserdem bediente er sich den ganzen Tag über der Mixtur mit dem Meerzwiebelsafte, und trank täglich vier Schälgen Chinaaufguß.

Der Unterleib verursachte jetzt wenig Beschwerden, weil man denselben täglich viermal mit der obigen Salbe rieb; die Füße waren bisweilen geschwollen, aber er saß öfters und lange ausser dem Bette, und sagte, daß er sich in allen Stücken besser, als sonst, befände. Die Menge des abgehenden Urins vermehrte sich in etwas, und der Urin selbst war nicht mehr so dunkel; er hatte ein oder etlichemal einen weißen Bodensatz, und oben drauf ein schwimmendes Oehl, das Pfauenschwanz ähnlich gefärbt war; zweymal bekam er reichlich, gelben, breyartigen Stuhl, die Wunden der Blasenpflaster trockneten; der Grad der Wärme war neun und neunzig, der Puls schlug sechs und siebzigmal, und der Patient schlief die Nacht über gut.

Den neunten May war die Zahl der Pulsschläge siebzig; der Puls sowohl als der Othem waren natürlich; der Kranke sagte, daß sein Leib ihm nunmehro schon leichter wäre, er war auch in der That nicht so stark gespannt, als vorher. Beyde Fußblätter waren etwas geschwollen, man rieb sie daher mit Tüchern, die mit Gewürzen durchräuchert waren; übrigens nahm er früh und Abends zween Löffel voll Meerzwiebelwein zu sich, meinbe spürte man keine schwappernde Bewegung vom Wasser mehr.

Den Tag über, wenn er sich ausser dem Bette aufhielt, fand er weniger Ursach, sich über seinen Unterleib zu beklagen, als zu der Zeit, wenn er im Bette lag; Nachmittage schlief er eine Stunde; er hatte von selbst breyartigen dicken Stuhl, gab weniger gefärbten Urin von sich, und in diesem war ein weißer, glatter Bodensatz und etwas Sand, und auf der Oberfläche desselben bemerkte man eine Haut; die Nacht war ruhig.

Den 10. May war der Puls, der Othem und der Unterleib gut. letzterer fühlte sich auch weicher an, als sonst; der Kranke gestund selbst, es wäre ihm besser, man spürte keine schwappernde Bewegung, wie vom Wasser im Leibe, und früh schlug der Puls siebzigmal: heute nahm er dreymal zween Löffel von seinem Meerzwiebelwein, und die Füße wurden früh und Abends mit durchräucherten Tüchern gerieben.

Er hatte heute einmal gelben reichlichen Stuhl von freyen Stücken, und immer noch gefärbten Urin mit einem fast ganz weißen Bodensatze; der gestrige roch bereits sehr übel, auch war Sand drinnen.

NB. Ist es wohl ein schlimmes Zeichen, wenn der Urin sobald stinkend wird?

Bisweilen allerdings, aber andremal auch wieder nicht; wie ich schon oft gesagt habe.

Vor zwölf Uhr schlief der Patient nicht, dann aber drey Stunden lang, und hatte noch einmal offnen Leib, der so wie der vorhergehende beschaffen war.

Den eilften May früh schlug der Puls acht und sechzig, und des Abends siebzigmal: den Tag

über gieng der Kranke viel herum, er trank wenig, und ließ mehr als ein Maaß Urin ab, der nicht so stark mehr gefärbt war, als der vorhergehende, und oben eine Haut hatte: einmal bekam er wie gewöhnlich Stuhlgang, die Wunden der Blasenpflaster waren trocken; in der Nacht befand er sich gut, und er hatte noch einmal Oefnung, die der vorhergehenden gleich war.

Den dreyzehnten May war der Grad seiner Wärme hundert, und die Zahl der Pulsschläge achtzig; er hatte oft einen trocknen Husten, und in seinem Munde spürte er eine Trockenheit: schlief den Tag über eine halbe Stunde lang, hatte gewöhnliche Oefnung, und zwar sehr reichlich, der Stuhlgang war diese ganze Zeit über gehörig gefärbt, nun aber wurde er blaßgelb: ein Maaß Urin, welchen er von sich ließ, war weniger gefärbt; die Nacht vergieng gut, und der Patient hatte in derselben eben dergleichen ofnen Leib.

Den vierzehnten May war der Grad seiner Wärme neun und neunzig, und die Zahl der Pulsschläge siebzig; der Leib fiel ein, der Unterleib nahm merklich ab, und that ihm nicht weh, auch die Geschwulst der Füße setzte sich: aber den ganzen Tag plagte ihn der trockne Husten; ofnen Leib hatte er wie bisher, auch ließ er heute zwey Pfund Urin, worinn kleine Salzspitzgen waren.

Abends schlug der Puls vier und siebzigmal; die Wärme des Patienten war neun und neunzig Grad; der Husten war so arg und kehrte so oft wieder zurück, daß der Kranke bis die Nacht um eins nicht schlafen konnte; nachher aber schlief er gut.

Am 15. May war seine Wärme hundert Grad, und der Puls schlug siebzigmal in jeder Minute; in Ansehung des Hustens beobachtete man keine Veränderung; man gab ihm daher von Nachmittag drey Uhr an aller zwo Stunden eine Gabe von folgendem Pulver. Nimm zwölf Gran Mineralkermes, eine Unze Diatraganthpulver, zween Gran reines Laudanum, und mache zwölf Pulver draus; jedesmal nahm er ein Schälgen von nachstehender Mixtur darauf: Nimm zwo Unzen Meerzwiebelsaft, ein Quentchen ungewaschenes schweißbeförderndes Spiesglas, und sechs Unzen Klatschrosenwasser; übrigens fuhr er aber auch mit den vorigen Arzeneyen fort.

Er ließ drittehalb Pfund Urin ab, und hatte gehörigen ofnen Leib; auch schlief er eine halbe Stunde, und war übrigens so munter und stark, daß er den ganzen Tag ausser dem Bette zubrachte; in der Nacht schlief er gut.

Den 16. May war der Grad seiner Wärme neun und neunzig, und die Zahl der Pulsschläge siebzig; der Husten war selten, und der wenige Auswurf schaumicht und mit Schleim vermischt; der Unterleib schien weicher und nicht mehr so stark als sonst, zu seyn, die Füsse waren bisweilen noch etwas geschwollen, er war den Tag über fast beständig ausser dem Bette, gieng in der Stube herum u. s. w.

Heute durstete er, und ließ drey Pfund Urin, der gelb färbte; er hatte gleichwohl zwey Pfund Getränke zu sich genommen, und also treibt diese Mixtur bey angehenden Wassersuchten nicht stark genug: zum Essen hatte er Appetit; der Leib war heute verstopft: die Nacht hindurch schlief er ruhig, der Husten aber weckte ihn oft auf, und er blutete auch ein wenig aus dem linken Nasenloche.

Den 17. May war seine Wärme hundert Grad, und der Puls schlug acht und siebzigmal; Da er weder ofnen Leib, noch hinlänglichen Abgang von Urin hatte, so gab man ihm folgendes abführendes Mittel: Nimm vier Unzen Wiener Laxiertränkchen, ein Quentchen Rhabarbarpulver, laß es eine Nacht stehen, und früh einen Augenblick wallen, seihe es dann durch, und mische zwölf Gran zerflossenes Weinsteinöhl drunter; hierauf bekam er achtmal theils flüssigen, theils brevartigen gelblichten und dunkelgelben reichlichen Stuhl, anderthalb Stunden nach dem Gebrauch dieses Mittels war der Urin schon dunkelgelb, der Patient spürte oft einen Reitz zum Harnlassen, er gab aber nicht sonderlich viel von sich; den Abend hustete er stärker, und er fieng jetzt an alle Stunden Altheetäfelgen einzunehmen.

Abends war der Grad seiner Wärme hundert und zwey, und die Zahl der Pulsschläge sechs und achtzig; der gestern gelassene Urin roch faul, und hatte eine Wolke und kleine Saltzspitzgen; wenn der Kranke ausser dem Bette saß, so holte er leicht, wenn er aber lag, schwerer Othem; er nahm eine Unze Diakodiensyrop ein und schlief die Nacht hindurch gut.

Den 18. May war die Wärme des Patienten hundert und zween Grad, und der Puls schlug in jeder Minute neunzigmal; der Leib war ziemlich gespannt, und man fühlte auch eine gewisse schwappernde Bewegung; ich ließ also die vorherigen Arzeneyen aussetzen, und ihm nunmehr alle Morgen folgende Mischung auf zweymal einnehmen: Nimm eine halbe Unze lebendige Kellereseln, zerreibe sie in drey Unzen gemeinen Wein, seihe die Flüssigkeit durch und thue eine Unze Fenchel, eine Unze Petersilgen-Wasser und eine Unze abgezogenes Wasser von den fünf eröfnenden

Wurzeln dazu, und mische alles untereinander. Auch ließ ich ihm zur Beförderung der Absonderung des Harns etwas Oestereichischen Wein bey Tische trinken.

Am Abend war der Grad seiner Wärme hundert und zwey, und die Zahl der Pulsschläge neunzig; Durst hatte der Kranke nicht, aber zweymal gehörig Oefnung des Leibes; er gab nur ein Pfund Urin von sich; die Nacht war wegen des häufigen kurzen Hustens unruhig.

Den 19. May war seine Wärme hundert und drey Grad, und der Puls schlug neunzigmal in jeder Minute. Er nahm die auf oben beschriebene Art zubereiteten Kellereselaufs neue ein, und klagte den ganzen Tag über nichts; er saß fast beständig auf, hatte aber immer einen kurzen Husten.

Abends war der Grad seiner Wärme hundert und zwey, und die Zahl der Pulsschläge sechs und neunzig; der Husten hielt noch, wie vorher, an, der Leib war etwas gespannt, und die Füsse ein wenig geschwollen; er hatte zweymal von selbst Oefnung, und ließ anderthalb Pfund Urin, der gelb färbte; die Nacht war besser, als die vorige.

Den 20. May war seine Wärme hundert und ein Grad, und der Puls schlug zwey und neunzigmal; der Husten kam seltner, die Füsse waren weniger geschwollen, als vorher; er beklagte sich sonst über keine andern Zufälle; der ofne Leib fehlte.

Abends war die Wärme hundert und zween Grade, die Zahl der Pulse vier und neunzig. Der Harn war von der Galle gefärbt, auch hatte er einen rothgelben Bodensatz, eine Haube, und einen feinen

Sand; in vier und zwanzig Stunden giengen zwey Pfund davon ab, die Nacht hatte der Patient Durst, schlief aber gut.

Den 21. May war der Grad der Wärme hundert und zwey, und die Zahl der Pulsschläge neunzig; der Urin, die Augen und die Haut des Körpers sahen gelb aus, der Kranke hatte die Bauchwassersucht, die Füsse, besonders der linke waren etwas geschwollen; er bekam von freyen Stücken Oefnung des Leibes, die nicht so beschaffen war, wie bey der gelben Sucht gewöhnlich ist.

Am Abend war seine Wärme hundert und zween Grad, der Puls schlug fünf und siebzigmal, und zwar etwas schwach; der Kranke hatte nicht viel Durst, aber guten Appetit; er trank ein Pfund Oesterreicher Wein, um zu bemerken, ob etwa der Urin darnach häufiger abgieng; er hustete übrigens etwas öfterer als sonst, und schlief am Tage zwo Stunden; in der Nacht hustete er bisweilen, schlief aber drey Stunden und klagte über Leibesschmerzen.

Am 22sten May war der Grad seiner Wärme hundert und zwey, und in jeder Minute zählte man 75 Pulsschläge; der Puls war übrigens ziemlich schwach, und der Husten überfiel den Kranken öfters; da bisher die Urintreibenden Mittel die gehofte Wirkung nicht hatten hervorbringen wollen, so machte ich einen Versuch, ob etwan die angesammelten Wasser sich durch den Stuhl leichter ausleeren liessen, weil der Patient bisweilen Leibschneiden hatte, ich verordnete ihm daher bey frühestem Morgen folgende Mixtur. Nimm zwölf Gran Jalappharz und drey Quentchen Wachholdergeist, laß das Harz in dieser Feuchtigkeit gehörig zergehen, und mische dann eine halbe Unze balsamischen Syrop darunter. Hierauf bekam er

sechsmal Oefnung des Leibes mit Schneiden, und gab auch wenigen Urin mit Bodensatz von sich; um das Schneiden zu besänftigen ließ ich den Kranken des Abends eine Unze Diakodiensyrop mit zwölf Gran flüssigen Laudanum einnehmen, worauf er auch in der Nacht ruhig schlief.

Den 23. May war seine Wärme hundert und zween Grade, und der Puls schlug in jeder Minute achtzigmal. Man ließ ihm dreymal eine Unze Meerzwiebelwein einnehmen, der Urin aber, der hierauf abgieng, betrug nur anderthalb Pfund und sah just so aus, als wenn ihn ein Gelbsüchtiger gelassen hätte, auch war er mit einem gelbrothen Bodensatze vermischt. Der Kranke bekam auch von freyen Stücken breyartigen gelben Stuhl, er hustete wenig, beklagte sich über Durst, hatte noch einmal Stuhl und eine gute Nacht.

Den 24. May war der Grad der Wärme hundert und zween, und die Zahl der Pulsschläge achtzig; der Mund war trocken, und der Patient nahm wieder drey Unzen Meerzwiebelwein zu sich, er befand sich übrigens wohl; sein Leib und seine Füsse waren geschwollen, er saß den ganzen Tag ausser dem Bette, klagte über Durst, und aß mit Appetit, war aber doch bald satt. Der kaum zwey Pfund ausmachende Urin glich immer noch dem Urin eines Gelbsüchtigen, er hatte einen rothen Bodensatz und eine Haut. Des Abends war die Wärme des Patienten wieder hundert und zween Grad, und der Puls schlug neunzigmal in jeder Minute; der Kranke bekam wieder zweymal reichlichen gelben Stuhl, und schlief leidlich.

Den 25. May war der Grad seiner Wärme hundert und zween, und die Zahl der Pulse drey und

neunzig; früh um halb 6 Uhr nahm er eben das Wassertreibende Mittel ein, von dem er am 22sten Gebrauch gemacht hatte, sein Mund war trocken, und die Lippen wirklich von Trockenheit aufgesprungen, er trank aber aus Furcht vor der Wassersucht wenig. Abends war seine Wärme so wie früh beschaffen, der Puls schlug vier und neunzigmal, der wenige Urin, der abgegangen war, hatte einen röthlichen Bodensatz; der Patient hatte übrigens sechsmal Oefnung des Leibes, und eine gute Nacht.

Den 26. May war seine Wärme hundert und zween Grad, und sein Puls schlug acht und achtzigmal in jeder Minute; er nahm Meerzwiebelwein zu sich, seine Füße waren angelaufen, und der Leib gespannt, er blieb den Tag über auf, gieng im Krankenzimmer herum, und schlief zwo Stunden.

Abends war der Grad seiner Wärme so wie früh, und die Zahl der Pulsschläge neunzig; er hatte kaum ein Pfund Urin von sich gelassen, der gelb färbte, und einen rothen Bodensatz hatte, fünfmal bekam er gute Oefnung, wobey er immer Schneiden empfand, und schlief nicht sonderlich.

Den 27. May war der Grad seiner Wärme hundert und zween, und die Zahl der Pulsschläge sechs und achtzig; er trank Meerzwiebelwein, war den Tag über auf, gieng herum, und schlief eine Stunde. Er blutete etwas aus dem linken Nasenloche, ließ fast zwey Pfund Urin von sich, der so wie der gestrige beschaffen war; er hatte fünfmal breyartigen gelben Stuhl, wegen des Schneidens aber keine gute Nacht. Am Abend war seine Wärme wie früh, und der Puls schlug neunzigmal.

Den 28. May war die Wärme und der Puls des Kranken just so wie gestern Abends beschaffen; er nahm die Wassertreibende Arzeney ein, und hatte darauf sechsmal Oefnung mit Schneiden; der Urin war wie gestern, aber er gieng nur in kleiner Menge ab.

Den Abend war die Wärme und der Puls unverändert; der Patient nahm ein beruhigendes Mittel, hatte eine gute Nacht und ofnen Leib.

Den 29 May war der Grad der Wärme noch unverändert, der Puls aber schlug in jeder Minute 94mal; der Kranke nahm dreymal drey Löffel Meerzwiebelwein zu sich, und ließ wenig gallichten Urin mit röthlichem Bodensatz; der Leib war geschwollen, und that, wenn er sich aufgerichtet hatte, weh, doch mehr in der linken Seite, als in der rechten. Er blieb den Tag über meist ausser dem Bette, schlief drittehalb Stunden, hatte Leibschneiden, und einmal gute Oefnung, auch eine gute Nacht, eben soviel Grad Wärme wie bishero, und in jeder Minute neunzig Pulsschläge.

Den 30. May waren Wärme und Puls wie gestern Abend; er nahm, wie gestern, Meerzwiebelwein ein, der Leib war stärker, und man fühlte die Bewegung des Wassers, die Füße hatten sich etwas gesetzt, er bekam einmal guten Stuhl, hatte eben solchen Urin wie bis anhero, hustete immer mitunter, durstete, gieng viel ausser dem Bette herum, und schlief eine Stunde.

Bey eben dem Grade der Wärme hatte er Abends 98 Pulsschläge; er schlief die Nacht wenig, und hatte dreymal Oefnung mit Schneiden, er blutete auch ein bisgen aus dem rechten Nasenloche.

Den 31. May war der Grad seiner Wärme hundert und zween, und die Zahl der Pulsschläge hundert. Das im Leibe ausgetretene Wasser nahm immer mehr an Menge zu; der Kranke nahm heut funfzehn Gran Galappharz in drey Quentgen Wachholdergeist aufgelöst, und mit einer halben Unze balsamischen Syrop versetzt, ein, und hatte darnach viermal flüßigen, oder breyartigen, gehörig gefärbten Stuhl. Zwo Stunden nach dem Gebrauch dieser Arzeney brach er sich, er war den Tag meist ausser dem Bette und schlief zwo Stunden. Wenn er lag mußte er öfters husten, und dieser Zufall war ihm sehr beschwerlich; er hatte etwas gekochten Auswurf, der mit Blute vermischt war, das aber vom Nasenbluten herrührte, der Urin war wie bishero, nur gieng er in kleiner Menge ab. Beständig durstete der Kranke, er trank aber nicht viel und hatte nach dem Gebrauch einer beruhigenden Arzeney eine gute Nacht; Abends war seine Wärme wie am Morgen beschaffen, und in jeder Minute zählte ich neunzig Pulsschläge.

Den 1 Junius schlug der Puls vier und neunzigmal, und der Grad der Wärme blieb der bisherige; da die Wassersucht nach dem Meerzwiebelweine und der Wasserabtreibenden Arzeney immer zunahm, so fieng er heute an folgende Mittel zu brauchen: Nimm eine Unze Wachholdergeist, sechs Tropfen abgezogenes Wachholderöhl, das auf zwey Quentgen Zucker getröpfelt und damit zerrieben wurde, acht Unzen Wachholderwasser, und drey Unzen Wachholdersaft, und mische alles untereinander. Hiervon nahm er aller zwo Stunden eine Unze zu sich; ferner lies ich ihn statt des ordentlichen Getränkes diesen Absud anwenden: Nimm ein Loth gestoßene Wachholderbeeren, zwey Quentgen Lorbeeren und eine Unze Süß-

holz, gieß eine Kanne siedendes Wasser drauf, laß es eine Stunde darüber stehen, und wohl verwahrt dann eine halbe Viertelstunde wallen.

Diesen Tag blieb er beständig offen, und schlief eine Stunde. Da er so großes Verlangen hatte, rohen Sallat zu essen, verwilligte ich es ihm; diese Speise schmeckte ihm vortreflich. Heut ließ er über zwey Pfund Urin, der Leib war weicher, er hatte dreymal Oefnung in Menge und die Nacht auch zweymal: der Grad seiner Wärme blieb hundert und zween, und der Puls schlug neunzigmal; die Nacht war gut.

Den 2. Junius war sowohl die Wärme als auch der Puls früh und Abends immer noch einerley, heut gieng kaum ein Pfund Urin ab, am Tage hatte der Kranke dreymal, und die Nacht viermal ofnen Leib; er war fast den ganzen Tag ausser dem Bette, aß wieder Sallat, und schlief die Nacht nicht gut, weil er Spannung und Beklemmung hatte; denn der Leib war wiederum mehr aufgetrieben.

Den 3. Junius war der Grad seiner Wärme hundert und eins, und die Zahl der Pulsschläge sechs und achtzig; am Abend aber zählte man 90 Pulsschläge, und die Wärme war hundert und zween Grade: er blieb fast den ganzen Tag über offen, unter eine Kanne von dem Wacholderbeerentrank tröpfelte ich funfzig Tropfen Vitriolgeist, und ließ ihn denselben alsdann gebrauchen, aber dennoch betrug sein Urin zusammen kaum anderthalb Pfund: er hatte den Tag fünfmal und die Nacht viermal ofnen Leib, mit Schneiden, ohne eine Erleichterung seiner Umstände zu spüren; sein Othem war beklemmt, er

schlief

schlief die Nacht nicht viel, wiewohl er zweymal eine Unze Mohnsyrop einnahm.

Den 4. Junius war früh und Abends der Grad der Wärme hundert und zween, und die Zahl der Pulsschläge zwey und neunzig. Da es schien, als ob die Natur des Patienten sich mehr durch den Stuhl, als durch den Urin helfen wollte, so versuchte ich es, ihm heut ein Quentgen von der Pillenmaße des Ruffus in vier Unzen Krausemünzenwasser aufgelöst, und mit zwo Unzen Wegwatsyrop mit Rhabarber vermischt, einzugeben, er nahm auch aller drey Stunden eine Unze davon ein, und hatte am Tage viermal, und die Nacht eben so oft Oefnung, aber ohne Erleichterung; er hatte überdies einen kurzen Husten, saß lange ausser dem Bette, und schlief am Tage zwo Stunden, die Nacht aber, ob er schon das gestern angewendete Beruhigungsmittel aufs neue eingenommen hatte, doch wenig; er heulte vor Schmerzen im Leibe, und holte ängstlich Othem.

Den 5. Junius war seine Wärme früh hundert und einen, und des Abends hundert und zween Grad, die Zahl der Pulsschläge aber früh neunzig und des Abends hundert. Da sich alle Umstände verschlimmerten, so setzte man ihm diesen Morgen ein Klystier aus vier Unzen Laxiertränkgen und einer Unze Sedlitzer Salz, und gab ihm aller drey Stunden drey Unzen Chinaaufguß, der aus drey Unzen Chinarinde, und zwey Pfund Wasser bereitet und mit Honig versüßt worden war. Von vier Uhr Nachmittags nahm er nebst der aus Chinarinde bereiteten Arzeney noch zwo Löffel von folgendem Mittel: Nimm sechs Unzen Krausemünzenwasser, zwo Unzen frisch gepreßtes Mandelöhl unter ein Eydotter gerührt, eine Unze

weißen Mohnsyrop, und zwanzig Tropfen flüßiges Laudanum: statt des Getränkes aber bediente er sich des bisherigen Wacholderaufgusses mit Vitriolgeist. Nachmittage um vier Uhr setzte man ihm ein Klystier von sechs Unzen Leinöhl, und gegen die Nacht noch ein ähnliches. Nachmittage hatte er weniger Schmerzen, eine Stunde Schlaf, und war Abends beklemmt; er bekam eine Oefnung, ließ ein Pfund Urin, der eben so wie vorher beschaffen war. Der Schmerz und die Ausspannung des Leibes nahmen zu, der Patient schlief aber doch die Nacht gut.

Den 6. Junius hatte der Patient hundert und einen Grad Wärme, und sein Puls schlug 99mal in jeder Minute; er nahm die am vorhergehenden Tage verordneten Arzeneyen fort, befand sich am Tage besser, brachte aber keine so lange Zeit ausser dem Bette zu, weil er weniger Schmerz und Beklemmung hatte, wenn er lag. Am Abend war der Grad seiner Wärme hundert und vier, und die Zahl der Pulsschläge hundert und funfzehn; sein Unterleib war so dicke, daß ihm das Othemholen schwer wurde; nach den Klystieren hatte er häufig ofnen Leib. Seit einigen Tagen hatte er Wein getrunken, heute aber sezte er denselben aus, denn er glaubte, daß er ihm Brennen und Herzklopfen verursache; der Leib wurde immer dicker, nach dem Gebrauch einer beruhigenden Arzeney hatte er eine gute Nacht.

Den 7. Junius war seine Wärme hundert und einen Grad, und die Zahl der Pulsschläge hundert; am Abend zählte man 110 Pulsschläge, und die Wärme war hundert und zween Grade; der Mund und die Lippen waren ihm trocken, doch am Tage nicht so sehr, als des Abends; er war nur eine Stunde ausser dem Bette, weil er mehr Beklemmung spürte,

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320759/phys_0320
DFG

wenn er nicht auf dem Rücken lag; die Eßlust war schlecht, und der Durst schwächer als sonst. Die Menge des abgegangenen Urins, der eine üble Beschaffenheit hatte, war unbeträchtlich, das Schwanken des ausgetretnen Wassers heftig, und der häufige und öftere ofne Leib breyartig; das Gesicht sah dunkel aus, wie es bey denen, die an der schwarzgelben Sucht darnieder liegen, zu seyn pflegt; der Sallat schmeckte ihm, er trank auch ein Pfund Klaret mit vierzig Tropfen Vitriolgeist, um der Fäulniß Gränzen zu setzen, und vielleicht auch den Abgang des Urins zu befördern. Die Nacht schlief er gut, und hatte breyartigen Stuhl.

Den 8. Junius hatte er früh und Abends hundert und zween Grad Wärme, früh hundert und fünf, und am Abend hundert Pulsschläge. In Ansehung der Arzeneyen und der Klystiere blieb es bey den bisherigen Verordnungen; die Krankheit nahm immer zu, die Zunge war feuchte; er verlor etwas Blut aus dem linken Nasenloche, war drey Stunden offen, und gieng bisweilen im Zimmer herum, der Sallat schmeckte ihm immer noch, und er trank zwey Pfund Klaret, und ließ anderthalb Pfund Urin; nach den Klystieren hatte er gehörig Oefnung des Leibes; der Urin war wie bisher beschaffen; nach der beruhigenden Arzeney schlief er gut.

Den 9. Junius war der Grad seiner Wärme hundert und zween, und die Zahl der Pulsschläge hundert; keins von allen angewendeten Mitteln wollte gute Wirkungen hervorbringen; im Gesichte wurde er ganz schwarz, daher gab man ihm das abführende Mittel, das man bisher zu den Klystieren genommen hatte, innerlich ein.

Der grüne mit Eßig und Oehl gemachte Sallat schmeckte ihm gut, und ich ließ ihm heute auch Spargel und zwar in reichlicher Menge geben, um zu bemerken, ob dieser etwa den Urin treiben würde: der Kranke saß zwo Stunden auser dem Bette. Am Abend war seine Wärme hundert und zween Grade, und der Puls schlug in j der Minute hundertmal; er ließ anderthalb Pfund sehr gelben Urin, der aber nicht nach Spargel roch, und hatte, ohne ein einschläferndes Mittel eingenommen zu haben, in der Nacht Ruhe.

Den 10. Junius hatte er hundert und zween Grade Wärme, und hundert und zehn Pulsschläge; er nahm das gestern verordnete abführende Mittel wieder ein; seine Füsse schwollen stärker, er durstete sehr, und war drey Stunden auf, aber das Gehen wurde ihm sauer. Sechsmal hatte er ofnen Leib, der mehrentheils breyartig war und gelb aussah, auch klagte er über einiges Schneiden im Leibe; nach genommener Purganz bekam er einmal Brechen. Am Abend war der Grad der Wärme noch unverändert; sein Puls aber schlug nur neunzigmal; er ließ nicht mehr als ein Pfund Urin ab, der schwarzgelb aussahe, und einen dicken, gelben Bodensatz hatte. Er klagte über Durst, der Urin hatte keinen Geruch vom Spargel; öfters bekam der Patient Anfälle von einem kurzen Husten, die Nacht aber schlief er, ohne Arzeney genommen zu haben, gut.

Den 11. Junius war der Grad seiner Wärme hundert und zween, und die Zahl der Pulsschläge hundert; die Zunge und die Lippen waren vor Trockenheit aufgesprungen; da er ein Verlangen nach Biere hatte, und der Wein den Urin nicht treiben wollte, so erlaubte ich ihm ein Pfund, und wenn er es

gut vertragen könnte, zwey Pfund davon zu trinken; heut nahm er nichts zum Abführen ein, hatte aber doch zweymal breyartigen, gelben und festen Stuhl; er war wenig auf, und aß Spargel und Sallat; am Abend hatte er hundert und fünf Grad Wärme, und hundert und zwanzig Pulsschläge; er ließ ein Pfund Urin, und klagte über starken Durst, wiewohl er alle Tage zwey Pfund Klaret mit hundert und zwanzig Tropfen Vitriolgeist trank; der Leib wurde härter, und das Gesicht schwärzer; die Nacht war ruhig, er hatte dreymal guten ofnen Leib, und schwitzte am Kopfe.

Den 12. Junius war der Grad seiner Wärme hundert und zween, und die Zahl der Pulsschläge neunzig; gegen Abend hatte er Anfälle von einem anhaltenden nachlassenden Fieber; er trank einen Chinaaufguß und Klaret; nach der China brach er sich einmal; den Tag über war er wenig auf, weil ihm der Leib so schwer zu tragen wurde; er schlief auch am Tage nicht; Abends war der Paroxysmus schwächer; der Grad der Wärme war noch wie früh, und die Zahl der Pulsschläge fünf und neunzig. Sein kurzer Husten war ihm sehr beschwerlich, er ließ ein Pfund dunklern Urin, der nicht nach Spargel roch; der Leib und die Füße schwollen stärker, die Nacht aber war nicht übel.

Den 13. Junius war die Wärme und der Puls noch so, wie gestern Abend beschaffen, der Leib war so geschwollen, daß der Patient schnell und mühsam Othem holte, den Tag über stand er nicht auf, ich versuchte, ob folgendes Mittel den Urin treiben würde: Ich ließ nämlich eine Unze ungeschwefeltes Wermuthsalz, mit zwey Pfund weißen österreichischen Wein mi-

schen, und davon dem Kranken aller drey Stunden eine Unze eingeben.

Anmerkung. Da das Laugensalz noch vorschmeckte, so goß man mehr Wein zu, um es besser zu dämpfen.

Der Husten plagte ihn sehr, die Altheetäfelgen aber schaften ihm Linderung.

Um sieben Uhr Abends hatte er hundert und vier Grad Wärme, und hundert und zwanzig Pulsschläge, er keichte und klagte über Beklemmung beym Othemholen; er hatte heftigen Durst, eine trockne Zunge, und die schwarzgelbe Sucht; er ließ anderthalb Pfund dunkelgefärbten Urin, der einen ähnlichen Bodensatz hatte, und nicht nach Spargel roch; er husteste übrigens stark, und hatte dünnen schaumichten Auswurf, und dreymal guten gelben Stuhl.

Des Abends um achte schlug sein Puls hundert und dreyßigmal in jeder Minute; er schwitzte am Kopfe, holte schwer Othem, und hustete öfters; um halb zehn Uhr schlug der Puls hundert und zwanzigmal, der Husten verminderte sich; übrigens hatte der Patient Brennen im Leibe, er nahm eine beruhigende Arzeney ein, schlief aber nur zwo Stunden; er husteste selten, und bekam dreymal Oefnung.

Am 14. Junius war der Grad seiner Wärme hundert und zween, und die Zahl der Pulsschläge neunzig. Da der Paroxysmus am vorhergehenden Abend heftiger, als ehedem gewesen war, so that ich, um denselben zu mäßigen, unter das Chinadekokt, das ich aus drey Unzen Rinde und zwey Pfund Wasser zubereiten ließ, zwey Quentgen Chinasalz, und verordnete ihm überdieß drey Unzen Wein mit Wermuthsalz. Heut

war die Zunge feuchte, und er hatte auch keinen Durst. Um zwo Uhr schlug der Puls hundert, und um viere hundert und zehnmal, der Husten kehrte seltner zurück. Abends war der Grad der Wärme wie früh, und die Zahl der Pulsschläge hundert und fünfe; da der Patient einen kleinen Anfall vom Fieber hatte, so setzte man den Chinaaufguß etwas aus: das Othemholen war beklemmt, und der Kranke hatte wenig Appetit und mäßigen Durst; er ließ kaum ein Pfund Urin, hatte oft guten Stuhl, doch allemal nur wenig, und einmal waren die Exkremente mit Blut und mit Schleim vermischt. Um neun Uhr schlug der Puls hundertmal; man ließ nun wieder die China nehmen, er schlief nach einer beruhigenden Arzeney leidlich, und hatte zweymal gute Oefnung.

Den funfzehnten war der Grad der Wärme hundert und zween, und die Zahl der Pulsschläge acht und neunzig, die Zunge war feuchte, er hatte wenig Durst, das Othemholen war leichter, und die Backen sahn in dem sonst schwarzen Gesichte roth; der Appetit war stärker, und da der Kranke sehnlich nach Fleisch verlangte, so erlaubte ich ihm, etwas davon zu essen. Um drey schlug der Puls hundert und zehnmal, und um acht Uhr hundert und zwanzigmal, und seine Wärme war dabey hundert und drey Grad.

Am Abend hustete er etwas öfter, als vorher, er hatte schäumichten Auswurf, und nicht viel Durst. Er fürchtete sich zu trinken, weil er nach dem Genuß des Getränkes heftiger durstete. Sechsmal hatte er gute Oefnung, und ließ anderthalb Pfund Urin; der Leib und die Füße waren sehr dicke, auch that ihm der Leib weh; am Tage schlief er etlichemal, und die Nacht auf die beruhigende Arzeney drey Stunden; auch bekam er schleimichten, rothen Stuhlgang.

Den 16. Junius war der Grad seiner Wärme hundert, und die Zahl der Pulse neunzig, sein Othem war leichter; er nahm Klaret und Chinaaufguß zu sich, und befand sich den ganzen Tag ziemlich leidlich; er hatte keinen Appetit, und keine andere Speise, als der Sallat und Spargel schmeckte ihm; der Durst war mäßig; er ließ ein Pfund dunkelgelben Urin, mit gelben dunkelm Bodensatze, hatte dreymal Oefnung ohne rothem Schleim, hustete wenig, und die Zunge war feuchte. Er schlief mitunter. Vor dem Weine mit Wermuthsalz eckelte ihm, weil, wie er sagte, dieser ihm Brennen und Schmerz machte: der Grad seiner Wärme war hundert und zween; die Nacht war gut, und der Patient hatte auch ofnen Leib.

Am 17 Junius war seine Wärme wie gestern Abends, und der Puls schlug neunzigmal; er holte jezt besser Othem, die Zunge war feuchte, und der Durst mäßig. Er nahm heute weiter nichts als den Chinaaufguß und Klaret zu sich, und saß eine halbe Stunde auf; der Kopf war ihm wüste, er schlief abwechselnd.

Abends um sechse schlug der Puls bey eben dem Grade der Wärme hundertmal: die Zunge war trockner als sonst, er durstete, hatte aber keinen Appetit zum Essen: da ihm das Bier nicht schmecken wollte, so bat er, daß man ihm Wasser mit etwas Wein geben möchte, und dieses Getränk schmeckte ihm gut. Die anderthalb Pfund Urin, welche er ließ, waren stark gefärbt; er hatte drey gute Stühle, nahm eine Unze Mohnsyrop mit zwölf Tropfen flüßigem Laudanum ein, und bekam in der Nacht dreymal guten ofnen Leib; er blutete ein wenig aus dem linken Nasenloche, und schlief gut.

Den 18. Junius war der Grad der Wärme hundert und eins, und die Zahl der Pulsschläge neunzig; die Wassersucht nahm immer zu; wir versuchten heut, ihm dreymal vier Unzen Selzerwasser mit anderthalb Unzen Wein zu geben, um vielleicht den Abgang des Urins zu befördern?

Er saß eine halbe Stunde ausser dem Bette, und während dieser Zeit hatte er eine gewisse schmerzhafte Empfindung; denn es kam ihm vor, als ob im Leibe in der rechten Seite etwas zerspränge. Er schlief abwechselnd, und aß Sallat und Spargel.

Am Abend war der Grad seiner Wärme hundert und drey, und die Zahl der Pulsschläge hundert und zehn, sein Othem war beklemmter als sonst, und der Appetit ganz weg, der Durst hielt dagegen ununterbrochen an; er ließ ein Pfund rothen Urin ab, hatte dreymal guten Stuhl, und bekam zuweilen den Schlucken; er schlief nach der Anwendung einer beruhigenden Arzeney wenig, und befand sich, in Ansehung seines Unterleibes, besser.

Den 19. Junius war seine Wärme hundert und ein Grad, und der Puls schlug vier und neunzigmal in jeder Minute; er trank Selterwasser, Chinaaufguß, und Klaret, hatte den Schlucken, und war immer schlaftrunken, um zwey Uhr schlug der Puls hundertmal, und der Körper des Kranken war brennend heiß, als man ihn befühlte.

Um halb acht Uhr war der Grad seiner Wärme hundert und zwey, und die Zahl der Pulsschläge hundert; seine Zunge sah roth aus und war trocken; er ließ sehr wenig Urin, hatte drey gute Stühle, der Leib war härter, und beym Othemholen bemerkte er

mehr Beklemmung, als sonst; er hatte etlichemal den Schlucken, und eine gute Nacht.

Den 20. war der Grad seiner Wärme hundert und eins, und die Zahl der Pulsschläge neunzig; je mehr die Wassersucht überhand nahm, desto abgezehrter wurde der ganze Körper des Patienten; der Spargel wollte ihm schon nicht mehr schmecken, aber den Sallat aß er mit gutem Appetit; er durstete beständig, ließ wenig Urin, hatte einen guten festen ofnen Leib, schlief am Tage und die Nacht abwechselnd; auch in der Nacht bekam er Oefnung und bisweilen den Schlucken.

Den 21. Junius war seine Wärme hundert und zwey Grad, und der Puls schlug hundertmal; er nahm den Klaret mit Vitriolgeist und Limonade wechselsweise zu sich und aß auch Sallat; die gelbe Sucht war mehr schwarz als gelb, und hin und wieder hatte er roth durchschimmernde Flecke auf seinem Körper, und auf dem linken Arme bekam er purpurrothe, dunkelblaue, rauche Flecken; in der Minute zählte ich meistentheils neunzig Pulsschläge, der Schlucken stellte sich oft ein; er hatte zweymal gute Oefnung; jezt fieng auch bereits das Gemächte an zu schwellen, und auch die Schenkel liefen auf, er hatte einen kurzen Husten, hielt sich an, wenn er sitzen wollte, und schlief die Nacht gut.

Den 22. war seine Wärme hundert und ein Grad, und der Puls schlug fünf und neunzigmal, der Schlucken war öfter, und zweymal hatte der Patient Oefnung. Abends war seine Wärme neun und neunzig Grad, und der Puls schlug hundertmal, alle übrige Umstände waren wie bisher, er heulte und schrie über das Brennen im Leibe, hatte aber eine ruhige Nacht.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320759/phys_0328
DFG

Den 23. Junius war der Grad der Wärme hundert und eins, und in jeder Minute zählte man 100 Pulsschläge, den Tag über aber oft nur neunzig; er bat sich Bier aus, und trank ein Pfund davon, er hatte oft den Schlucken, es sammlete sich ein schaumigter Speichel in seinem Munde, den er, wie er sagte, nicht hinunterschlingen konnte; wir besorgten die Schwämme.

Der Grad der Wärme war Abends noch unverändert, aber man zählte nur 90. Pulsschläge, die übrigen Umstände waren alle einerley; die Exkremente sahen schwarz aus, sie waren breyartig, und mit Blute gemischt; er hustete, und spuckte Schaum mit rothem Blute aus; die Flecken auf dem Arme waren noch gegenwärtig, in der Nacht gab er eben solche Exkremente, wie am Tage, von sich, er schlief aber gut, und am Abend zeigten sich die Schwämme.

Den 24. war seine Wärme 102. Grad, und die Zahl der Pulsschläge hundert. Er nahm beständig folgende Mischung in den Mund: Nimm 2 Unzen gewöhnlichen Wein, drey Unzen Rosenwasser, anderthalb Unzen Violensyrop und ein Eydotter, mische es, und wasche die Schorfe von den Schwämmen fleissig damit. Die Wassersucht nahm immer mehr zu, das Brennen und Schneiden im Leibe stellte sich auch oft ein, er spuckte blutigen Schaum aus, die Schwämme aber fiengen sehr bald an zu vergehen.

Um 7. war seine Wärme wie früh; er holte tief Othem und wenn er länger lebt, so sind die Schwämme stärker zu besorgen; der Stuhl war theils gelb, theils flüssig, er schrie und wimmerte beständig, hatte aber nach einer beruhigenden Arzeney eine ziemlich gute Nacht.

Den 25. Junius giengen die Schwämme schon bis an die Lippen vor; er hatte den Schlucken seltner, weniger Schmerz und Brennen im Leibe, und holte nicht so tief Othem als am vorhergehenden Tage. Abends war seine Wärme hundert und vier Grad, der Puls schlug hundertmal, der Appetit fehlte ganz, und nur der Sallat schmeckte ihm; er ließ ein Pfund Urin, der mit etwas Bodensatz vermischt war, er hatte etwas gelbgrünlichten breyartigen Stuhl von selbst, und hustete selten; der schaumichte Auswurf war mit Blute vermischt, er wimmerte heut weniger, als gestern.

Schon seit einer geraumen Zeit konnte er nur auf der rechten Seite liegen, als ich ihn bat, er solte sich auf die andere wenden, daß ich die Schwämme besehen könnte, so war es ihm doch nicht möglich, mein Verlangen zu erfüllen, weil sich die Beklemmung sehr verschlimmerte. Er schlief am Tage und die Nacht mitunter.

Den 26. war die Wärme um einen Grad geringer, der Puls aber wie gestern: die Schwämme vergiengen, er wurde täglich abgezehrter, so wie die Wassersucht zunahm. Den Schlucken bekam er selten, er schlief nicht, wimmerte mehr über Leibschmerzen und über beständiges Drängen zum Stuhlgang, und hatte dennoch keinen ofnen Leib; man sezte ihm daher um sechs Uhr ein Oelklystier, worauf er zwar gute feste Exkremente von sich gab, die Schmerzen aber verminderten sich nicht. Der Puls war schwach, er lag queer über dem Bette und hieng den Kopf tief.

Um achte war der Puls äusserst schwach, er setzte auch bisweilen aus, die Augen fielen ein, es tröpfelte ihm schwarzes Blut aus dem Munde, welches er

zwar mit der Zunge herauszustossen sich bemühete, es verwandelte sich aber an den Lippen zu einer Rinde, weil er nicht die Kraft hatte, es wegzuspucken; wenn man ihn etwas fragte, so antwortete er nur durch Zeichen; er hatte den Schlucken, nahm noch bald etwas Bier, bald etwas Limonade zu sich; um zehn Uhr fühlte man fast gar keinen Puls mehr, er schrie die ganze Nacht, und beständig tröpfelte ihm übelriechendes Blut zum Munde heraus.

Den 27. Junius früh um vier Uhr starb er sehr sanft ohne einige Verzuckungen.

Leichenöfnung.

Den 28. Junius, 27. Stunden nach dem Absterben dieses Menschen, ließ ich seinen Leichnam öfnen; (ich muß hier im voraus bemerken, daß dieser Körper den sieben und zwanzigsten an einem Orte gelegen hatte, wo es zwar nicht sonderlich heiß war, doch hatte die Luft diesen Tag überhaupt eine Wärme von 94 Grad nach dem fahrenheitischen Thermometer.) Der Leichnam sahe über und über gelb aus, der Hodensack und die Füße waren nicht so stark geschwollen als beym Leben; als ich den Fuß aufschnitte, floß kein gallerichtes, sondern klares und helles Wasser heraus.

Im Unterleibe befanden sich acht Maaß, oder zwey und dreyßig Pfund gelbes faulichtes Wasser; die dünnen Därme waren sehr ausgedehnt, und hier und da zeigte sich in grössern oder kleinern Stücken, der kalte Brand.

An den Därmen sahe man gar kein Netz, denn es war gleichsam am Grimmdarme und am Magen, wo es entspringet, aufgewickelt, doch konnte man es

noch mehr als die Breite einer flachen Hand beträgt, auseinander wickeln, es sahe braungelb, und hin und wieder bläulicht aus.

Der Bogen des Grimmdarms an der Leber berührte das Zwergfell an der siebenten Ribbe von unten, denn es lag daselbst keine Leber; der andre Bogen bey der Milz reichte bis an die fünfte Ribbe von unten: in der Gegend, wo dieser Darm aus den Weichen mitten in das Becken trat, und schon zu Mastdarme werden wollte, gieng er rückwärts bis an die Spitze des Darmbeins, bog sich daselbst auf die gewöhnliche Weise, und wurde dann erst zum Mastdarm.

Die ganze Leber lag unter den Ribben versteckt, so daß man, wenn sie sich verhärtet gehabt hätte, und nicht um ein beträchtliches aufgetreten, und nicht nur hart, sondern auch geschwollen gewesen wäre, kein Stück davon beym Leben hätte fühlen können: sie war auch klein, und das grössere Stück lag drey Finger breit von dem Bogen der Ribben entfernt, das kleinere aber reichte im Mittelbauche linker Hand nicht weit herüber; überdies war sie leichte; denn sie wog nur ein Pfund und neun Unzen; allenthalben hatte sie Brandflecke, und sahe über und über braungelb.

Die Gallenblase war klein und hatte etwas dicke Häute, innerlich auf dem Boden war sie brandig, und enthielt ein braunrothes dünnes Eiter: im Halse der Gallenblase fand man einen glatten eyrunden Stein, von der Grösse einer kleinen Haselnuß, der sich weder vor- noch rückwärts hatte bewegen können, weil der Gallengang sowohl vor als hinter dem Steine enge und zusammengezogen war.

Zu der Zeit, als er aus der Blase in den Gallengang fortgerückt war, vielleicht auch damals, als er zwischen den Valveln stäck, mochte er die Fibern ausgedehnt und so geschwächt haben, daß diese nicht mehr wirken, und ihn nicht weiter fortstossen konnten. Dieser enge Gang war dergestalt verschlossen, daß ich auch von der andern Seite durch ein Röhrgen keine Luft in die Blase bringen konnte.

Der Lebergallengang war sowohl, als der gemeinschaftliche Gang offen, und die Lebergalle hatte also ungehindert in die Därme übergehen können. Die Milz war ziemlich groß, und von einer harten Substanz.

Die grosse Drüse am Magen war in ihrer ganzen Breite so hart wie ein Knorpel, aber sie bestand aus verschiedenen kleinen Erhabenheiten.

Der Patient hatte nicht allein die Bauch- sondern auch die Brustwassersucht gehabt; denn in der rechten Brusthöhle waren anderthalb Pfund röthliches Wasser.

Die Lungen hiengen fast nirgends an das Brustfell an, aber bey der Berührung fühlten sie sich allenthalben so wie das Pankreas an, und sie bestanden blos aus kleinen knorpelichten harten Körpergen, die man mit Gewalt von einander reissen mußte.

Das Herz war welk und beynahe leer; an den Wänden und besonders an beyden Mündungen desselben fand man einige nicht fest hängende Blutklumpen, die weder geronnen noch polypös waren.

Im Halse, im Magenschlund und im Magen war eine braunschwarze, aus Blutklümpgen bestehen-

de Materie, die just so beschaffen war, wie die, welche dieser Mensch vor seinem Absterben durch den Mund von sich gegeben hatte. Inwendig sahen alle diese Theile, als das verdickte Geblüte rein abgewischt worden war, braun, blau, und schwärzlich aus; Schwämme aber entdeckte man nirgends.

Die harte Hirnhaut, die Beinhäute und die Bänder sahen gelb aus, aber die dünne Hirnhaut keinesweges. Das Hirnmark sahe schneeweiß, und die borkige Substanz war auch nicht gelb.

Siebenter Fall.

Den ersten May 1775.

Ein fünf und zwanzig Jahr alter Tischer, der sich erinnerte, daß er 3mal das Seitenstechen gehabt, und das letztemal von diesem Uebel im Krankenhause befreyt worden war, und vorher schon die Blattern gehabt hatte,*) war bis ins drey und zwanzigste Jahr seines Alters gesund gewesen. Vor zwey Jahren aber, also im Jahr 1773. war er im Sommer drey Wochen lang einem dreytägigen Fieber ausgesetzt gewesen, und als sich dieses in ein anhaltendes verwandelt hatte, so war er in das Krankenhaus gegangen, und hatte sich darinn 4 Wochen aufgehalten. Da er von diesem anhaltenden Fieber befreyt worden war, so hatte er wieder zween Monate lang ein Wechselfieber gehabt, und dieses mit einem Pulver, dessen Beschaffenheit ihm nicht bekannt gewesen war, vertrieben; hierauf hatte er fast zwey Jahre gesund zugebracht.

*) Ob er je den Masern ausgesetzt gewesen war, konnte er nicht angeben.

Vor drey Wochen hatte ihn ein Fieber, mit heftigen Gliederschmerzen befallen, dessentwegen er sich 14 Tage im spanischen Krankenhause aufgehalten hatte.

Am 25. April, als er kaum das Krankenhauß verlassen gehabt hatte, war er dreymal Anfällen vom Blutspeyen ausgesetzt gewesen so daß anfangs rothes, und nachher schwarzes Blut durch den Mund abgegangen war; die Ursache dieses Zufalls wußte er nicht anzugeben, aber soviel wußte er, daß er in der Folge nie wieder einen solchen Anfall gehabt hatte. Allein zur Zeit jenes Blutspeyens und auch am darauf folgenden Tage hatte ihm das rechte Nasenloch geblutet. Vermuthlich war auch das Blut, das er durch den Mund ausgeworfen hatte, aus der Nase in den Schlund gekommen.

Den 28. April hatte er zu Mittage keinen Appetit zum Essen gehabt, aber Schauer und darauf Hitze empfunden, Kopfschmerzen und Mattigkeit bekommen, und in der drauf folgenden Nacht nicht schlafen können; auch hatte er seit drey Tagen keinen ofnen Leib gehabt.

Den 29. April um zehn Uhr wurde dieser Mensch in unser Krankenhaus gebracht; sein Puls schlug neunzigmal in jeder Minute, und gieng ziemlich frey und gleich, der Othem war mäßig geschwind, übrigens befand er sich noch so, wie gestern.

Er trank Hafertrank mit Honig und Salpeter, und das gewöhnliche Dekokt mit Fliedermuß, Eßighonig und Salpeter; man legte ihm rothmachende Pflaster an die Füße, und setzte ihm ein Klystier, welches viel Exkremente fortschafte.

Nach zwo Uhr zählten wir in jeder Minute fünf- und neunzig Pulsschläge; der Puls war übrigens stark und voll, der Kopf that dem Patienten sehr weh, man legte daher einen Umschlag von Wasser und Eßig auf.

Um drey Uhr verschlimmerten sich die Umstände in allen Stücken; man ließ ihm also in fünf Minuten ein Pfund Blut ab, welches nur sehr wenig entzündet war.

Um fünf Uhr schlug der Puls neunzigmal; der Patient klagte nicht mehr so sehr über Kopfschmerzen, aber dagegen über große Mattigkeit und herumziehende Schmerzen in den Füßen.

Um sieben Uhr war der Grad seiner Wärme hundert und vier, und die Zahl der Pulsschläge hundert; der Puls war stark, voll und frey, der Othem schnell, und die Brust einigermaßen beklemmt; die Zunge sah fast ganz rein aus, übrigens hatte er Durst, und trank ein Maaß Hafertrank; der Appetit fehlte ihm ganz, er aß aber doch seine Suppe, der Kopf war besser, die Müdigkeit aber und die Schmerzen an den Füßen hielten immer noch an; wenn er einschlief, so fuhr er im Schlafe auf; der Urin war sehr gefärbt, jedoch hatte er weder eine Wolke noch einen Bodensatz; der Kranke schlief in dieser Nacht lange, er bewegte aber seine Hände und redete im Schlafe: von vier Uhr an wurden seine Umstände besser.

Den 30. April zählte man 90 Pulsschläge; der Patient schwitzte gelinde, und sein Puls und Othem waren ziemlich natürlich; er hatte Durst und herumziehende Schmerzen in den Füßen, die doch nicht so heftig als am vorhergehenden Tage waren; man setzte ihm ein Klystier, worauf er flüßigen Stuhl bekam.

Um neun Uhr hatte er innerliche Hitze und dabey Schauer und Frost; er hatte immer Neigung zum Brechen, und zweymal breyartige Oefnung. Das Fieber dieses Menschen war also von einer bösartigen Beschaffenheit; Hippokrates hat es Leipuria genennt, und im vierten und siebenten Abschnitt seiner Aphorismen beschrieben. Indem der Patient so über Schauer und Frost klagte, vermehrte sich die Hitze, wie man durch die Berührung fand; sein Puls schlug hundert und fünfmal, gieng aber etwas hart und nicht frey, das Othemholen war sehr geschwind, und er empfand wieder Schmerzen in Füßen.

Um ein Uhr hatte er Uebelkeiten, sehr starke Hitze, heftige Schmerzen, und befürchtete seinen Tod sehr; ich zählte jetzt hundert und zehn Pulsschläge, und ließ ihm daher in drey Minuten zwölf Unzen Blut weg, auf dem sich eine dicke zusammengezogene Rinde erzeugte.

Um halb vier Uhr waren alle Umstände noch eben so wie vorher; der Patient klagte über Leibschneiden, und fühlte sich äusserst matt, so wie er auch um vier Uhr noch war, und der Kopf that ihm sehr weh.

Um fünf Uhr hatte er breyartigen braunen ofnen Leib; man gab ihm nun Klaret zu trinken, der mit Vitriolgeist (40 Tropfen auf jedes Pfund Klaret) vermischt worden war, und setzte ihm Blasenpflaster an die Waden.

Um sechs Uhr war der Puls nicht so schwankend wie vorher, aber sehr geschwind; um sieben hatte er Oefnung, die Exkremente rochen übel; der Urin war flammicht, aber er enthielt weder einen Bodensatz, noch bildete sich eine Wolke darinn.

Um halb acht Uhr zählte ich hundert und funfzehn Pulsschläge, und der Grad seiner Wärme war hundert und sechse; wegen der Bösartigkeit seines Fiebers gab man ihm abwechselnd alle Stunden bald das gewöhnliche Dekokt, bald den Chinaaufguß, Tassenweise.

Um halb zwey Uhr empfand er eine brennende Hitze, man ließ ihm zur Ader, aber man zapfte nur acht Unzen Blut ab, weil dasselbe nicht mehr so stark laufen wollte. Hierauf schlief er fast vier Stunden, und schwitzte; sein Kopf wurde leichter, und alle Umstände leidlicher; gegen Morgen schlief er wieder gut.

Den 1. May war seine Wärme hundert Grad, und die Zahl seiner Pulsschläge neunzig; er befand sich in allem Betracht leidlicher.

Um zehn Uhr schlug der Puls noch eben so oft, der Kopf that dem Patienten nicht weh, die Mattigkeit und der Schmerz in den Füßen nahm ab; er hatte keinen Durst; um zwey und vier Uhr waren alle Umstände eben so beschaffen.

Um sechs Uhr hatte er Schauer, Durst und Schmerz in den Knien.

Um achte war seine Wärme hundert und vier Grad, und die Zahl der Pulsschläge neunzig.

Die Zunge sah gut aus, Suppe und Pflaumen schmeckten ihm, der Urin sahe flammicht, und der geistige fieng an stinkend zu werden, in einigen Gefässen, worinn man ihn aufgefangen hatte, zeigte sich eine Wolke.

Er bekam von selbst reichlich breyartigen Stuhlgang; die Blasenpflaster zogen, übrigens saß er

eine halbe Stunde auf, und schlief die Nacht ruhig.

Den zwoten May war seine Wärme hundert und zween Grad, und der Pulsschlag neunzigmal; dieser sowohl als der Othem war gut; der Patient hatte nicht sonderlichen Durst; er befand sich in allem Betracht besser, als vorher, und hatte keine Schmerzen.

Um halb eilf Uhr empfand er einigen Schauer, der Puls war aber nicht viel verändert.

Um zwölf Uhr schlug dieser fünf und neunzigmal; man fühlte, daß der Kranke mehr Hitze hatte; der Kopf that ihm weh, und er hatte Durst; um zwo Uhr war der Grad seiner Wärme hundert und sechse, und die Zahl der Pulsschläge hundert und zehne; der Durst war sowohl als der Kopfschmerz stärker, nach dem Chinaaufguß aber verlohren sich diese beyden Zufälle; er schwitzte von drey Uhr an bis halb sechse: um diese Zeit schlug sein Puls fünf und neunzigmal, und der Patient hatte Oefnung, es giengen aber nur wenig Exkremente ab. Gegen sechs Uhr, da der Schweiß nachließ, setzte man ihm ein Klystier, worauf er guten ofnen Leib bekam. Ich fieng an, ihn wieder den Chinaaufguß gebrauchen zu lassen, der aus drey Unzen Chinarinde und zwey Pfund Wasser bereitet, und noch mit einem Quentgen Chinasalz vermischt worden war. Dieses Mittel nahm er um sieben und um acht Uhr, und um neune das auflösende Dekokt, und trank mitunter Klaret: so ließ ich ihn mit den Arzeneyen fortfahren, daß er nämlich zwo Stunden nacheinander den Chinaaufguß, und die dritte Stunde das auflösende Dekokt einnehmen mußte.

Um halb acht Uhr schlug sein Puls fünf und neunzigmal, und sein Körper hatte hundert und vier Grad Wärme; seine Zunge war rein, er hatte sehr wenig Appetit, und etwas Durst, der Urin sahe nicht so roth und glänzend als vorher aus, und hatte entweder keine, oder eine schwebende, oder gewissermaßen zu Boden sinkende Wolke.

Anmerkung. Das Wasser, welches aus den Wunden der Blasenpflaster lief, färbte die Leinwand etwas gelb, als wenn der Patient die gelbe Sucht hätte; es war gleich Blut von einem andern Patienten bey der Hand, der ins Krankenhaus gekommen war, um sich einen guten Rath wider sein Uebel zu erbitten, aber das Blutwasser von diesem färbte die Leinwand nicht.

Während dem, daß man das Bette machte, saß er eine halbe Stunde auf.

In der Nacht schlief er, wiewohl er über keine Zufälle klagte, kaum zwo Stunden, und träumte.

Den 3. May war der Grad seiner Wärme hundert und zween, und die Zahl der Pulsschläge fünf und neunzig, übrigens war sowohl der Puls als der Othem fast ganz natürlich; die Zunge war auch gut, und er befand sich fast ohne alle Schmerzen.

Den Tag über schlug der Puls mehrentheils neunzigmal; der Kranke saß zwo Stunden auf, er hatte bessern Appetit, keinen Durst, und keinen Fieberanfall.

Um halb acht Uhr war der Grad seiner Wärme hundert und zween, und die Zahl der Pulsschläge fünf und achtzig; nach der Anwendung eines Klystiers bekam er reichlichen breyartigen Stuhl, sein

Urin hatte weniger Farbe, und theils keine, theils eine kleine Wolke; übrigens befand er sich wohl, schlief aber die Nacht nicht, man gab ihm deswegen um zwölf Uhr eine Unze Diakodiensyrop, worauf er fünf Stunden lang schlief.

Den 4. May war seine Wärme hundert und einen Grad, und die Zahl seiner Pulsschläge siebzig; er befand sich sehr leidlich; um sieben Uhr hustete er ziemlich stark, und gab etwas gekochten Auswurf von sich; der Husten dauerte den Tag über fort, und wenn er heftig war, so kam bisweilen etwas Blut mit heraus; auch that ihm vom Husten die Brust zuweilen weh, im übrigen war er wohl, und saß drey Stunden auf. Er nahm einen Leckſaft aus zwo Unzen frischgepreßten Mandelöhl, einem Eydotter und einer Unze weißen Mohnsaft in ziemlicher Menge ein.

Um halb acht Uhr war der Grad seiner Wärme hundert, und der Pulsschlag in jeder Minute sechs und sechzigmal; er klagte über nichts, als über den noch fortdauernden Husten, doch war auch dieser seltner; nach dem Klystire hatte er gute Oefnung; sein Urin war natürlich, gieng in ziemlicher Menge ab, und es war entweder nichts fremdartiges, oder eine schwimmende Wolke drinnen.

Wiewohl er den beruhigenden Leckſaft, und eine Unze Diakodiensyrop zu sich nahm, so ließ ihn doch der Husten kaum drey Stunden schlafen: früh beklagte er sich über einige Schmerzen in der Brust vom Husten, ausserdem war er wohl.

Den 5. May war seine Wärme hundert Grad, und der Puls schlug sechs und siebzigmal; der Othem war ohne Tadel, und der Kranke klagte über nichts,

als daß ihm zuweilen die Brust etwas weh thäte; sein Auswurf war gekocht, heut nahm er eine Stunde ein Schälgen Chinaaufguß mit Chinasalz, und die andre ein Schälgen Brustdekokt mit einem Schälgen Milch zu sich.

Nachmittage um drey Uhr fielen ihm etliche Tropfen Blut aus der Nase; er hatte etlichemal einen beschwerlichen Husten, dabey aber wirklich gekochten Auswurf.

Am Abend war seine Wärme in eben dem Grade, als früh, und die Zahl seiner Pulsschläge siebzig; die Wunden der Blasenpflaster eyterten, die Brust that ihm weh, und bisweilen hatte er Appetit, aber keinen Durst; der Urin war nicht schlecht, und in dem meisten bemerkte man gar nichts fremdes: der gestrige fieng an riechend zu werden; nach dem Klystiere hatte er einige Oefnung. Er nahm ein Gran Opium, worauf er zwar in der Nacht schlief, aber der Husten weckte ihn oft auf.

Den 6. May war der Grad seiner Wärme neun und neunzig, und sein Puls schlug siebzigmal; er konnte gut Othem holen, wiewohl er sagte, daß ihm seine Brust vorne immer weh thät; er husete, und sein Auswurf war gekocht.

Den Tag über saß er meist auf, und machte sich allerhand Zeitvertreib; er war munter, und husete bisweilen; den Abend war seine Wärme natürlich, und sein Puls schlug siebzigmal in jeder Minute; er hatte Appetit, sein Auswurf war gekocht; die Menge des abgehenden Urins war beträchtlich, und auch die Farbe desselben gut, mehrentheils bemerkte man keine Wolke darinn, noch sonst etwas fremdes; der gestrige roch schon: nach dem Klystiere bekam er

Oefnung, und die abgegangenen Exkremente waren von keiner übeln Beschaffenheit. Die Wunden der Fliegenpflaster hielten sich gut; er schlief ohne ein beruhigendes Mittel eingenommen zu haben, vier Stunden lang.

Den 7. May war seine Wärme neun und neunzig Grad, und die Zahl der Pulsschläge vier und sechzig: der Husten, der Auswurf, und die Brustschmerzen blieben einerley; den Tag über gieng er öfters herum, las, und machte sich sonst Beschäftigung; die durch die Blasenpflaster hervorgebrachten Wunden liefen nicht recht. Am Abend war seine Wärme hundert Grade, und der Puls schlug siebzigmal; der Appetit war gut, und der Urin noch von der nämlichen Beschaffenheit, von der er bisher gewesen war. Nach dem Klystiere erfolgte ein wenig mistiger Stuhl: man rieb ihm Pappelsalbe auf der Brust ein; er schlief zwo Stunden, aber nach Mitternacht konnte er nicht wieder in Schlaf kommen; die Ursache hiervon wußte er nicht anzugeben. Er hustete öfters, und warf weniger als bisher aus.

Den 8. May zählte ich fünf und sechzig Pulsschläge; die Brust that ihm noch weh; unter eine Unze Pappelsalbe, mit der er die Brust einreiben wollte, ließ ich 2 Gran in Weingeist aufgelößtes Opium mischen; er nahm drey Unzen Wienertränkgen ein, welches ihm viermal ziemlich reichlich Oefnung machte, er laxirte aber erst fünf Stunden nach dem Einnehmen; er saß lange ausser dem Bette. Der Urin war von dem abführenden Mittel dunkel gefärbt; die Fliegenpflaster wirkten nicht mehr stark, der Husten plagte ihn heftig, und, wiewohl er eine Unze Diakodiensyrop genommen hatte, so war die Nacht doch schlecht.

Den 9. May war der Husten ausserordentlich heftig, aber der Auswurf sehr unbeträchtlich; er klagte über die Schmerzen, die er vorn auf der Brust empfand. Seine Arzeneyen waren folgende: Nimm drey Unzen Meerzwiebelsaft, ein Quentgen ungewaschenes schweißbeförderndes Spiesglas, sechs Unzen Eisenwichwasser, und mische es: ferner: Nimm zwo Unzen frischgepreßtes Mandelöhl, eine Unze Süßholz- und eben so viel weißen Mohnsyrop, mische es: eine Stunde nahm er einen Löffel voll von dem letztern, die andrr zween Löffel voll von dem erstern Mittel, früh und Abends aber ein Schälgen Chinaaufguß.

Am Tage war der Husten gelinder, gegen Abend aber überfiel er den Kranken oft heftig, der wenige Auswurf war dünne, und mit etwas Eyter vermischt; übrigens saß er lange ausser dem Bette und wäre herumgegangen, wenn ihm die Wunden der Fliegenpflaster an den Füßen nicht weh gethan hätten.

Der Brustschmerz verminderte sich; man hatte, um den Husten zu besänftigen, eine gute, beruhigende Arzeney zubereiten lassen, der Patient schlief aber, noch ehe er diese einnahm, von selbst und ziemlich lange; man gab ihm daher dieselbe nicht ein; jetzt bekam er auch mehr Lust zum Essen.

Den 10. May befand er sich in allem Betracht wohl, und der Brustschmerz war fast ganz unbedeutend.

Anmerk. Seit der Zeit, als der Patient nach dem Gebrauch des Laxiermittels ofnen Leib gehabt hatte, hatte er noch nicht wieder Oefnung gehabt, und weil ihm die Laxanz gute Dienste gethan hatte, so ließ ich ihm dieselbe heute wieder-

holen. Der gestern, als am Tage nach der Anwendung des abführenden Mittels gelassene Urin ward, so wie auch der, welchen er anderthalben Tag drauf von sich gegeben hatte, von einem Laugensalz roth gefärbt; er spürte endlich auch einen neuen Trieb zum Laxiren bey sich, der von selbst entstand.

Das Laxiermittel wirkte viermal; der Patient hustete am Tage wenig; in seinem Urin war ein Bodensatz; anfangs schlief er nicht, als er aber etwas von einer beruhigenden Arzney zu sich genommen hatte, so bekam er guten Schlaf.

Den 11. May hustete er stärker, als vorher, und hatte auch mehr Brustschmerz; er gab gekochten, aber sehr wenigen Auswurf von sich, hatte keinen Stuhlgang, aber natürlichen Urin, der nur ein einzigesmal mit Bodensatz vermischt war. Die Wunden der Blasenpflaster liefen wieder stärker; übrigens war er ganz wohl, und nach dem Gebrauch eines beruhigenden Mittels hustete er weniger, und schlief.

Den 12. May schlug der Puls vier und sechzigmal; der Husten und der Brustschmerz hatte an Heftigkeit zugenommen, er hatte wenig Auswurf, und ich verordnete ihm daher eine Mischung aus zwölf Gran Mineralkermes, einer Unze Diatraganthpulver, zween Gran reinen Laudanum, welche ich in zwölf Dosen theilen, und ihm alle Stunden eine davon reichen ließ. Hierbey mußte er das Brustdekokt mit Honig trinken.

Abends war der Grad seiner Wärme hundert, und die Zahl der Pulsschläge acht und sechzig; der Urin hatte eine natürliche Beschaffenheit, und in einem Gefäß sammelte sich ein Bodensatz; Oefnung des Leibes stellte sich von selbst ein, der Kranke nahm

eine beruhigende Arzeney, schlief aber doch unruhig, weil er öfters husten mußte.

Den dreyzehnten war seine Wärme neun und neunzig Grade, und sein Puls schlug zwey und sechzigmal in jeder Minute; er nahm drey Unzen Laxiertränkgen, worauf er dreymal Oefnung bekam; er schlief am Tage anderthalb Stunden; der Urin war noch so, wie bisher beschaffen, und in einem Gefäß sezte sich wieder ein Bodensatz; die Wunden der Fliegenpflaster waren getrocknet; der Kranke hatte, ohne Arzeneyen genommen zu haben, eine vortrefliche Nacht; am Abend war der Grad seiner Wärme hundert.

Den 14. May zählte ich 60 Pulsschläge in jeder Minute, und der Grad der Wärme des Patienten war 99; der Husten und die Brustschmerzen waren keinesweges heftig, er befand sich recht wohl, und auch den Abend, zu welcher Zeit seine Wärme um 1 Grad geringer war, fehlte ihm gar nichts; der Puls schlug jetzt fünf und sechzigmal; der Urin war natürlich, und in dem einen Gefäß bildete sich ein Bodensatz, die Blasen waren getrocknet, und die Nacht war nach dem Gebrauch eines beruhigenden Mittels gut.

Den 15. May früh, hatte der Patient etwas mehr Durst; er nahm drey Unzen von dem bereits erwähnten Laxiertränkgen, und bekam darauf viermal Oefnung, wobey er auch einiges Schneiden spürte; am Abend befand er sich ganz leidlich; einmal hatte sein Urin einen Bodensatz; er schlief die ganze Nacht.

Den 16. hustete er wenig, und gab etwas schaumichten Auswurf von sich; er war den ganzen Tag

auf, und schlief nur eine halbe Stunde; übrigens klagte er über Kopfschmerzen, und erinnerte dabey, daß er sie schon seit vielen Tagen empfunden hätte; sein Husten kam selten, und er hatte von selbst breyartigen Stuhl, und natürlichen Urin.

Abends war seine Wärme neun und neunzig Grad, und der Puls schlug vier und sechzigmal, er schlief die Nacht ruhig, wachte etlichemal auf, und hustete stark.

Den 17. May gieng sein Puls natürlich; früh hatte er etlichemal heftige Anfälle vom Husten, den Tag aber nicht oft; er war munter, fast beständig auf, gieng herum, und machte sich allerhand Beschäftigungen. Ausser den bisherigen Arzeneyen nahm er alle Stunden ein Altheetäfelgen; über seine Brust klagte er nicht sehr mehr.

Abends stellte sich der Husten wieder öfters ein; der Urin war natürlich beschaffen; in der Nacht schlief er kaum eine Stunde, der Husten aber war es nicht, der ihn beunruhigte und vom Schlaf abhielt, sondern der Brustschmerz.

Den 18. May gab man ihm, weil er keinen offnen Leib hatte, und nach dem Laxiertränkgen sich immer wohl befand, wiederum zwo Unzen davon ein; indessen ließ uns der Husten und der Brustschmerz, doch nicht sowohl der Schmerz, den der Patient vorn über die Brust empfand, sondern vielmehr der, welcher sich in der linken Seite äusserte, und der schnelle und ziemlich harte Puls eine Entzündung besorgen, wir ließen ihm daher am linken Arme zehn Unzen Blut ab, das auch in der That entzündet war, und sich in eine Insul zusammenzog: auf die Seite ließ ich ein Kräuterpflaster legen; er hustete zwar weni-

ger, klagte über heftige Seitenschmerzen; er hatte jedoch von der Laxanz dreymal ofnen Leib.

Abends um acht Uhr war der Grad seiner Wärme hundert und drey, und die Zahl der Pulsschläge achtzig, dabey aber zitterte der Puls heftig, der Othem gieng schnell, und der Schmerz vermehrte sich, wir ließen ihm daher wieder vierzehn Unzen Blut ab, welches entzündet war, und sich sehr zusammenzog.

Heut hatte er wenigen Appetit und mehr Durst als gestern, auch viel Schmerzen; die Zunge sahe weiß aus; der Urin hatte eine dunklere Farbe; nach der Aderlaß verminderten sich alle Umstände, und der Patient schlief die Nacht lange.

Den 19. May war seine Wärme hundert und einen Grad, und der Puls schlug vier und siebzigmal in jeder Minute; übrigens war der Puls sowohl als der Othem besser; er hatte öfters einen kurzen Husten, und früh weniger Schmerzen.

Um halb 8 Uhr war der Puls ziemlich, um zehn Uhr aber weniger hart; um zwo Uhr zählte ich fünf und achtzig Schläge: der Puls war immer noch hart, der Othem geschwind, und der Husten heftig, auch klagte der Patient über Kopfschmerzen.

Um halb fünf Uhr war der Puls hart und groß, und der Othem ziemlich schnell; der Schmerz bey dem Husten war auch ziemlich heftig.

Wir erkannten die Krankheit gleich anfangs vor ein bösartiges Fieber, (Leipuria) und diese Vermuthung ward immer noch mehr bestätigt, wiewohl durch den Gebrauch des Chinaaufgusses die Heftigkeit des Uebels gemildert worden war. Um aber zu verhüten,

daß der Seitenschmerz keine Vereiterung nach sich zöge, ließ ich noch zehn Unzen Blut ab; und da es nicht recht fließen wollte, zapfte man am andern Arme fünf Unzen ab, in die schmerzhafte Seite aber legte ich ein Pflaster, von zween Theilen Melilotenund einem Theil Blasenziehenden Pflaster.

Um halb acht Uhr war der Grad seiner Wärme hundert und vier, und die Zahl der Pulsschläge fünf und achtzig; er befand sich etwas besser, als vorher, hatte ein wenig schaumichten Schleimauswurf; wenn er sich bewegte, wurde sein Husten heftiger, der Kopf war besser, er schlief die Nacht drey Stunden lang.

Den 20. May war seine Wärme hundert und zween Grade, und der Puls schlug fünf und achtzigmal, und zwar etwas geschwind, übrigens aber gut, der Othem war ohne Tadel; das Basenpflaster in der Seite hatte eine große Menge trübes Blutwasser herausgezogen, welches mehr grünlicht, als gelb aussahe. Vorjetzo war der Schmerz nicht heftig und der Husten mäßig.

Um zehn Uhr zählte ich sechs und achtzig Pulsschläge, übrigens aber war der Puls gut, und der Schmerz nicht so arg; der Kranke hatte Aufstossen.

Um drey Uhr war der Puls noch unverändert, der Othem aber schneller.

Um sieben war der Grad seiner Wärme hundert und drey, und die Zahl der Pulsschläge neunzig; er trank, ohne sonderlichen Durst zu haben, ein Maaß, seine Haut war trocken, die von dem Blasenpflaster gezogne Wunde lief, der Husten kam selten, und war

gelinde, und der Auswurf schaumicht und wässericht; der Schmerz dünkte ihm nicht sehr heftig zu seyn.

Nach dem Klystier bekam er etwas ofnen Leib; der Urin hatte eine natürliche Farbe, und die meistenmal weder Wolke noch Bodensatz.

In der Nacht schlief er über vier Stunden, hustete wenig, und wiewohl er einmal eine Schwere auf der Brust und Beklemmungen fühlte, so verlohren sich doch diese Zufälle bald wieder.

Den 21. May war seine Wärme hundert und einen Grad; ich zählte acht und siebzig Pulsschläge in jeder Minute, der Puls war etwas hart, der Othem gut; der Kranke klagte über Blähungen und Schmerzen im Magen, die Seite aber that ihm fast gar nicht mehr weh, ausser da, wo die vom Blasenpflaster hervorgebrachte Wunde war. Den Tag über blieb sein Puls in Ansehung der Geschwindigkeit und Härte einerley, und er befand sich in allem Betracht besser.

Abends schlug sein Puls bey unverändertem Grade der Wärme siebzigmal, der Appetit fand sich wieder ein; die Zunge sahe weißlicht aus; er hatte keinen Durst, sein Urin war natürlich beschaffen, und es setzte sich nichts daraus zu Boden. Nach dem Klystiere bekam er ein wenig ofnen Leib; übrigens duftete er, und hustete selten und nicht stark, das Blasenpflaster wirkte gut. Nachmittage klagte er über keinen Zufall; er saß im Bette frey, ohne sich anzulehnen.

Am Abend spät war der Husten heftiger als vorher, der Patient nahm daher vier Unzen frischgepreßtes Mandelöhl, und eine Unze weißen Mohnsy-

rop ein, hustete die Nacht zweymal heftig, schlief wenig, und klagte über Uebelkeiten.

Den 22. May war der Grad seiner Wärme hundert, und die Zahl der Pulsschläge fünf und achtzig; der Puls fühlte sich etwas hart an, und der Othem war fast ganz gut; diese Nacht bekam er von selbst Oefnung, er brach etwas Oehl weg, klagte aber über nichts weiter als über Mattigkeit. Um zehn und halb drey Uhr zählte ich siebzig Pulsschläge, und der Puls selbst schlug etwas harte.

Am Abend um sieben war der Grad der Wärme unverändert, die Zahl der Pulsschläge aber fünf und sechzig; Puls und Othem war gut, der Appetit fehlte nicht, aber doch hatte der Kranke keinen Durst; der abgelassene Harn setzte in 2 Gefäßen etwas auf den Boden ab, und der gestrige war schon in Fäulniß übergegangen, die Oefnung des Unterleibes war natürlich, aber es giengen nur wenig Exkremente ab. Am Tage war der Husten selten und gelinde, gegen sieben Uhr aber stärker mit wäßerichtem Auswurfe verbunden; übrigens waren alle Umstände leidlich, und wenn er Urin lassen oder zu Stuhle gehen wollte, so stieg er ohne fremde Hülfe aus dem Bette; der Grad der Wärme war immer noch hundert; er brauchte das Oehl und den Saft fort, hatte die Nacht etwas gelben guten Stuhl und ruhigen Schlaf, ausser daß er verschiedenemal husten mußte.

Den 23. blieb der Grad der Wärme immer noch eben derselbe, und der Puls schlug zwey und siebzigmal. Der Patient war ziemlich wohl, nach zehn Uhr aber hatte er heftigere Brustschmerzen, und um fünfe waren sie noch stärker; um achte zählte ich

zwey und achtzig Pulsschläge, der Puls zitterte sehr, und schlug etwas hart, der Othem gieng ziemlich natürlich, die Zunge sah etwas weiß aus, der Durst war nicht heftig, der zu verschiedenenmalen abgelassene Harn bildete in 3 Gefäßen einen Bodensatz; dreymal hatte der Kranke breyartigen gelben Stuhl; der Grad seiner Wärme war hundert und zween, er saß drey Stunden auf, nahm das Oehl mit dem Safte nicht völlig, denn er brach sich darauf; die Nacht hindurch schlief er gut.

Den 24. war seine Wärme hundert und zween Grade, und die Zahl der Pulsschläge acht und sechzig; der Schmerz war leidlich, und der Husten selten; nach neun Uhr klagte er über den Kopf und über den Magen, und hatte auch diesen Tag keinen Appetit. Um zwo Uhr schlug der Puls stark, voll, und in jeder Minute fünf und achtzigmal, in Ansehung des Magens befand er sich besser, der Urin hatte einen dicken sandartigen Bodensatz. Abends war seine Wärme hundert und vier Grade.

Um sechs Uhr that ihm der Kopf weh; sein Puls war harte und stark, und folglich hielten die Schmerzen und das Fieber immer noch an, wiewohl der Urin einen Bodensatz enthielt und der Stuhl kritisch war; man konnte also diese Ausleerungen unentscheidende nennen; und in dieser Rücksicht ließ ich ihm zehn Unzen Blut weg, welches ausserordentlich entzündet war: ich verordnete auch Blasenpflaster an die Füße zu legen, und überdies mußte der Patient eine Emulsion trinken, in welcher unter zwey Pfunden anderthalb Unzen weißer Mohnsyrop waren: er wurde hierauf in allen Stücken ruhiger, hatte eine gute Nacht, und war am Tage über andert-

halb Stunden auf gewesen; sein Puls gieng mehrentheils noch so, wie früh.

Anmerkung. In der Folge war kein Bodensatz mehr im Urin, hatte vielleicht die Aderlaß das Bestreben der Natur gestört? Keinesweges, denn auch der Urin, den er an dem Tage der Aderlaß vor selbiger zweymal gelassen hatte, machte bereits keinen Bodensatz mehr, und die Exkremente blieben auch nach der Aderlaß gelb und breyartig, und giengen in reichlicher Menge ab.

Den 25. war der Grad seiner Wärme hundert, und die Zahl der Pulsschläge fünf und achtzig; sein Befinden war in allen Stücken leidlicher, der Puls aber immer noch fieberhaft und etwas harte.

Man wußte nicht eigentlich, welchen Tag die Krankheit ihren Anfang genommen hatte, und man konnte daher die kritischen Tage, und die, welche die Beschaffenheit der nächstfolgenden kritischen anzeigen, nicht wohl bemerken: es war aber bereits die dritte Krankheit, oder der zweyte Rückfall, woran jetzt der Patient darnieder lag; diesen und im vorigen Monat und an den vorhergehenden Tagen hatten wir nicht so viel Recidive bemerkt, als an dem heutigen Tage.

Abends war der Grad seiner Wärme neun und neunzig, und die Zahl der Pulsschläge fünf und sechzig; der Patient hatte bessern Appetit und weder Durst noch Husten, der Urin war natürlich, der gestrige aber hatte einen üblen Geruch angenommen; der Stuhl war breyartig, gelb, und erfolgte vom freyen Stücken zweymal; die Blasenpflaster zogen gut, und der Patient klagte nicht mehr über Schmerzen;

in der Nacht hatte er zwar etwas mehr Husten, aber auch ruhigen Schlaf.

Den 26. May war seine Wärme hundert Grade, und in jeder Minute zählte man 64 Pulsschläge. Am Abend schlug der Puls fünf und sechzigmal, und der Grad der Wärme war neun und neunzig; das Othemholen gieng gut von statten; es polterte ihm im Leibe, und er empfand dabey Schneiden; den Tag über blieb er anderthalb Stunden auf, hatte übrigens bessern Appetit, und keinen Durst; am Tage hustete er nicht, auch klagte er nicht über Schmerzen; die Wunden der Blasenpflaster näßten; der Stuhlgang erfolgte zweymal, er sah gelb und breyartig aus, und war in allem Betracht gekocht. Der Urin war natürlich; der gestrige roch übel. Der Patient beklagte sich nicht über Schmerzen, er hustete in der Nacht etwas stärker, schlief aber, besonders um zwo Uhr, gut.

Den 27. May war der Grad seiner Wärme acht und neunzig; und die Zahl der Pulsschläge sechzig; am Abend zählte man noch eben so viel Pulsschläge, und auch die Wärme des Körpers hatte sich nicht im mindesten verändert. Früh war der Puls im Abstande der Schläge voneinander etwas ungleich; der Patient saß lange ausser dem Bette, er hatte Appetit, aber keinen ofnen Leib, der abgegangene Urin war von guter Beschaffenheit, er wurde aber bald riechend. Ueber Schmerzen beklagte sich der Kranke nicht, auch war er fast gar keinen Anfällen vom Husten ausgesetzt, doch blieb sein Puls meist etwas hart; die Nacht über schlief er gut; es fielen ihm etliche Tropfen Blut aus der Nase.

Den 28. war der Grad der Wärme früh und Abends noch so wie gestern beschaffen; früh zählte ich acht und funfzig, und am Abend sechzig Pulsschläge; er hatte übrigens Appetit, und sein Urin war eben so wie vordem beschaffen; den Tag über bekam er vom Klystiere keine Oefnung, in der Nacht aber gab er zweymal reichlich breyartige, gelbe Exkremente von sich; die Wunden der Blasenpflaster an den Füßen näßten, die auf der Brust aber wurden trocken; er hatte eine gute Nacht.

Den 29. früh war seine Wärme acht, und am Abend neun und neunzig Grade, und sein Puls schlug früh sechzig, und Abends fünf und sechzigmal in jeder Minute; er war meistentheils auf, und schlief zwo Stunden lang, er klagte über Kopfschmerzen, doch vergiengen sie bald wieder; die Oefnung des Leibes war natürlich beschaffen, und der Urin blieb wie bisher, (den Tag über hatte er gar keinen, Abends aber nicht viel Urin gelassen,) die Nacht war gut, doch blieb der Puls immer etwas hart.

Den 30. war der Grad seiner Wärme neun und neunzig, und die Zahl der Pulsschläge fünf und sechzig; am Abend hatte die Hitze um 8 Grad zugenommen, und der Puls schlug 68mal. Der Kranke hatte Kopfschmerzen, und war düster, man wusch ihm daher am Kopfe mit Weingeist und Wasser: er hustete zwar nicht oft, sein Auswurf aber war mit etwas Blut vermischt; er saß lange ausser dem Bette, schlief anderthalb Stunden, und bekam etlichemal gekochten Auswurf; der Urin war beständig einerley, die Wunden der Blasenpflaster trockneten; die Nacht war ruhig.

Den 31. May war seine Wärme hundert und einen Grad, und ich zählte fünf und sechzig Puls-

schläge; beym Husten hatte er etwas gekochten Auswurf, der mit Blutstriemen vermischt war. Um zehn Uhr zählte ich vier und siebzig, (jezt war der Puls etwas härter, als vorher) und um halb fünf, sechs und neunzig Pulsschläge, (jezt war er wirklich hart,) der Husten plagte ihn oft, und war schmerzhaft; er bekam wieder Schmerzen in der linken Seite, und es fielen etliche Tropfen Blut aus der Nase.

Alle diese Umstände zeigten eine neue Entzündung des Brustfelles, eine neu entstandene Krankheit an, und nichts war zuverläßiger, als daß weder der Auswurf, noch der Stuhlgang, noch auch das Nasenbluten kritisch gewesen seyn konnten: man entschloß sich daher, dem Kranken aufs neue zur Ader zu lassen, und in drey Minuten floß ein Pfund Blut aus der gemachten Oefnung ab, welches auf das heftigste entzündet war: ich ließ ihm übrigens mit dem Brustdekokt, mit dem mineralischen Kermes, und mit der Emulsion fortfahren und einen Leckſaft aus zwo Unzen Mandelöhl, einem Eydotter und zwo Unzen Süßholzsyrop einnehmen.

Abends um achte zählte ich sechs und neunzig Pulsschläge; der Puls war etwas hart, und der Othem ziemlich geschwind; auf das Klystier erfolgte zwar Oefnung des Leibes, aber es giengen nur wenig Exkremente ab Dagegen ließ er viel Urin, der vollkommen natürlich war; er hustete oft, und hatte Schleimauswurf, der mit etwas Blute vermischt war, seine Wärme war hundert und einen Grad; er klagte nachher über Schmerzen in der rechten Seite, man legte deswegen einen Breyumschlag auf; er schlief die Nacht über lange, und empfand beynahe gar keinen Schmerz, wenn er auf dem Rücken lag; er hu-

stete mitunter, und bekam drey reichliche breyartige gelbe Stühle.

Den 1. Junius war der Grad der Wärme und die Zahl der Pulsschläge wie gestern; der Puls war etwas hart und stark, und der Othem beklemmt, wiewohl der Schmerz sich vermindert hatte; er hustete leicht, aber desto öfter; um zehn Uhr zählte ich achtzig Pulsschläge, und alle Umstände waren leidlicher.

Ein Viertel auf fünf Uhr zählte ich in der Minute acht und neunzig Pulsschläge, der Puls aber war überdem hart, und der Othem schnell und kurz, man ließ ihm dahero noch neun Unzen Blut ab, welches so sehr entzündet war, als jemals. Das Seitenstechen war wieder so heftig, daß der Patient ersticken wollte, ich legte daher ein Pflaster aus einem Theile Blasenpflaster und drey Theilen Melilotenpflaster in die Seite; um sechs und acht Uhr schlug der Puls fünf und achtzigmal, und seine Wärme war hundert und zween Grade.

Die Zunge sahe weißlich aus, er hatte einigen Appetit, aber nicht viel Durst, doch trank er immer genug; in manchem Urin war weder Wolke noch Bodensatz, übrigens hatte er von selbst ofnen Leib, aber nicht reichlich, und sein Auswurf war schaumicht; gegen die Nacht zitterte der Puls stark, und der Husten wurde heftiger. Man gab ihm auf die Nacht zwe mal einen Trank von vier Unzen Leinöhl und Klatschmohnsyrop, und er schlief nach Mitternacht drey Stunden lang.

Den 2. Junius war der Grad seiner Wärme hundert und einer, die Zahl der Pulsschläge fünf und sechzig; ganz früh hatte er gelben breyartigen Stuhl,

und am Tage gab er noch zu zwey verschiedenenmalen Exkremente von ähnlicher Beschaffenheit von sich.

Der Puls war nicht mehr hart, und sein Othem leichter; er hustete, und hatte mitunter Auswurf, der etwas gekocht war.

Um halb achte war der Puls wieder härter, auch gieng er geschwinder, denn ich zählte in jeder Minute achtzig Schläge, um zehne waren alle Umstände leidlicher, und so befand sich der Kranke auch den ganzen Tag: er nahm ausser den übrigen Arzeneyen eine Emulsion mit Salpeter und Klatschmohnsyrop zu sich.

Am Abend war der Grad seiner Wärme hundert und zween, und die Zahl der Pulsschläge zwey und siebzig; die Umstände wären übrigens leidlich und sein Urin natürlich, doch wurde dieser bald riechend; er hatte einen leichten Husten und dünnen schaumichten Auswurf, saß dreyviertel Stunden auf, schlief eine halbe Stunde, und empfand nicht viel Schmerz; er nahm gegen die Nacht anderthalb Unzen weißen Mohnsyrop ein, klagte über die Beschwerden, die ihm das Blasenpflaster machte, und schlief nach Mitternacht drey Stunden ruhig; er hatte eine gute Oefnung, wiewohl nicht reichlich.

Den 3. Junius war der Grad seiner Wärme hundert, und die Zahl der Pulsschläge fünf und siebzig, der Puls gieng gut, der Othem war fast ganz natürlich, und er hatte keinen Schmerz außer beym Husten; am Tage befand er sich wohl, und saß lang auf.

Am Abend war der Grad der Wärme noch so, wie früh, der Puls schlug acht und sechzigmal; die Aussonderung des Harns und der Auswurf verhielten

sich wie gestern; der Kranke nahm aufs neue weißen Mohnsyrop ein er schlief aber nicht viel darnach, denn er hatte einen heftigen Husten, so daß er Blut auswurf, doch sagte er, daß er es gleichsam gefühlt hätte, daß es hinten aus der Nase in den Schlund gefallen wäre: er bekam auch einen reichlichen, gelben breyartigen Stuhl.

Den 4. Junius blieb der Grad der Wärme der nemliche, der Puls schlug aber nur sechs und sechzigmal; die Brust that ihm weh, und der Puls war hart; man verordnete ihm folgende Pillen: Nimm zehn Gran Mineralkermes, ein Loth dicken Süßholzsaft, drey Gran reines Laudanum, und eben soviel peruvianischen Balsam, als zur Mischung nöthig ist, mache eine Masse daraus, und aus dieser Pillen von zween Gran, von welchen er aller drey Stunden sechse mit ein Schälgen Milch und Wasser einnahm, der Blutauswurf hielt immer noch an.

Um drey Uhr veranlaßten mich einige neue Zeichen von Entzündung zu einer neuen Aderlaß, ich ließ also am linken Arme zehn Unzen Blut ab, welches wirklich im höchsten Grad entzündet war, und hierauf besserten sich die Umstände.

Am Abend war seine Wärme hundert Grade, und die Zahl der Pulsschläge siebzig; der Urin war von keiner übeln Beschaffenheit; der Kranke saß eine Stunde lang auf, und schlief eben so lange; alle Umstände waren leidlicher, er schlief die Nacht nach der beruhigenden Arzeney zwo Stunden lang, befand sich aber übrigens nicht übel.

Den 5. Junius war der Grad der Wärme und die Zahl der Pulsschläge noch wie gestern Abends; der Puls fühlte sich etwas hart, der Auswurf war

schaumicht, aber nicht mehr mit Blute gemischt; man gab ihm jezt einen Trank aus zwey Pfund Tamarindenmolken und einem Quentgen Salpeter, und ließ ihm überdies mit den Pillen und dem Brustdekokt fortfahren; er trank auch eine Emulsion, konnte aber vor Schwäche heut nicht ausser dem Bette dauern.

Abends war seine Wärme hundert Grad, und die Zahl der Pulsschläge vier und achtzig; sein Husten kehrte öfter, als sonst, zurück, nach dem Klystier bekam er reichlich gute Oefnung, schlief am Tage noch fünf Viertelstunden, und auch die Nacht hindurch nach der beruhigenden Arzeney gut, und hatte noch einmal ofnen Leib.

Den 6. Junius hatte er hundert und einen Grad Wärme und siebzig Pulsschläge; er brauchte die bisher verschriebenen Mittel fort; er klagte wenn er hustete, etwas über die Brust, und über den Kopf, saß drey Stunden auf, und schlief immer mitunter.

Abends war seine Wärme hundert und drey Grad, und der Puls der etwas hart und zitternd war, schlug neunzigmal in der Minute; der Auswurf war theils gekocht, theils schaumicht, und der Urin natürlich; zweymal bekam er guten Stuhl, hatte Appetit, aber fast gar keinen Durst; die Wunde des Blasenpflasters näßte, die Nacht war nach der beruhigenden Arzeney gut, er hatte zweymal Oefnung des Leibes.

Den 7. Junius war seine Wärme hundert und einen Grad, und der Puls schlug in der Minute achtzigmal; er befand sich besser, am Tage war der Puls hart, übrigens brachte er den Tag gut zu, saß anderthalb Stunden auf, und schlief lange; Abends war der Grad der Wärme unverändert, und die Zahl

der Pulsschläge neunzig; die Nacht war ruhig, auch hatte der Patient ofnen Leib.

Den 8. Junius zählten wir bey eben dem Grade der Wärme fünf und siebzig Pulsschläge; der Kranke war lange ausser dem Bette, und es gieng alles recht gut, auch hatte er zweymal Oefnung. Abends war der Grad seiner Wärme 101, und der Puls schlug siebzigmal; er hustete nur selten; die Wunden der Blasenpflaster näßten; er schlief die Nacht hindurch gut.

Den 9. Junius hatte er hundert Grade Wärme und vier und siebzig Pulsschläge, alle Umstände waren leidlich; in seinem wässerichten Auswurfe waren Blutstriemen.

Um zehn Uhr war der Puls härter, und das Seitenstechen bemerkte der Patient jezt höher in der Brust, um vier Uhr hatte der Puls nicht an Härte zugenommen, er schlug vier und siebzig, und des Abends sechs und siebzigmal, und der Grad seiner Wärme war hundert und einen.

Der Kranke hatte Appetit, natürlichen Urin, und von selbst guten ofnen Leib; früh hustete er etlichemal, den Tag über aber nicht; er warf mitunter aus, und die durch den Mund abgegangene Feuchtigkeit war schaumicht und wässericht; das Blasenpflaster war trocken, er saß drey Stunden auf, und die Nacht war ruhig.

Den 10. war der Grad seiner Wärme hundert, und die Zahl der Pulsschläge fünf und sechzig; der Husten stellte sich selten ein, und der Patient versicherte, daß sich seine Umstände besserten; er blieb am Tage lange auf, und gieng im Hause herum.

Abends war seine Wärme eben so, wie früh, sein Puls aber schlug fünf und siebzigmal, und war gewissermaßen etwas hart; er hatte wenig Durst, der Appetit nahm zu, einmal war ein Bodensatz im Urin, die übrigenmale aber war diese Flüßigkeit natürlich beschaffen. Er bekam zweymal von sich selbst reichlichen breyartigen Stuhl, hustete fast gar nicht, und der Seitenschmerz war sehr leidlich, und die Nacht gut.

Den 11. Junius beobachtete ich in Ansehung der Wärme des Patienten keine Veränderung, der Puls schlug aber siebzigmal in der Minute; übrigens war der Puls gut, der Kranke war öfters ausser dem Bette, und wenn er auf saß, schlug sein Puls fünf und achtzigmal; er speißte eine Suppe, einige Klösgen, und auch etwas Fleisch.

Abends blieb der Grad seiner Wärme noch eben derselbe, und der Puls schlug fünf und sechzigmal; der Urin war natürlich, der Leib aber an diesem Tage verstopft; der Husten und der Auswurf war gar nicht beträchtlich, auch der Schmerz minderte sich immer mehr und mehr, der Kranke hatte eine gute Nacht, und während derselben einmal gute Oefnung des Leibes.

Den 12. zählte ich bey noch unverändertem Grade der Wärme, früh siebzig, und am Abend acht und sechzig Pulsschläge; der Husten stellte sich manchmal ein, der Patient blieb lange ausser dem Bette; in dem zu verschiedenenmalen gelaßnen Urin war nur in einem Gefäß ein Bodensatz, vor Anfang der Nacht fand sich gute Oefnung des Leibes ein; die Arzeneyen waren seit dem fünften Junius nicht geändert worden; er klagte nicht sehr über Schmerzen in der Seite, hol-

te frey Othem, und schlief die Nacht hindurch ruhig und gut.

Den 13. Junius war der Grad seiner Wärme neun und neunzig, und die Zahl der Pulsschläge vier und sechzig; er brachte fast den ganzen Tag ausser dem Bette zu, und schlief auch eine Stunde; Abends war seine Wärme hundert Grad, und ich zählte 65 Pulsschläge, er befand sich wohl, hatte natürlichen Urin, und ebenfalls natürliche Oefnung des Leibes, und nur noch eine sehr schwache Empfindung vom Schmerz; die Nachtruhe war vortreflich.

Den 14. hatte er neun und neunzig Grade Wärme, und in jeder Minute schlug der Puls 62mal; der Husten mangelte fast ganz, und den ganzen Tag hielt sich der Kranke ausser dem Bette auf. Abends war seine Wärme hundert Grad, und die Zahl der Pulsschläge achtzig, aller Urin war natürlich, und der ofne Leib ordentlich, wiewohl nur wenig Exkremente abgiengen; die Nacht war sehr ruhig.

Den 15. Junius war der Grad seiner Wärme der nämliche, den ich am vergangenen Abend bemerkt hatte, und der Puls schlug fünf und sechzigmal in der Minute. Abends zählte ich vier und achtzig Pulsschläge, und jezt war seine Wärme hundert und zween Grade; der Schmerz war um diese Zeit heftiger als sonst, der Urin hatte aber eine natürliche Beschaffenheit; in einem von den Gefäßen, worinn der gestern abgelassene Harn aufbewahrt wurde, hatte sich ein Bodensatz erzeugt. Früh hatte der Kranke ofnen Leib, er schlief die Nacht über, und hatte noch zweymal Oefnung; er hustete auch mitunter, und wenn sich der Husten einstellte, so empfand er, wie er uns versicher-

te, nicht den mindesten Schmerz mehr; der Othem aber war einigermassen kurz.

Den 16. Junius war seine Wärme hundert und drey Grade, und der Puls schlug hundertmal; der Othem war gut; der Kranke hustete nicht oft, und hatte etwas gekochten Auswurf; er fuhr mit den mit Salpeter versetzten Tamarindenmolken und mit dem Brustdekokt fort: um halb vier Uhr zählte ich achtzig Pulsschläge; er duftete gelinde, aber die Witterung war freylich heiß. Abends war der Grad seiner Wärme hundert und einer, und der Puls schlug achtzigmal; er hatte guten Appetit, wenig Durst, und öftern Husten Der wenige Auswurf war gekocht, und der Urin von natürlicher Beschaffenheit; er bekam auch zween reichliche Stühle, gieng den Tag über viel herum, beklagte sich aber, daß er mätter als gewöhnlich wär, der Seitenschmerz hatte sich ganz verlohren, und die Nacht war gut.

Den 17. bemerkte ich eben den Grad Wärme an ihm, wie gestern Abends, und nur siebzig Pulsschläge in der Minute; der Othem war gut, der Brustschmerz ganz vorüber, und der Husten selten, und mit einigem Auswurf vergesellschaftet, der etwas gekocht war; um zwo Uhr schlug der Puls fünf und siebzigmal; jezt benachrichtigte mich der Kranke, daß, wenn er hustete, ihm ein Schwefeldampf aufstieg, seitdem der Schmerz vergangen wäre. Abends war seine Wärme hundert und zween Grad, und die Zahl der Pulsschläge sechs und siebzig.

Heute hatte er wenig Appetit, und etwas Durst; er hustete selten, und warf mitunter dicke, gekochte Materie aus, die ganz grün sahe, und dann empfand er, wie er sagte, jenen schwefelichten Geruch; der Urin

war natürlich, ausgenommen der, welcher zum ersten und zweytenmale gelassen worden war; denn dieser hatte eine etwas dunkle Farbe; der Patient saß lange auf, ohne sich über Schmerzen zu beklagen; er schlief die Nacht gut, aber der Husten und eine dreymalige Oefnung des Leibes weckten ihn etlichemal auf.

Den achtzehnten war der Grad seiner Wärme hundert und einer und der Puls schlug siebzigmal; er hustete etwas stärker, hatte einigen gekochten Auswurf, und blutete ein wenig aus der Nase, Nachmittage war der Husten bey eben der Geschwindigkeit des Pulses heftiger. Abends war seine Wärme hundert und zween Grade, und die Zahl der Pulsschläge achtzig. Er hatte heut mehr Appetit zum Essen, als gestern, sein Auswurf war gekocht, wenn er sich aber ausser dem Bette aufhielt, so zerschmolz der Auswurf in der Menge von flüßiger Materie, die zugleich mit abgieng. Der Urin war natürlich, und auf dem Boden des einen Geschirrs setzte sich Sand ab. Dreymal hatte der Kranke von selbst gute Oefnung des Leibes, und wenn er offen war, empfand er keinen Schmerz. Die Nacht hindurch schlief er nach einer beruhigenden Arzeney gut, hustete weniger als am Tage, und hatte noch einmal einen guten gekochten breyartigen Stuhl. Ueberhaupt waren die Exkremente allemal breyartig, gelb und kritisch.

Den 19 Junius beobachtete ich an ihm hundert und einen Grad Wärme, und zählte sechs und sechzig Pulsschläge in der Minute; der Husten war mäßig, und der Auswurf gekocht; am Tage hustete er mannichmal stark und war lange auf, am Abend

zählte ich bey eben dem Grad von Wärme, wie früh, siebzig Pulsschläge.

Der Appetit war heute noch besser, Durst aber hatte der Kranke gar nicht; sein Urin war sehr natürlich, und seine zween Stühle waren recht gut; Abends klagte er über etwas kurzen Othem, er hustete die Nacht bis um halb drey Uhr stark, denn aber fieng er an ein wenig zu schlafen, und hatte noch einmal Oefnung.

Den zwanzigsten war der Grad der Wärme noch unverändert, die Zahl der Pulsschläge aber neunzig; der Husten kehrte oft und heftig zurück, der Auswurf war theils roh, theils gekocht; ich verordnete ihm jetzt folgende Pulver: Nimm vier und zwanzig Gran Mineralkermes, ein Loth Diatragantpulver und anderthalben Gran reines Laudanum, mische es genau unter einander, und mache zwölf Dosen draus, von welchen er aller zwo Stunden eine anstatt der Pillen nehmen mußte; überdieß ließ ich ihn mit dem Brustdekokt und den Tamarindenmolken fortfahren.

Zu Mittage brach er sich ziemlich stark, weil er sich einer gewissen Ursache wegen sehr erzürnt hatte; überhaupt war er sehr leicht zum Zorn zu reizen, er beklagte sein Schicksal, und niemand konnte es ihm recht machen.

Abends um sieben war der Grad seiner Wärme hundert und einer, und der Puls schlug in jeder Minute siebzigmal, er hatte guten Appetit und keinen Durst. Der Urin sahe gut aus, und in dem einen Gefäß entstand ein Bodensatz, er hatte dreymal Oefnung, aber die Exkremente waren flüßiger, als sonst. Der Husten war stärker und kehrte öfter zurück als

gestern, und der Auswurf war dünne; er nahm eine beruhigende Arzeney ein, schlief aber gleichwohl wenig.

Den 21. Junius war seine Wärme hundert Grade, und ich zählte achtzig Pulsschläge in der Minute; ich ließ ihm drey Unzen Laxiertränkgen einnehmen, weil es schien, als ob er sich immer brechen wollte. Er gab sich aber alle Mühe, diese Arzeney wieder durch ein Erbrechen von sich zu geben; denn er hatte sich vorgenommen, kein Laxiertränkgen mehr einzunehmen, und er übergab sich auch wieder. Hierauf nahm er aber zween Skrupel Rhabarber zu sich, und diese laxirte ihn dreymal gelinde.

Abends war der Grad seiner Wärme hundert und eins, und die Zahl der Pulsschläge vier und achtzig; er hielt sich meistentheils ausser dem Bette auf, hustete vielemal stark, hatte wenig Appetit und wenig Durst; sein Urin war von der Rhabarber gefärbt, und in dem einen Gefäß hatte er einen Bodensatz gemacht. Ueber Schmerzen beklagte sich der Kranke nicht; er bekam in der Nacht noch einmal offenen Leib, nahm eine beruhigende Arzeney, und schlief die Nacht gut.

Den 22. Julius war seine Wärme neun und neunzig Grad, und in jeder Minute zählte ich sechzig Pulsschläge; die Besserung zeigte sich in allen Stücken, er bat um Fleisch, und man gab ihm auch welches, das zerschnitten war, den ganzen Tag befand er sich wohl. Abends war seine Wärme noch unverändert, und die Zahl der Pulsschläge siebzig, der Urin war gut, und in dem einen Gefäß hatte er etwas sandigtes abgesetzt; der Stuhl war breyartig, der Husten

mäßig, und der Auswurf gekocht; die Nacht war ruhig.

Den drey und zwanzigsten war der Grad seiner Wärme immer noch neun und neunzig, die Zahl seiner Pulsschläge sechzig. Am Abend bemerkte ich weder in Ansehung des Pulses, noch der Wärme einige Aenderung, und alle Umstände waren gut: er ruhte die Nacht hindurch wohl, und bekam auch wieder etwas natürliche Oefnung.

Den vier und zwanzigsten war die Wärme, der Puls, der Othem, der Stuhl und Urin, und die Kräfte vollkommen natürlich und gesund, er schlief auch vortreflich.

Den 25. Junius gieng er früh in die Kirche, und war nunmehro völlig von seiner Krankheit wieder hergestellt.

Den sechs und zwanzigsten verließ er vollkommen gesund das Krankenhaus.

Achter Fall.

Leichenöfnung eines Ertrunkenen.

Den 26. May 1775. Am 6. May brachte man uns einen jungen Menschen von dreyzehn Jahren aus der Vorstadt, der Erdberg genannt, ins Krankenhaus, welcher in der Donau ertrunken war. Die Ueberbringer dieses Leichnams wußten aber weder den Tag, an welchem der Mensch in den Fluß gefallen, noch den, an welchem er herausgezogen worden war, zu bestimmen; sie sagten weiter nichts, als daß sie ihn mit Koth über

und über besudelt, und im Gesichte zerquetscht auf dem Gottesacker dieser Vorstadt angetroffen, und hierauf Befehl erhalten hätten, ihn hieher zu tragen.

Im Gesichte war er sehr zerstossen und zerquetscht; die äussere Haut an den Händen und Füßen war zusammengeschrumpft, und trennte sich leicht ab, als ich daran rieb; weder aus der Drosselader, noch aus der Ader am Arme floß etwas Blut ab. Ob wir aber schon sahen, daß keine Hofnung zu seinem Aufleben vorhanden war, so beschäftigten wir uns doch ganzer zwo Stunden lang damit, ihm die gewöhnliche Hülfe zu erzeigen.

Den folgenden Morgen schritten wir zur Oefnung: unter den Bedeckungen des Hirnschädels zeigten sich blaue mit Blut unterlaufene Flecken; die Adern der dünnen Hirnhaut waren mit schwarzem Blut voll gepfropft, in den Pulsadern aber war weniger Blut als gewöhnlich; die Hirnkammern waren leer, das Adergeflecht verstopft, und die Substanz des Hirns sehr fest; die Blutbehälter der dicken Hirnhaut auf dem Boden des Hirnschädels waren strotzend voll Blut.

Die Lunge enthielt sehr viel Luft, sie war aufgetreten, und schwomm auf dem Wasser, als ich sie in dieser Rücksicht prüfte: ich mochte sie drücken wo ich wollte, oder sie in Stücken zerschneiden, so drang nichts als ein wenig Blut, und weder Wasser noch Schaum heraus.

Die Adern zwischen den Ribben waren mehr als gewöhnlich mit Blut angefüllt, im Herzen fand ich wenig Blut, der Magen war so groß, daß neun Pfund hineingiengen; der Grimmdarm machte eilf

Bogen, nahe am Mastdarm war er sehr zusammengeschnüret, und enthielt sehr viel harten Unrath. Der Pförtner sah, so wie auch ein Stück des Krummdarms, etwas blau aus.

Neunter Fall.

Oefnung eines wassersüchtigen Gehirns.

Den 29. Junius 1775. Ein Knabe von fünftehalb Jahren, der auf eine sehr gute und untadelhafte Art erzogen worden worden war, hatte im dritten Jahre seines Lebens, einen Mangel an Muth und Lebhaftigkeit zu erkennen gegeben, sonst aber über keine kränklichen Zufälle geklaget. Man hatte allmählich bemerkt, daß sein Kopf, nach Verhältniß des Wachsthums seines Körpers, grösser worden als er eigentlich hätte werden sollen. Der Knabe war in allen Stücken langsamer und träger worden, hatte aber doch guten Appetit gehabt, auch an allen seinen körperlichen Kräften und Fähigkeiten des Geistes keinen Mangel spüren lassen. Indessen wuchs sein Kopf dergestalt, daß er ihn im letzten Jahre kaum mehr aufgerichtet zu halten vermögend war, sondern ihn immer in der Sänfte oder im Bette auf ein Küßen legen mußte. Es wurde ihm nach und nach alles gleichgültig, er war aber seiner selbst in allem Betracht so mächtig und bewußt gewesen, daß er alle Fragen, die man ihm vorgelegt hatte, bis an das Ende seines Lebens richtig beantwortete. Nie hatte er Verzuckungen bekommen, endlich aber war er immer schläfrig gewesen, und am 28. Junius 1775 sanft gestorben.

Den neun und zwanzigsten des nämlichen Monats öfneten wir ihn, nachdem wir zuvor den Kopf

nach der Breite und Länge ausgemessen hatten. Ein von der Stirne bis an das Hinterhaupt gezogener Faden war zween Wiener Schuh weniger einen Zoll lang, und der, den man vom Wirbel bis ans Kinn gezogen hatte, betrug zween Schuh. Eine ausserordentliche Größe des Kopfs bey einem so kleinen Knaben!

In der ganzen Länge der Kronnath stunden die Knochen des Hirnschedels einen Finger breit auseinander die Pfeilnath aber und die Hinterhauptsnath ließen nirgends Zwischenräume zwischen sich, sondern die Knochen waren hier fest miteinander verbunden. Doch standen sie da, wo die letztgenannte Nath anfieng, etwas voneinander ab. Nothwendig mußten also diese zarten Knochen sich selbst so ausgedehnet und dem innern Druck von dem ich bald weiter reden will, nachgegeben haben; die Seitenknochen waren unter allen am breitesten.

Aeusserlich am Hirnschädel entdeckte ich nirgends etwas Wasser, auch als ich den Hirnschädel abnahm, ward ich noch keins gewahr, und selbst unter der dicken Hirnhaut zeigte sich nichts davon; das Gehirn und die dünne Hirnhaut waren von natürlicher Beschaffenheit, ausser daß die Furchen tiefer als gewöhnlich waren. Ueberhaupt stellte aber das Gehirn eine weiche sehr große Masse dar, die einem doppelten Sack glich, und wenn man eine Bewegung damit machte, einen gewissen Schall hören ließ, der eine Wirkung des darinn befindlichen Wassers war. Ich machte hierauf eine Oefnung in dasselbe, und ich bemerkte auf diese Art, daß sehr reines Wasser in beyden obern Hirnkammern war, ich konnte aber nicht untersuchen, wie viel in jeder dieser Hölen gewesen war, denn beyde hatten in der Gegend der durchsichtigen Scheidewand (septum lucidum) Gemeinschaft mitein-

ander. Das gesammlete Wasser überhaupt wog drey Pfund und etliche Unzen.

Während der Zeit, als man das Wasser aus der einen Hirnhöhle ausleerete, fiel auch die andre Hirnhälfte zusammen, weil, wie gedacht, diese Hölen nicht völlig durch die eigentlich darzu gemachte Scheidewand voneinander abgesondert waren, und mithin war alles Wasser aus beyden Kammern auf einmal heraus geflossen.

Die Hügel der Sehnerven waren durch die Schwere des draufliegenden Wassers so zusammengedrückt worden, daß wenig davon sichtbar war; die ganze Substanz des Gehirns war rings um die Hirnkammern herum weiß, aber doch nicht so dick, als sonst gewöhnlich ist, sondern so dünne wie ein Sack, und dieser Sack war an einem Orte nur eine, an andern zwo, drey Linien u. s. f. dicke.

Die dritte und vierte Hirnkammer hatten gleichfalls Gemeinschaft mit den obern, und aus diesen war das Wasser in jene hineingegangen, sie waren aber nicht ausgedehnt.

So sehr die ausserordentliche Größe des Gehirns unsere Aufmerksamkeit verdiente, eben so würdig war derselben auch das kleine Hirn: denn äusserlich waren beyde Hälften desselben gleichsam mit Eyter überzogen, die ganze innre Substanz aber sahe gelb aus, und war sich allenthalben gleich; von dem sogenannten Baume, der sich ausserdem im kleinen Gehirn zeigete, war nicht die mindeste Spur zu sehen, es glich einem Brey, oder hatte ungefähr die Härte eines Käses, und nur oben war noch sehr wenig von der Substanz des kleinen Hirns übrig, welches zum

lich natürlich aussahe. Der sogenannte Pons Varoli und die caudae medullares waren gleichfalls in eine solche feste käsichte Maße, die sich durch und durch gleich war, verwandelt. Das Rückmark untersuchte ich nicht, denn in Privathäusern ist es mehrentheils nicht erlaubt, nach eignem Belieben bey dergleichen Oefnungen zu verfahren.

Zehnter Fall.

Nachricht von einer plötzlich verstorbenen Weibsperson.

1775 Eine Frau von dreyßig Jahren, welche im fünften Monat schwanger war, hatte öfters Anfälle von heftigen Beklemmungen, so daß auch ihr Mann bisweilen besorgte, sie möchte völlig ersticken, denn man bemerkte zu dieser Zeit auch oft nicht das geringste vom Othem mehr, und andremal gieng dieser äusserst schwer und schwach ein und aus. Die Umstehenden nennten ihren Zufall Mutterbeschwerung. Am dritten August Abends war sie munter; sie besorgte ihr Hauswesen, redete um halb eilf Uhr mit ihren Bekannten, die in eben dem Hause wohnten, (und welche dies bezeugt haben) sie verrichtete ihre Geschäfte mit Aemsigkeit und war in der That aufgeräumt dabey; hierauf gieng sie zu Bette, aber früh den vierten August halb sechs Uhr fand man sie todt; sie hatte den Kopf auf einen am Bette stehenden Stuhl so herausgelegt, als wenn sie vor Angst hätte aufstehen wollen, im Gesichte sahe sie ganz blau aus, und die Blutgefäße waren ausserordentlich aufgetreten.

Man rufte sogleich den Richter der Vorstadt und einen Wundarzt herbey; dieser öfnete augenblicklich die mit Blut strotzend angefüllte Drosselader; anfangs flossen vier Unzen Blut in einem starken Strahl heraus, nachhero aber gieng es nur Tropfenweise dann wiederum bald mit Heftigkeit, bald langsam ab; die Menge des abgezapften Blutes betrug, dem Urtheil des Wundarztes zufolge, ohngefähr 18 Unzen Blut. Die Ader war nicht recht zugebunden, und sie war daher noch überall voll Blut, als diese Person zu uns gebracht wurde. Ihren schwangern Leib fand der Wundarzt von einem heftigen Krampfe gleichsam zusammengeschüret, und er fühlte weder Puls, noch sonst ein Zeichen des Lebens.

Halb zehn Uhr früh brachte man sie zu uns und trug sie in eine vier und vierzig Stufen hohe Stube, und wenn dahero noch einiges Leben in ihr gewesen wäre, so würde es sich bey dieser Bewegung gewiß haben äussern müssen. Der Körper war nicht kalt, sondern laulicht wie die Leichen in einer so heissen Luft, wie zu dieser Jahrszeit war, zu seyn pflegen; denn früh um sechs Uhr war die Atmosphäre schon siebzig, und in der Mittagsstunde drey und neunzig Grad heiß. Wir besahn sogleich ihre Augen, und wunderten uns über die Durchsichtigkeit und den ausserordentlichen Glanz derselben, der Mund war starr und krampfhaft verschlossen. Ich machte fünf bis sechs Minuten einen Versuch, durch Drücken und allerhand Bewegungen der Brust ein Othemholen zuwege zu bringen, hernach ließ ich ihr ein Klystier von Tobaksrauch setzen, Salmiakgeist vor die Nase halten, und auch in dieselbe hineinlaufen, worauf ein röthliches Wasser aus der Nase kam. Wir rieben den ganzen Körper eine lange Zeit mit

warmen durchräucherten Tüchern ziemlich stark. Nach einer halben Stunde legten wir Umschläge von heissen Brandtewein auf die Brust und an die Stirne, ließen Schwefeldampf in die Nase gehn, und wiederholten das letzte Tobaksklystier.

Weil es schien, als ob der vorliegende Unflath hinderlich wäre, daß der Rauch nicht höher in den Darmkanal hinauf gelangen konnte, so setzten wir ihr ein Klystier von Heringslacke, aber auch dieses konnten wir nicht hineinbringen.

Hierauf ließ ich ihr den Mund aufbrechen, und bließ dann Luft hinein, indem ich die Lippen und Nasenlöcher zuhielt, um zu verursachen, daß die Luft in die Kehle hinuntergehen mußte; während dieser Zeit erweiterten und verengerten wir durch Drücken und allerhand Bewegungen die Brust, aber alle Mühe war vergebens. Ein Viertel auf ein Uhr schnitten wir die Gurgel kunstmäßig auf, bliesen mit einem Blasebalge in die gemachte Oefnung Luft hinein, und fuhren mit dem Reiben und warmen Umschlägen immer fort. Endlich beschlossen wir nebst dem Stadtrichter um vier Uhr zur Oefnung zu schreiten.

Um zwo Uhr wurde gefragt, ob man nicht augenblicklich den Kaiserschnitt machen, und damit nicht bis um vier anstehen sollte? Es wurden hierüber verschiedene Meynungen geäussert, endlich aber beschlossen, die Operation nicht zu unternehmen, besonders weil nur eine halbe, höchstens dreyviertel Stunden nach dem Tode der Mutter, aber nicht später, noch einige Hofnung ist, die Frucht lebendig zu erhalten, und wenn unsre bisherigen Bemühungen, womit wir uns über vier Stunden beschäftiget hatten, uns noch den mindesten Grad von Hofnung ließen,

daß, wenn noch ein Funke des Lebens in der Mutter wäre, selbiger sich zeigen würde, so gienge auch diese durch den Kaiserschnitt verloren.

Um vier Uhr hatten wir zwar alle Hofnung aufgegeben, das Kind durch den Kaiserschnitt lebendig auf die Welt zu bringen; der Herr D. Carl Hopfenstock aus Prag aber, der sich auf verschiedenen Universitäten und besonders in Paris auf die gründliche Erlernung der Wundarzneykunst gelegt hat, und vorjetzo sich beeifert, auch in der Kunst, die innerlichen Krankheiten zu heilen geschickt zu werden, machte auf mein Ersuchen zur Uebung, nach den Regeln der Kunst, in Gegenwart vieler Zuschauer, den Kaiserschnitt.

Die Augen des Leichnams waren zwar nicht so hell und voll als früh, doch aber weder eingefallen noch runzlicht, und immer noch heller und voller, als sie sonst bey Leichen zu seyn pflegen.

Die Frucht war männlichen Geschlechts, am ganzen Körper sah sie dunkelroth aus, und nichts als die Nabelschnur war weiß. Der Mutterkuchen hieng nicht am Muttergrunde, sondern ein Stück davon rechter Hand an der Mutter an, und lies sich schwer ablösen; denn bey einer lebendigen Gebährerin löset die krampfhafte Zusammenziehung der Mutter, wenn die Frucht heraus ist, die Afterbürde; hier aber fiel die schlaffe Mutter zusammen, als die Wasser heraus gelaufen waren. Die Mutter selbst war an manchen Orten zwo, an andern drey Linien dicke.

Der Grimmdarm war sehr ausgedehnt; er machte mehr Bogen als gewöhnlich, und der Bogen an der Milz lag zwischen der fünften und sechsten Ribbe, von

oben an gerechnet. Die Leber war ausserordentlich hart, die Milz aber natürlich; beyde Nieren fühlten sich so hart, daß wir argwohnten, sie würden voll Steine seyn, diese Vermuthung bestätigte sich aber nicht; denn die Rinde und die Papillen waren strotzend voll geronnenes Blut. Die Därme und das Gekrös waren untadelhaft.

Das linke Herz war vom Grunde bis an die Spitze dick und so hart, daß man es kaum biegen konnte. In beyden Herzkammern war kaum etwas Blut, auch die große Pulsader war leer und faltigt.

Die Lungen waren aufgeschwollen, und sahen auf den vordern Flächen nicht sowohl grau, als roth, hinterwärts und auf den Seiten aber rothblau aus, sie waren mit Blut und mit Schaum ganz angefüllt, so daß aus den zerschnittenen Stücken auch ohne daß ich dieselben drückte, der Schaum herauslief. Die dicke Hirnhaut war fast vollkommen natürlich, der länglichte Blutbehälter enthielt gar keine Feuchtigkeit, die Adern der dünnen Hirnhaut waren ziemlich voll und sahen Krampfadern ähnlich; das Adergeflecht hatte keine Veränderung erlitten, es war, wie gewöhnlich, mit Wasserblasen versehen. In allen vier Hirnkammern war wenig Lymphe.

Der Körper war äusserlich, als er zu uns gebracht wurde, über und über voll Blut, weil die in der Drosselader gemachte Oefnung jezt fest verbunden gewesen war: wir verbunden sie zwar nochmals, allein während unsrer länger als vier Stunden dauernder Versuche sowohl, als bey der Oefnung des Leichnams selbst lief beständig noch Blut heraus.

Es ist daher wahrscheinlich, daß vor der Oefnung der Drosselader die Blutgefäße im Kopfe zwar

sehr mit Blute angefüllt gewesen seyn mochten, sie waren aber durch die Verblutung ausserordentlich ausgeleert worden, daher fand man im Kopfe keine Spuren vom Schlage, und alle Blutbehälter waren mehr leer als voll; nur allein in der dünnen Hirnhaut waren noch Zeichen vom Schlage sichtbar. Hatte denn also dieser Schlagfluß eigentlich seinen Grund im Kopfe selbst, oder waren andre Ursachen an seiner Entstehung schuld? War er, kunstmäßig zu reden, idiopathisch oder deutheropatisch? Wenn wir erstlich auf die Erzählung des Mannes Rücksicht nehmen, welcher uns benachrichtigte, daß diese Frau öfters starke Beklemmungen gehabt hatte, und dabey ihrer nicht bewußt gewesen war daß sie in diesen Paroxysmen keine Verzuckungen bekommen, sondern über eine schreckliche Angst geklaget hatte, ferner in der Gefahr zu ersticken gewesen war, und sich durch Schreyen und Heulen und sonst auf alle nur mögliche Weise zu helfen gesucht hatte; wenn wir erwägen, daß ihr Mann aus der Erfahrung wußte, daß durch Schütteln oder Rütteln, Drucken und dergleichen ihr in soweit Hülfe geschahe, daß der Paroxysmus geschwinder vergieng, er ihr aber diese Nacht nicht hatte beystehen können, weil er verreiset war, und daß eine unverständige Frau ihre einzige Gesellschaft ausmachte, und sie also wegen Mangel an Hülfe sterben mußte: So scheinet aus allen diesen Umständen so viel zu erhellen, daß die eigentliche Ursache des Schlages nicht im Kopfe, sondern wegen der Beklemmungen und Engbrüstigkeit in dem System der Lebenswerkzeuge zu suchen sey. Das linke Herz war, weil es theils zu dick, theils zu hart war, nicht geschickt gewesen, eine grössere Menge Blut fortzutreiben, und den Kreislauf zu erhalten, bey der mannigfaltigen und heftigen Bewegung der Ribben aber, war der Lauf des

Blutes aus dem Herzen in die große Pulsader in so weit befördert worden, daß sich die Engbrüstigkeit vermindert hatte, endlich aber hatte sie theils, weil ihr die Hülfe ihres Mannes fehlte, theils weil ihre Krankheit nach und nach so heftig worden war, daß sie unheilbar wurde, sterben müssen.

Es bestätiget sich hierdurch die Wahrheit jenes Ausspruchs des Hippokrates Aph. 2, 41. „Diejenigen, welche ohne eine sichtbare Ursache oft heftige Ohnmachten bekommen, sterben eines plötzlichen Todes.„ Sie starb also wegen der Verstopfung der Lunge, und weil das linke Herz so hart und starr war, daß es den Lauf des Blutes in die große Pulsader nicht bewirken konnte; und weil alles Blut aus den Drosseladern vor dem rechten Herzen stand, da die Lungen schon zu voll waren, so mußte ein Schlagfluß darzu kommen, obschon nicht eigentlich die Gefäße des Gehirns der Grund davon waren: mithin war es kein idiopathischer, sondern ein deuteropathischer Schlagfluß.

Zweyter Abschnitt.

Aphorismen, von der Kenntniß und Vorherbestimmung des Ausganges der hitzigen Krankheiten; nebst einem kurzen Inbegriff der sämtlichen Lehrsätze des Hippokrates, den Urin betreffend.

Erstes Kapitel.

Aphorismen, von der Kenntniß und Vorherbestimmung des Ausganges der hitzigen Krankheiten.

§. 1.

In hitzigen Krankheiten verändern sich die bisher gesund gewesenen Säfte, und nehmen eine widernatürliche, kränkliche Beschaffenheit an.

§. 2.

So lange die Krankheit im Zunehmen ist, so lange verschlimmern sich auch die Säfte immer mehr und mehr.

§. 3.

Wenn entweder die Natur, oder der Arzt in diesen veränderten und ausgearteten Säften, welche Verstopfungen oder Entzündungen verursachen, zur Unzeit Bewegungen macht, so entstehet die größte Lebensgefahr: theils weil erstlich diese Materie oder Schärfe der Gefäße, in welchen sie enthalten ist, und die Nerven verletzet, oder durch ihre Verdickung in

den kleinen Gefäßen tödtliche Verstopfungen hervorbringt, oder weil sie endlich, wenn sie dünne und scharf zugleich ist, den ersten Grund, und eine Anlage zum kalten Brande in den Theilen des Körpers, die zur Fortdauer des Lebens erforderlich sind, erreget: zweytens weil ein heftigeres Fieber dadurch erzeugt wird, welches in der Folge die ganze Maschine zerstört und vernichtet; drittens endlich, weil zugleich mit dieser rohen und reitzbaren Materie eine solche Menge guter und dünner Säfte aus dem Körper abgeht, daß die übrige Masse von Säften viel verdorbener wird, als vorher, und, wie die Erfahrung lehret, durch dergleichen Ausleerungen die Kräfte sehr geschwächt werden.

§. 4.

Dahero ist jede Scheidung (crisis) welche vor der Kochung, oder während der Zeit, da die Krankheit noch roh ist, erfolget, nicht gut, sondern vielmehr gefährlich.

§. 5.

Es giebt aber einen Zeitraum, worinnen man kein Wachsthum der Krankheit mehr bemerket, sondern wo sie vielmehr gewissermaßen nachlassend zu seyn scheint; diesen nennet man die Zeit der Kochung, dessen Dauer sich aber nicht mit Zuverläßigkeit bestimmen läßt.

§. 6.

Wenn die Lebenskräfte gut beschaffen sind, und die Ursache der Krankheit überwiegen, und auch immer die Oberhand behalten, so bewirken eben dieselben, wenn die Heftigkeit der Krankheit (wie §. 5.)

nachläßt, eine Veränderung der in Ansehung der Schärfe, der Verdickung oder Verdünnung oder auf irgend eine andere Art fehlerhaften Säfte, indem sie die scharfen Theile verdünnen und einwickeln, die zu dicken Säfte flüßig machen, die dünnen verdicken, die sehr gespannten Gefäße erschlaffen und in eine solche Verfassung setzen, daß die Materie der Krankheit besser hindurch gehen kann; diesen Erfolg nennt man eine gute Kochung.

§. 7.

Wenn die Lebenskräfte nicht so wirksam sind, als die Ursache des Uebels, so bleibt die Krankheit immer roh: und wenn sie nur wenig schwächer sind, als die Ursache der Krankheit, so erfolgt entweder eine angefangene, oder unvollkommene, oder unbeständige Kochung.

§ 8.

Indessen muß man besorgen, daß das Leben des Kranken, wenn die Kochung sich so in die Länge verziehet, dieselbe nicht werde aushalten können, oder daß die Krankheit sehr langwierig seyn werde, wenn die Kochung so langsam und unvollkommen erfolget: oder man muß auch wohl befürchten, daß die schlecht gekochte Materie sich unglücklicher Weise wo anders hinziehen, und mit dem Kunstworte zu reden, Versetzungen, metastases, metaptoses machen, und neue Krankheiten erzeugen werde.

§. 9.

Sind die Lebenskräfte viel schwächer, als die Ursache der Krankheit, so wird die krankhafte Materie auf keine Weise gehörig verändert, sondern sie geht

entweder, wenn sie unbewegt bleibt, in Fäulniß über, und wenn dieses Gift ins Blut tritt, so fangen alle Säfte an zu faulen, und der Kranke geht drauf: oder die rohe Materie macht tödtliche Verletzungen, Verstopfungen in den zur Unterhaltung des Lebens nothwendigen Werkzeugen, wenn diese schwachen Lebenskräfte bey der Bewegung der Materie heftig gereitzet wird.

§. 10.

Wenn der im §. 6. angezeigte Zustand an bestimmten Tagen, welche man kritische nennt, wirklich und vollkommen statt findet, so erfolgt öfters die Bewegung der gekochten Materie mit mehr oder weniger Unruhe im Körper. Denn wenn die Materie gleich gekocht ist, so ist sie doch nicht von einer solchen Art, daß sie mit den übrigen Säften gemächlich in den Umlauf gebracht werden könnte. Sie ist wohl so beschaffen, daß sie aus den Gegenden, wo sie bisher fest gesessen hat, durch die Blutadern nach dem Herzen zu beweget werden kann, aber sie ist keinesweges geschickt, so, wie eine gesunde Feuchtigkeit, mit den übrigen Säften aller Orten hindurch zu gehen. Je nachdem sie also bey diesem Durchgange in den kleinsten Gefäßen entweder gar keinen, oder einen mäßigen oder endlich einen beträchtlichen Aufenthalt macht, nach eben diesem Verhältnisse werden auch keine, oder mäßige, oder heftige kritische Unruhen entstehen, die wiederum verschieden seyn werden, je nachdem die Stockung dieser mit den andern Säften nicht zu vereinigenden Materie in diesem oder jenem innern Eingeweide, oder Werkzeuge erfolget: diese Stockung aber lösen die zur Zeit der Kochung bereits verstärkten Lebenskräfte in kurzer Zeit auf,

und schaffen die Materie aus dem Körper heraus.

§. 11.

So wie man bemerket, daß die Früchte zu einer bestimmten Zeit reif werden; daß verschiedene Früchte und Saamen, jede ihre besondre Zeit erfodern, ehe sie zur Reife gelangen, daß diese Zeitigung von dem verschiedenen Erdboden, von dem verschiedenen Grade der Sonne und Wärme, und endlich von der verschiedenen Beschaffenheit und Menge des Regens und der Winde abhänget; so wird man auch gewahr, daß erstlich einige Krankheiten nach einem kürzern, andre nach einem längern Zeitraume ihre Entscheidungen machen; daß zweytens die Krankheiten eine gewisse Zeit dauern, welche nicht mit jedem Tage, sondern mit bestimmten Tagen, die man kritische zu nennen pfleget, zu Ende gehet: von welchen der dritte, vierte, fünfte, siebente, neunte, eilfte, vierzehnte, siebzehnte, zwanzigste und vierzigste die merkwürdigsten sind; und daß endlich eine und eben dieselbe Krankheit, in Betracht der Heftigkeit und Dauer, nach der verschiedenen Natur des Kranken, der angewendeten Arzeneyen, und der Jahreszeit verschieden sind.

§. 12.

Durch Beobachtungen und Erfahrungen hat man gewisse Zeichen ausfindig gemacht, woran man mehrentheils erkennen kann, wenn die Krankheit roh ist, wenn die Materie derselben gekocht wird, oder sich in dem Zustande der Kochung befindet, wenn kritische Unruhen erfolgen, ferner ob die Crise oder Scheidung vollkommen, unvollkommen oder tödtlich ist, ob aus dieser Krankheit ein andres Uebel entstehen, und zu welcher Zeit die Scheidung erfolgen werde.

§. 13.

Man weis aus Erfahrungen, daß es Epidemien giebt, wo diese eingeführten Regeln nicht befolgt werden, sondern die Krankheiten ohne alle Ordnung sich entweder mit dem Tode endigen, oder der Kranke seine Gesundheit wieder erlanget.

§. 14.

Es ereignen sich endlich auch Fälle, die doch selten sind, wo die Natur den Arzt gleichsam zu hintergehen scheinet; Hippokrates hat schon solche Beobachtungen gemacht, denn er sagt im zweyten Abschnitt seiner Aphorismen, 19. „Daß man in hitzigen Krankheiten weder Leben noch Tod zuverläßig allemal vorhersagen könne.“ Galen macht bey dieser Stelle folgende richtige Anmerkung: „nicht allemal bedeutet nach dem Sprachgebrauche so viel, als selten, oder wenig von allen z. B. nicht alle Menschen sind böse, das will so viel sagen, die wenigsten Menschen sind gut. Und Hippokrates zeiget also in diesen Worten, daß die Vorhersagungen von dem Ausgange hitziger Krankheiten nicht allemal sicher wären, das ist, die Vorhersagungen trügen zuweilen: weil manchmal, jedoch selten ein Fall ist, wo auch der beste Arzt sich irret. Dies geschiehet theils, wenn in der Scheidung plötzliche Veränderungen vorfallen, welche in der Natur derjenigen Säfte, welche die Krankheit verursachen, ihren Grund haben, theils wenn die Materie der Krankheit sich von einem Orte zum andern ziehet, und auch dies geschiehet bisweilen.“

Wir können zu diesen zween Gründen des Galen noch einen dritten hinzufügen, nemlich diesen, weil die Kranken durch Fehler in den sechs nicht natürli-

chen Dingen ohne Vorwissen des Arztes Fehler machen, und also deswegen Veränderungen ausgesetzt sind, die der Arzt nicht vorhersahe, denn entweder nehmen sie die Mittel nicht, die ihnen empfohlen worden sind, oder sie gebrauchen Arzneyen, die man ihnen verboten hat, oder sie nehmen fremde Heilmittel neben den verordneten ein, und verschlingen mit grossem Zutrauen und viel Begierde diejenigen Arzeneyen, welche ihnen Quacksalberinnen, empirische Geistliche, oder niederträchtige Aerzte, die nebst dem ordentlichen Arzte heimlich einen Zutritt haben, darreichten; oder vielens findet auch wohl jener Fall statt, wenn epidemisch Krankheiten im Anfange, wenn man sie noch nicht kennt, von der allgemeinen Regel abweichen, und des Arzts gleichsam spotten. Wer diese vierzehn Regeln wohl fasset und befolgt, der weiß und kennt alles dasjenige, was der unsterbliche Hippokrates jemals in seinen Schriften von der Kenntniß und Vorherbestimmung des Ausganges hitziger Krankheiten gesagt hat.

Zweytes Kapitel.

Aphorismen, worinn die Grundsätze, die Boerhaave im §. 941. seiner Zeichenlehre angegeben hat, erkläret, und auf die Geschichte der Jungfer von Larissa, welche Epidem 3. Abschn. 3. Kr. 12. nach der Ausgabe des Foësius S. 1110. und nach der des Chartier Th. 9. S. 306. beschrieben ist, angewendet sind.

Grundsätze.

1) Jede kritische Ausleerung, die nach der Kochung erfolgt, ist allezeit gut.

2) An einem kritischen Tage ist sie ebenfalls gut.

3) Sie ist aber in Ansehung der Zeit und Materie, nach Beschaffenheit des Alters, des Temperaments, des Geschlechts, Landes, der Jahreszeit, Krankheit und epidemischen Verfassung, verschieden.

4) Vor der Kochung ist die Scheidung nicht gut.

5) Die Kochung selbst aber ist jederzeit gut.

6) Je geschwinder die Kochung geschiehet, desto besser ist sie; mit der Scheidung aber verhält es sich nicht so.

Auslegung.

„Jede kritische Ausleerung nach der Kochung ist allezeit gut.“ Denn hier ist die Rede nicht von der vollkommenen Scheidung der Krankheit, deren Erfolg allemal an einem kritischen Tage vorzüglicher ist, sondern von der Ausführung eines Theils der rohen Säfte, die jedoch gewissermassen gekocht sind; und eben deswegen ist eine solche Ausleerung in allen Fällen gut, weil sie beweiset, daß die Krankheit den höchsten Gipfel erreichet habe, nun stille stehe, und bereits der Anfang der Kochung geschehe, und daß die Natur sich von einem Theile der fremden Materie mit Erleichterung losmache, denn im fünften Grundsatze wird behauptet: „daß die Kochung selbst immer gut sey, wegen der beyden jetzt erklärten Ursachen.

Ja es ist sogar nichts heilsamer, als wann dergleichen Ausleerungen zeitig geschehen, denn im sech-

sten Grundsatze heißt es: „je geschwinder die Kochung erfolget, desto besser ist sie.“ Es ist aber die Rede hier von der Ausleerung der völlig, oder wenigstens in so weit gekochten Materie, daß dadurch eine Erleichterung der Krankheit hervorgebracht wird.

Vor der Kochung aber, oder wenigstens vor dem Anfange derselben, ist keine Ausleerung von einigem Nutzen sondern vielmehr schädlich, denn im vierten Grundsatze heißt es: „daß vor der Kochung keine Scheidung etwas tauge,“ und mit Hülfe dieses Grundsatzes kann man die Stelle Epid. 2. S. 998. und 999. nach der Ausgabe des Foësius, wo es heißt: „Die Scheidungen, welche etwas gutes bewirke sollen, dürfen nicht zeitig erfolgen,“ und noch eine andere, die bald auf jene folgt, deutlich erklären; die leztere Stelle ist im Foes sehr dunkel, im Chartier aber etwas deutlicher zu verstehen, am besten aber ist man sie auszulegen im Stande, wenn man den Grundtext selbst mit Aufmerksamkeit betrachtet: sie will so viel sagen: „Die zu zeitigen Scheidunge, welche erfolgen, wenn alles noch roh ist, ziehen Rückfälle nach sich, oder sie verursachen, daß gar keine wirkliche Scheidung statt findet, wenn sie aber reichlich waren, werden sie schädlich.“

Hieraus ersiehet man, daß die kritische Ausleerung, die vor dem Anfang der Kochung statt findet, entweder Rückfälle verursachet, oder Schuld ist, daß in der Folge keine gute Scheidung geschiehet, und sonach der Kranke sterben muß: auch ist in dieser Stelle angezeigt, daß sie bedenklich sey, wenn sie reichlich ist.

Ob aber die Natur schon dadurch, daß sie dergleichen Ausleerungen wohl übersiehet, zu erkennen

giebt, daß sie bereits etwas von der krankhaften Materie gekocht habe, da es doch das Ansehen hat, als wenn die Krankheit noch vollkommen roh seyn müßte, so entschuldiget dieses den Arzt, der die rohe Materie in Bewegung gesetzt hat, doch nicht, denn diese Stelle unterrichtet uns, wie schädlich diejenigen Ausleerungen sind, welche die Natur selbst vor der Kochung hervorbringet, und wie sehr also der Arzt zu tadeln ist, der dergleichen, ohne von der Natur hierzu veranlaßt worden zu seyn, erreget. Man vergleiche hiermit die vortrefliche Stelle des Alexander Maßaria, in der Erläuterung der Meinung des Trincavellius beym Prosper Alpin von der Vorhersagung des Lebens und Todes B. 6. Kap. 3.

Hieraus kann man wieder den wahren Sinn des 22. Aphorismus im ersten Abschnitt deutlich einsehen wo es heißt: „die gekochte Materie muß man mit einem abführenden Mittel fortschaffen, und in Bewegung setzen, nicht aber die rohe, auch darf man sie nicht im Anfange abführen, es wäre denn, daß sie brausete, aber das ist ein seltner Fall.„ und Aph. 24. „In hitzigen Krankheiten muß man besonders zu Anfange selten abführende Arzeneyen geben, und, wenn man dies thun will, vorher alle Umstände reiflich überlegen.„

Wenn man aber eine Kochung durch einige Zeichen wahrnimmt, und die Ausleerung der gekochten Materie erfolget, nach dem ersten Grundsatze: „so ist diese kritische Ausleerung nach der Kochung allezeit gut.„

Jedoch sagt der zweyte Grundsatz, daß sie an einem kritischen Tage besonders gut sey, denn dann läuft man nicht mehr Gefahr, sich zu irren; sie ist

aber nicht nur deswegen gut, weil sie der Kranke gut verträgt, oder weil sie, wenn sie nach einer sichtbaren Kochung erfolget, und die gehörig gekochte Materie der Krankheit fortschaffet, sondern auch deswegen, weil sie eine vollkommene Scheidung der Krankheit seyn kann.

Anwendung auf die Krankengeschichte der Jungfer von Larissa.

Der Urin dieser Kranken hatte am ersten Tage eine natürliche Farbe, „der Urin war zwar von guter Farbe, aber dünne,„ mithin zeigte sich bereits am ersten Tage etwas natürliches, das nicht roh war, die Kochung ist aber nach dem fünften Grundsatze zu allen Zeiten „gut.„

Am dritten und den folgenden Tagen hatte diese Kranke viel flüssige Stühle, und befand sich leidlich dabey; dieser am dritten Tage, da man schon einige gute Erfolge erwarten konnte, anfangende, und den vierten und fünften Tag fortdauernde Durchfall, war zwar etwas flüssig, und die Exkremente hatten nicht die Farbe einer gekochten Materie, gleichwohl aber muß man gestehen, daß eben dieser Zufall mit einem vorzüglichen Zeichen der Kochung verbunden war, weil sich nämlich die Kranke dabey recht leidlich befand. Ich bin also hierinnen der Meinung des Galen, daß diese Stühle weder symptomatisch, noch auch völlig gekocht, sondern nur gewissermaaßen gekocht, und deswegen gut waren. In gewissem Betracht also gehörte dieser Durchfall unter die scheidenden Ausleerungen von denen es im ersten Grundsatze heißt; daß sie „nach der Kochung allezeit gut sind.„ Am vierten Tage „ließ sie wenig und dünnen Urin, worinnen eine Wolke war, die nicht zu Boden sank.„ Das griechische Wort Αἰωρέω oder Ἀναίρω, ich hebe

in die Höhe, und Αἰωρημα, oder ἐναιωρημα die Erhebung, das Heben in die Höhe, bedeutet dasjenige, was im Urin oben schwimmt, und ist eigentlich das Mittelding zwischen der Wolke, die ganz oben schwimt, und dem Bodensatze, der unten liegt. Das Wort μετεωρον, welches der Verfasser beyfügt, stammet gleichfalls von obigem Wurzelworte her, und bedeutet, daß diese im Urin schwimmende Materie so hoch oben gewesen sey, als wie die Wolke: es giebt in den Schriften des Hippokrates in der That einige Stellen, worinn ἐναιωρημα und Wolke eins so viel als das andre bedeuten.

Die Aerzte schliessen, bey der Betrachtung des Harns, daß die Krankheit hartnäckig seyn werde, oder auch, wie aus den Worten des Galen über diese Stelle erhellt, daß der Patient wahnwitzig werden könne, wenn die Wolke hoch oben hängt.

Aber 1) erhellet nirgends, daß Hippokrates aus diesem einzigen Zeichen einen solchen Schluß gemacht, sondern vielmehr andre deutlichere Zeichen, als den Grund dieser Besorgniß, angenommen habe.

2) Ist die aus diesem Urin hergeleitete Folgerung auch deswegen unsicher, weil eine bestimmte Zeit, worinnen diese Wolke im Urin in einer gewissen Höhe sich gezeiget hat, angegeben seyn müßte, wenn man daraus etwas zuverlässiges schliessen, und sie als ein sicheres Zeichen annehmen wollte. Mir sind im Krankenhause unzählige Fälle vorgekommen, wo anfangs im Urin oben eine weiße Materie war, die in eben dem Urin nach Verlauf einiger Stunden in der Mitten stund, und dann, als wieder etliche Stunden vergangen waren, zu Boden fiel. Es giebt aber auch gewisse Wolken, die nicht eher zu Boden fallen,

bis der Urin zu faulen anfängt. Und da diese Beobachtung richtig ist, so ergiebet sich, daß wir uns gar sehr betrügen können, wenn wir eben denselben Urin zu verschiedenen Stunden betrachten, und daß wir Anfangs etwas ganz anders von den gegenwärtigen Umständen sowohl, als von denen in der Folge zu erwartenden schliessen würden, als wenn wir eben den Urin nach Verlauf etlicher Stunden ansehen.

Eben so betrüglich ist auch der Urin, der einen wircklichen Bodensatz macht, in Ansehung der daraus zu machenden Folgerungen. Denn weder Hippokrates noch andre berühmte Aerzte haben ausdrücklich gesagt, in welcher Stunde nach dem Abgange sie den Urin, welchen sie uns beschreiben, angesehen haben; und ich habe im Krankenhause sehr oft wahrgenommen, daß eben der Urin, worinnen sich in der ersten Stunde eine Wolke zeigte, kurz drauf so beschaffen war, daß oben etwas drinnen herum schwomm, er aber etwas später trübe, wie gegohrt, aussah, und endlich nach etlichen Stunden einen häufigen weißen oder braunen Bodensatz machte, der aller Orten gleich dicke lag, und leicht war. In solchen Fällen wird der eine Arzt das, der andre etwas anders davon urtheilen, je nachdem dieser oder der andre den Urin zu dieser oder einer andern Stunde untersuchet hat. Da also unsre Kunst in diesem Fache noch zur Zeit mangelhaft ist, so dürfen wir auch aus dem vom Hippokrates bey dieser Kranken bemerkten Urin, weil eine Wolke, oder so etwas, drinnen herum schwamm, nicht schliessen, daß er etwas schlimmes angezeiget habe.

Vom fünften Tage ist gar nichts angemerkt, es erhellet aber aus dem vorhergehenden, daß die flüssigen Stühle immer noch angehalten haben, und die Umstände der Kranken leidlich geblieben sind.

Am sechsten Tage hatte sie eine Menge Blut aus der Nase verloren, und Schauer empfunden; auch hatte sie geschwitzt, und ein heftiger warmer Schweiß, der sich an dem ganzen Körper einstellte, hatte sie vom Fieber befreyet und ihre Krankheit entschieden. War sie aber nicht nach dieser Krise, weil sie am sechsten Tage erfolgte, einem neuen Rückfall ausgesetzt? Nein; denn Hippokrates setzt, damit niemand daran zweifle, sogleich hinzu: „Die Kranke hatte keinen Rückfall, sondern ihre Krankheit war entschieden.„ Giebt uns aber hier Hippokrates nicht selbst Gelegenheit, die Wahrheit aller seiner übrigen Bemerkungen in Zweifel zu ziehen, in welchen er sich zu beweisen bemühet, daß die am sechsten Tage erfolgenden Scheidungen am aller unsichersten sind, und entweder den Tod des Kranken oder einen Rückfall anzeigen? Denn er erzählet selbst, daß unter fünf und zwanzig Personen, bey welchen die Scheidung am sechsten Tage erfolgete, dreyzehn gestorben sind und eilfe heftige Rückfälle bekommen haben. Auf diese Einwendung antworte ich erstlich mit den nämlichen Worten, deren sich Galen, zur Erläuterung dieser Stelle bedient. „Es ist allerdings zu bewundern, sagt dieser Schriftsteller, daß das Fieber keinen Rückfall machte, da die Scheidung am sechsten Tage nie sicher ist: Daß jener Erfolg unter die ungewöhnlichen und seltnen gehöre, giebt Hippokrates selbst durch Beyfügung dieser Worte zu erkennen:„ Diese Patientin hatte keinen Rückfall, „sondern ihre Krankheit war entschieden,„ denn er will hiermit so viel sagen: daß man eigentlich hätte vermuthen sollen, daß ein Rückfall kommen müßte. Zweytens antworte ich auf jenen Einwurf, daß die am 6ten, als einem nicht guten Tage erfolgende Scheidung nicht so verdächtig war, weil bereits vom dritten Tage an, und am vierten und fünften eine Menge Materie der Krankheit fortgieng.

Drittens ist zu erwägen, daß unsre Verwunderung über die Güte dieser Scheidung sich verlieren muß, wenn man auf die Worte, welche Hippokrates hinzufügt, acht hat: Während dieses Fiebers, sagt er, und während der völligen Entscheidung desselben sowohl, als darnach, hatte sie zum erstenmale den Abgang ihrer monatlichen Reinigung, denn sie war eine Jungfer.»

Wir treten dahero billig dem Urtheile des Galen bey: Daß nemlich diese an einem unsichern Tage erfolgte Krise deswegen beständig gewesen; weil diese Person während dem Fieber, und nach der Krise zum erstenmal ihre Monatszeit bekommen hatte. Und wenn daher auch etwas Unangenehmes zu besorgen gewesen wäre, so ist zu glauben, daß die bis nach dem sechsten Tage fortdaurende monatliche Reinigung die krankhafte Materie vollends weggeschaffet habe; mithin entkräftet diese Geschichte die übrigen Bemerkungen des Hippokrates von der Unzuverlässigkeit des sechsten Tages keinesweges.

Drittes Kapitel.

§. 1.

Man stehet in der irrigen Meynung, Hippokrates habe seine Bemerkungen und Urtheile selten aus dem Pulse, sondern mehrentheils aus andern Zeichen genommen, weil er nicht bey jeder Krankheit, die er beschreibt, des Pulses Erwähnung thut.

§. 2.

Da er aber den Aerzten die Untersuchung des Pulses so sehr und zu wiederholtenmalen einschärfet,

und bey vielen Kranken besonders aus dem Pulse schließet, so ist zu glauben, daß er den Puls allemal, und vielleicht genauer als wir, untersuchet habe.

§. 3.

In dem Buche von den Säften empfiehlt er den Aerzten die Untersuchung des Pulses sehr gewissenhaft, und eben diese Vorschrift wiederholt er B. 4. Epid. nach der Ausgabe des Foësius S. 1136 und Epid. 2. Abschn. 6. S. 1058. macht er daraus folgende Vorhersagung: „Wenn bey solchen Personen die Adern an den Händen heftig klopfen, das Gesicht munter und gut aussieht, und die Dünnungen in den Seiten aufgetreten sind, so muß man eine chronische Krankheit befürchten.“

In der Geschichte des Pythodorus Epid. 7. S. 1207. sagt er: „Gegen den vierzehnten Tag spürte man nicht viel mehr vom Fieber, indeß konnte man es doch an denen Schlafpulsadern noch gewahr werden. Den funfzehnten Tag verlor sich das heftig gewordene Fieber wieder, und man fühlte überall am Körper mehr Kälte als Hitze, ausser an den Schläfen, und der Puls setzte nicht aus.“

Epid. B. 4. S. 1127. wo Hippokrates von dem Knaben, der an der äussersten Schenke wohnte, redet, heißt es: „Am siebenten Tage in den Frühstunden warf er sich sehr herum, und schrie gewaltig; die Adern am Nabel schlugen stark. In den hitzigsten Fiebern gehet überhaupt der Puls sehr geschwind und ist groß.“

Ebendaselbst S. 1129. „Bey dem Schmidt Zoilus gieng der Puls zitternd und langsam.“

Ferner im zweyten Buche von den Krankheiten der Frauenzimmer S. 643. setzt er bey Beschreibung einer weiblichen Krankheit hinzu: der Puls am Handgelenke schlug schwach, matt, setzte aus, und manchmal war er plötzlich ganz unfühlbar."

§. 4.

Man muß vielmehr eingestehen, daß uns Hippokrates vortrefliche Regeln vom Pulse gegeben hat. In der oben angeführten Geschichte des Pythodorus untersuchte er den Puls nicht nur am Handgelenke, sondern auch an den Schläfen. Denn er war ein so genauer Beobachter der Natur, daß er wohl wußte, daß, wenn man den Puls an dem Handgelenke kaum mehr fühlet, man ihn öfters an den Schlafpulsadern deutlicher gewahr wird, theils weil sie fast ganz blos auf dem Knochen liegen, theils weil sie nicht sehr mit Fett bedeckt sind.

Epid. 7. S. 1206. sagt er: „Beym Polykrates wurde das Fieber so gelinde, daß man fast nirgends einige Spuren mehr davon fühlte, als an den Schläfen."

Ebendaselbst S. 1208. bey der Erzählung der Krankheit des Knaben des Eratolaus benachrichtigt er uns, „daß weder der Kranke noch auch viele der Umstehenden glaubten, daß er noch ein Fieber hätte, an den Schläfen aber fühlte man den fieberhaften Puls."

Und S. 1210. merkt er an, daß der Sohn des Cydius am siebenten Tage ganz gesund zu seyn schien, nur er (Hippokrates) war andrer Meynung: weil er nemlich an den Schläfen immer noch ein starkes Pulsiren wahrnahm: er beschreibt daher die Geschichte

dieser sehr traurigen Krankheit bis zum zwey und zwanzigsten Tage.

§. 5.

Die Entzündung der Lungen ist nicht so gefährlich, so lange der Puls groß und schnell ist, aber für weit gefährlicher muß man sie halten, wenn der Puls weich ist. Baglivi verwunderte sich, als er bey einer Lungenentzündung das Blut dünne und flüßig fand, wenn man aber auf diese Erfahrung Rücksicht nimmt, so wird man sich nicht wundern, denn die Sache läßt sich nun leicht begreifen.

§. 6.

So wie es möglich ist, daß die Lungen und alle Eingeweide in der Brust vollkommen gut seyn können, und dennoch der Othem äusserst schlecht ist, weil viele Dinge, die ausserhalb den Lungen sind und geschehen, eine widernatürliche Veränderung derselben zu verursachen im Stande sind, so kann eben dies auch bey dem Pulse statt finden.

§. 7.

Wir müssen uns daher hüten, wenn wir einen schwachen, aussetzenden und ungleichen Puls bey Krankheiten, wo zugleich ein Schmerz in der Herzgrube bemerkt wird, finden, daß wir nicht sogleich die Schuld auf die zur Unterhaltung des Lebens unentbehrlichen Werkzeuge schieben: denn die Erfahrung lehret uns unzählichemal, daß man einen solchen Puls bemerket, wenn die Leber, die Milz, und das ganze System der Pfortader, das Zwergfell und die Muskeln des Unterleibes verhindern, ihre Geschäfte zu verrichten.

§. 8.

Verschiedene Pulse, z. B. der zweyschlägige (dicrotos) Puls, der in hitzigen Krankheiten kritisches Nasenbluten anzeigen soll, der aussetzende, der für einen Vorboten kritischer Durchfälle gehalten wird, und der einfallende, der kritische Schweiße prophezeyen soll, und nach der Bemerkung des spanischen Arztes Solano de Luiqve wirklich anzeiget, werden von den aufmerksamsten Aerzten in den mitternächtlichen Ländern und selbst in Oesterreich nicht leicht als solche Vorboten erkannt, weil die Erfahrung jene Behauptungen des Solano nicht bestätigt; ich habe im hiesigen Krankenhause mit Fleiß darauf Achtung gegeben, nie aber so etwas bemerkt.

Viertes Kapitel.

Vom Urin.

§. 1.

Die Betrachtung des Harns ist in der praktischen Arzneykunst nicht nur sehr nützlich, sondern sogar nothwendig.

§. 2.

Diejenigen aber, welche sich rühmen, daß sie blos aus dem untersuchten Urin die Krankheit zu erkennen und zu heilen vermögend sind, reden schlechterdings Unwahrheiten, und sind nicht würdig, unter die methodischen Aerzte gerechnet zu werden.

§. 3.

Denn der Urin gesunder Menschen ist nicht einerley, und nicht allein der von einem und eben den-

selben Menschen, sondern auch der von verschiedenen Menschen ist sich nicht immer gleich. Diese Verschiedenheit verursachet das Alter, das Geschlecht, das Temperament, die Jahreszeit, der Gebrauch der sechs nicht natürlichen Dinge und der Arzeneyen.

§. 4.

Da auch der Urin der Kranken aus den nemlichen Ursachen nicht immer einerley ist, so muß derjenige, der ein richtiges Urtheil davon fällen will, auf alle übrige bey der Krankheit vorkommende Zeichen nothwendig genau Achtung geben.

§. 5.

Denn wenn der Urin gleich nicht gut, sondern von schlimmer Vorbedeutung ist, alle übrige Zeichen aber gut sind, so muß man dennoch einen guten Ausgang erwarten.

§. 6.

Wenn der Urin keine guten Folgen verspricht, aber einige der übrigen Zeichen gut, andre schlimmer sind, so vermehret sich der Grad der Gefahr des Kranken gar sehr.

§. 7.

Doch muß man wissen, daß Hofnung und Besorgniß sich mehren und mindern, je nachdem die verletzten oder unterbrochenen Verrichtungen zur Fortdauer des Lebens mehr oder weniger erfoderlich und nöthig sind.

§. 8.

Ein nicht gutartiger Urin, in Gesellschaft andrer mehrentheils schlimmer Zeichen, bedeutet die größte und schleunigste Gefahr.

§. 9.

Doch lehret uns die Geschichte der Arzeneykunst, daß man auch bey einem schlimmen, ja sogar bey dem allerschlechtesten Urin, in Verbindung mit andern sich zugleich äussernden schlimmen Zeichen, gleichwohl nicht alle Hofnung aufgeben dürfe, wie uns die Krankheit des Meton, des Weibes in Thasus, der Jungfer in Larissa des Pythion und viele andre Beyspiele, welche Hippokrates erwähnt, davon überführen: denn unvermuthet geschehen oft solche Veränderungen, welche sehr geschwind gefährliche Umstände in sehr gute verwandeln.

§. 10.

Wiewohl es sich bisweilen zugetragen hat, daß Kranke, deren Urin nie von einer guten Beschaffenheit war, bey andern guten Zeichen ihre vollkommene Gesundheit wieder erlanget haben, so findet man doch auch hin und wieder, daß eine unvollkommene Scheidung unter diesen Umständen erfolget ist. Hippokrates bemerket dieses Epid. 1. S. 593. nach der Ausgabe des Foësius, und besonders Epid. 7. S. 1229. an dem Beyspiele des Fullo und des Nicorenus.

§. 11.

Wenn der Urin schlecht ist, und alle übrige Zeichen nichts gutes bedeuten, so hat man einen schlimmen Ausgang zu erwarten.

§. 12.

Indeß hat doch Hippokrates bey den meisten Patienten, deren Krankheit tödtlich war, einen übeln Urin gefunden. Epid. 3. S. 1062. dies erhellet aus der Geschichte des Hermokrates S. 1076. des Jünglings am Markte der Lügner S. 1077. der Frau, die

die Darmgicht hatte, S. 1078. und auch der, die an einem hitzigen Fieber lag, S. 1080. ferner des Mädchens am Lügenmarkte, S. 1083. der pestartigen Krankheit, S. 1085. des epidemischen hitzigen Fiebers und der Entzündung der Hirnhäute, S 1093. des Paris in Thasus, S. 1096. der Frau in Thasus, die am achtzigsten Tage nach der Niederkunft starb, S. 1098. des Pythion in Thasus, S. 1100. des Menschen, der an der Phrenesie starb, S. 1101. des Kahlkopfs in Larissa, u. s. f.

§. 13.

Wenn aber der Urin auch noch so schlecht ist, und es sind besondre Umstände des Kranken daran Ursache, so trägt er zur Vermehrung der Gefahr nichts bey, z. B. der Urin skorbutischer Personen, worauf oben eine Haut, wie Spinneweben schwimmet, kann nicht geradezu unter die schlimmen Vorbedeutungen gerechnet werden. M. s. Hippokr. Progn. S. 40.

§. 14.

Vom rothen Urin muß man nicht sogleich etwas gutes und eben so wenig etwas böses prophezeyen.

1) Sehr rother Urin, mit rothem Bodensatz, ist ein schlechtes Zeichen.

§. 15.

2) Ein sehr wenig rother Urin, mit einem röthlichen Bodensatze deutet zwar auf eine Langwierigkeit der Krankheit, ist aber an und vor sich selbst weiter nicht gefährlich. Progn. S. 40. Coac. 575.

§. 16.

3) Die Worte des großen Boerhaave im §. 1016. seiner Institutionen, wo er sagt: „daß wenn an dem

Anzeigetage vor einem scheidenden eine grössere Menge Urin abgehet, und selbiger einen weißen, röthlichen Bodensatz in Menge hat, und sich hierbey die Umstände verbessern, dieses anzeige, daß an dem Scheidetage eine vollkommene Scheidung und die Genesung des Kranken erfolgen werde," treffen nicht anders ein, als vor dem siebenten, und besonders am vierten Tage, nach dem siebenten aber nicht. Dieses beweisen wir aus dem Hippokrates Coac. n. 575. und Aphor. 4— 71. und aus der Erklärung des Galen über diesen Aphorismus. Auch die Bemerkung der praktischen Aerzte zeigen uns das nemliche.

§. 17.

4) Rother Urin ohne Bodensatz bedeutet in hitzigen Fiebern eine große Crudität, und mithin eine späte Scheidung und langwierige Krankheit: es müßten denn andre Ausleerungen diesen Mangel ersetzen, oder die Krankheit sich unverhoft ändern.

§. 18.

5) Rother Urin mit rothem Bodensatze prophezeyet nichts bessers, als ein Urin, worinnen gar kein Bodensatz ist.

Fünftes Kapitel.

Noch mehrere Bemerkungen vom Urin und von den Versetzungen.

§. 1.

In hitzigen Krankheiten sind alle Urtheile, die man lediglich auf den Urin bauet, trüglich, und man muß sich dahero nie nach dem Urin richten, ohne zu-

gleich andre Zeichen der Krankheit mit zu Hülfe zu nehmen.

§. 2.

Je mehr der Urin von seiner natürlichen Beschaffenheit abweichet, desto schlimmer ist er: und je weniger er davon abweichet, destoweniger ist er zu befürchten, doch gilt dieses Urtheil nur in Zusammenhaltung mit den übrigen Umständen und Zeichen. Folglich ist ein gesunder, gehörig gekochter, in den Frühstunden gelassene Urin die wahre Richtschnur, wornach man sich bey Kranken achten solle.

§. 3.

Bleicher und dünner Urin zeigt in hitzigen und Entzündungskrankheiten nie etwas gutes an. Er giebt zu erkennen, 1) daß die innern Eingeweide von so übler Beschaffenheit sind, daß sie zur Kochung der rohen Materie nicht hinreichen. 2) Eine solche Unthätigkeit der Nieren, daß sie nichts, als das wässerichte, absondern; 3) oder ein so dickes Blut, womit sich die wässerichten Feuchtigkeiten nicht vermischen können. Dieses dicke und scharfe Blut verursachet, wenn dadurch das Gehirn in Unordnung gesetzt wird, Raserey: wenn es die dicke oder dünne Hirnhaut entzündet, Phreneſien; wann die Schärfe die Fasern der Nerven reitzet, Verzuckungen, und wenn diese Schärfe im Körper stecken bleibt, den kalten Brand, und zuletzt den Tod.

§. 4.

Man ersieht hieraus, was Hippokrates eigentlich will, wenn er Coac. n. 579. sagt: „derjenige Urin, der gleich nach dem Genuß des Getränkes fortgehet, bedeutet nichts gutes, besonders in Entzündungen des Brustfelles und der Lungen.“

§. 5.

Ferner verstehet man auch hieraus den 4 Aph. 72. wo Hippokrates behauptet, daß ein durchsichtiger weißer Urin schlecht sey, besonders bey denen, die an einer Entzündung des Gehirns darnieder liegen, bey welchen er nicht selten ist.

§. 6.

Ist denn also nichts anders, als der Tod gewiß zu gewarten, wenn der Urin in hitzigen Krankheiten immer so bleibt? Hippokrates antwortet darauf. Progn S. 40. nach der Ausgabe des Foësius: „Diejenigen Kranken, deren Urin lange Zeit dünne und ungekocht ist, werden, wenn andre Zeichen ihre Genesung uns hoffen lassen, unter dem Zwergfelle irgendwo ein Eytergeschwür bekommen.“

§. 7.

Wenn also auch der Urin an und vor sich selbst äusserst schlecht ist, und man nur böse Folgen daraus wahrsagen kann, so wird dieses Urtheil in Ansehung des Gegenwärtigen sowohl als Zukünftigen gemildert, wenn die übrigen Zeichen die Genesung des Kranken versprechen, und statt des Todes ein Eytergeschwür prophezeyen.

§. 8.

Bekommen denn aber alle Kranke, die an hitzigen Fiebern darnieder liegen, und deren Urin beständig dünne und blaß ist, Eytergeschwüre? Hippokrates sagt: Aph. 4. 74. „Diejenigen, welche eine Eyterbeule an einem oder mehrern Gelenken besorgen müssen, werden durch reichlichen Abfluß eines dicken weißen Urins, dergleichen bey manchen in Fiebern den vierten Tag mit Mattigkeit zu gehen anfängt, von ih-

rer Besorgniß befreyet: auch zertheilet sich eine solche Beule bald, wenn der Kranke Nasenbluten bekommt.“ Epid. 7. S. 1179. bekräftiget und beweiset Hippokrates dies alles durch das Beyspiel des Archigenes.

§. 9.

Werden denn aber alle diejenigen, welche durch dergleichen Eytergeschwüre aus der Todesgefahr errettet worden, völlig gesund?

Hierauf antworte ich: daß sie allerdings ihre Gesundheit wieder erhalten, wenn diese Eytergeschwüre theils an einem schicklichen Orte entstehen, theils verhältnißmäßig gegen die Krankheit groß genug sind. Die bequemen Orte sind: die Drüsen hinter den Ohren, in den Weichen, und an den Knien. Denn wiewohl wirkliche kritische Beulen (Boerhaavs Unterw. §. 938.) nach einer guten Kochung an diesen Orten entstehen, so versetzt sich doch auch bey unvollkommener Kochung die Materie der Krankheit dahin, und die unterstützenden Naturkräfte müssen sie zeitig machen und fortschaffen. Wenn aber dergleichen Beulen nicht zur Reife gelangen oder zurücktreten, so fällt diese Materie auf edle Theile, und verursacht entweder den Tod oder andre Krankheiten, oder sie setzt sich auf Theile, wo sie glücklich aus dem Körper gebracht werden kann, und der Kranke geneset. Auf diese Weise starb die Frau des Nikolaus Epid. 7. S. 1281. und die Fullonen ebend. S. 1229.

Auf diese Art wurden diejenigen Patienten erhalten, deren Krankheit Epid. 1. S. 946. 947. also beschrieben wird: „Sie hatten kleine Blüthgen auf der Haut, welche für Wirkungen einer Aussonderung der Materie bey dieser Krankheit nicht gehalten werden konnten, und bald wieder verschwanden, oder sie

bekamen Beulen hinter den Ohren, welche weder eine Lösung, noch auch eine Scheidung der Krankheit machen." Hierauf erzehlt Hippokrates, daß eine Menge solcher Kranken täglich stürben, und setzt hinzu, daß alle diejenigen mit dem Leben davon gekommen wären, welche nachhero heftiges Harndrängen bekommen, und sich eine Zeitlang damit geplaget hätten, denn darauf wäre, sagt er, ein dicker eyterichter Urin in reichlicher Menge abgegangen.

Auch diejenigen wurden erhalten, von denen eben dieser Arzt Epid. 1. S 956. redet: „Diejenigen, sagt er an diesem Orte, bey welchen sich, wenn das Fieber kritisch vergieng, Beulen hinter den Ohren mit Schmerzen zeigten, und diese Beulen bey anhaltenden Schmerzen nicht eyterten, erhielten sich, wenn sie gallichte Durchfälle oder die Ruhr, oder einen Urin mit dickem Bodensatz bekamen, z. B. Hermippus Clazomenius: ingleichen der andre Clazomenius an dem Brunnen des Phrynichides." S. 985. 986.

Man könnte zwar einwenden, daß man Epid. 2. S. 1012. die Aeusserung fände, daß der Schwager des Aristäus eine vollkommene Scheidung gehabt hätte, und gesund geblieben wäre, wiewohl die Drüsen hinter den Ohren, welche geschwollen waren, nicht schworen und eyterten. Galen aber beantwortet diese Einwendung im voraus, nemlich er hätte, erinnert er, nebst diesen Beulen kritisches Nasenbluten bekommen, und dieses hätte die Scheidung zugleich mit gemacht, es wäre daher nicht nöthig gewesen, von den Beulen noch eine beträchtliche Scheidung zu erwarten.

§. 10.

Wenn also weißer dicker Urin in Menge abgehet, so ist er in einem doppelten Falle heilsam, 1) in

dem Falle, wenn ein Eytergeschwür hätte entstehen sollen, und 2) wenn selbiges ohne zur Reife zu gelangen, zurück tritt.

§. 11.

Die Eytergeschwüre an der äussern Haut stehen auch immer an einem sehr bequemen Orte. An den Fingerspitzen sind sie selten gut, und taugen mehrentheils nichts: auch sind diejenigen zweydeutig, welche sich an grössere Gelenke ansetzen, obschon einige solcher Kranken davon kommen; dieser Fall fand beym Hyrapitus statt.

Sechstes Kapitel.

Von der Versetzung der Materie der Krankheit.

Fortsetzung.

§. 1.

Ein trauriges Beyspiel einer Versetzung hatten wir im Krankenhause an einem Blinden, der wegen Vernachläßigung seiner Krankheit, welche ein wahres Seitenstechen war, den Staar bekommen hatte.

§. 2.

Ein Mensch, der im May 1757. an einem heftigen Seitenstechen darnieder gelegen, und dabey keinen Arzt gebrauchet hatte, ließ nur ein einzigesmal zur Ader.

§. 3.

Das war der erste Fehler, den er begieng: denn eigentlich soll man bey dieser Krankheit oft zur Ader

lassen, und wenn es die Kräfte verstatten, so lange damit fortfahren, als die Krankheit roh ist, und man keine merkliche Erleichterung spüret.

§. 4.

Am achten Tage hatte dieser Patient stark wirkende Laxierpillen eingenommen, und so einen zweyten Hauptfehler begangen. Hippokrates giebt uns B. 3. von den Krankheiten, S. 492. 493. nach der Ausgabe des Foësius den weisen Rath, den Leib, so lange die Pleureste noch roh ist, weich und offen zu erhalten, schlechterdings aber kein stark wirkendes Purgiermittel zu geben; und diese Behauptung beweiset er in dieser weitläuftigen Stelle durch richtige Vernunftschlüsse und Erfahrungen.

§. 5.

Der Nachtheil, den diese zur Unzeit gebrauchte abführende Arzney hervorbrachte, offenbarte sich auch sogleich dadurch, daß die Materie der Krankheit sich alsbald höher herauf in der Brust zog.

§. 6.

Wenn sich in der Pleureste der Ort des Schmerzes ändert, so ist es entweder ein gutes oder ein schlimmes Zeichen, je nachdem es Nutzen und Linderung verschaffet, oder nicht.

§. 7.

Hippokrates B. 1. von den Krankheiten führt diese Veränderung, wenn sie in Entzündungen des Brustfelles oder der Lungen nach etlichen Aderlässen geschiehet, als etwas gutes an, und setzt hinzu: „Ein Theil der Materie der Krankheit verbreitet sich durch die Hülfe der Arzeneyen und des Getränkes, inglei-

chen durch laue Umschläge, die man äusserlich auflegt, aus den fleischigen Theilen, und die Krankheit vertheilet sich durch den ganzen Körper.„

§. 8.

Er beschreibt sie aber auch Coac. n. 73. als etwas böses: „diejenigen Pleuresien, sagt er, wo die Schmerzen immer höher heraufsteigen, sind sehr zu fürchten.„

§. 9.

Fast eben dieses Urtheil fällt er auch in dem Buche von der Lebensordnung in hitzigen Krankheiten Text 10. wo er diese Worte braucht: „Wenn sich der Schmerz am Schlüsselbeine, oder eine Schwere am Arme, oder um die Brüste herum, oder über dem Zwergfalle äussert, so ist es gut, die Ader inwendig am Ellbogen zu schlagen, und unverzüglich Blut in Menge wegzulassen.„

§. 10.

Man siehet hier deutlich, daß Hippokrates dabey voraussetzet, daß die Krankheit immer noch roh sey, oder immer zunehme, denn er fährt gleich darauf fort: „Man darf auch nicht säumen, reichlich zur Ader zu lassen, so lange bis das Blut dunkelbraun, oder purpurroth, ja beynahe rothbläulicht wird, denn beydes trägt sich zu.

§. 11.

Er verlanget also, daß das Blut, wenn es ruhig stehet, keine weiße Speckrinde haben, sondern vielmehr roth sehen soll, oder es soll einem entzündeten Blut so unähnlich seyn, daß es vielmehr purpurroth aussiehet, weil die Auflösung bereits angefan-

gen hat. Eigne Beobachtungen haben mich überzeuget, daß Pleureſien ſich auf beyderley Art löſen.

§. 12.

Hieraus erklären ſich zugleich einige Worte des Boerhaave, wenn er ſagt: „Die Abweſenheit der Rinde beſtimmt das Ende.„ Boerhaave und Hippokrates ſagen nemlich beyde einerley, beyde aber befehlen auch auf das ernſtlichſte, nur alsdenn ſo zu verfahren, wenn man ſicher weis, daß die Krankheit noch roh iſt, aber keinesweges, wenn ſich bereits Zeichen der Kochung deutlich zu Tage legen.

§. 13.

Wenn alſo der Schmerz von einem Orte weg, und an einen andern zieht, ſo iſt es einmal ein gutes, das andremal ein ſchlechtes Zeichen, je nachdem die Krankheit noch vollkommen roh, oder im Steigen iſt.

§. 14.

Den Erläuterungen des Hrn. Barons van Swieten, und des berühmten Hrn. Trillers zufolge, iſt es am ſechſten Tage oft von guter Bedeutung: weil man daraus wahrnehmen kann, daß die Kochung vorgehet, ſo konnte man auch an einem guten Tage die Scheidung erwarten, und dieſes erfolgte auch.

§. 15.

Bey dem Kranken, von welchem hier die Rede iſt, dauerte dieſe üble Aenderung acht Tage, dann ließ er wieder Blut. Da die Krankheit noch ſo roh war, ſo hätte ihm das Aderlaſſen helfen können, ſo wie ſie dem Anaxion am achten, und dem Kranken des Hrn. Trillers am achten und neunten Tage gute Dien-

sie that, wenn nur jener Patient das übrige, was dabey zu thun war, nicht vernachlässiget hätte.

§. 16.

Das Blut machte dann in der Materie der Krankheit wieder eine Bewegung, und leitete sie zu den Knöcheln der Füsse.

§. 17.

Ist wohl eine solche Versezung gut? Allerdings, wenn die übrigen Umstände gut sind, und nichts schlimmes anzeigen; 1) Wenn Merkmale der Kochung vorhergegangen sind, 2) wenn sich vorher kritische Bewegungen geäussert haben, 3) wenn die Versetzung bis ans Ende der Krankheit an dem Orte fest bleibet, und der Grösse der Krankheit in Ansehung der Materie entspricht. Hippokrates sagt Coac. n. 68. „Die Röthe an Händen und Füssen ist ein schlimmes Zeichen;„ und in seinen Prænotionen S. 43. beym Foësius; erinnert er, „daß es in heftigen und gefährlichen Entzündungen der Lungen gewiß allemal gut sey, wenn Eytergeschwüre an den Füssen zum Vorschein kommen, am besten aber dann, wann sie erst entstehen, wenn eine Aenderung mit dem Auswurfe vorgehet. Denn wenn die Beule und der Schmerz sich dann zeigen, wenn sich der gelbe Auswurf in Eyter verwandelt, und gehörig abgehet, so ist der Kranke nicht nur vor aller Lebensgefahr ganz sicher, sondern das Geschwür wird sich auch gar bald ohne Schmerzen verlieren. Wenn aber weder der Auswurf gehörig vor sich gehet, noch auch der Urin einen guten Bodensaz hat, so ist zu besorgen, daß der Kranke davon lahm werden werde, oder sonst viel ausstehen müsse. Verschwinden aber die Beulen und treten zurück, ohne daß Auswurf abgehet, und bey noch

fortdaurendem Fieber, so sind sehr gefährliche Zufälle, nemlich Phantasien und der Tod des Kranken zu besorgen. Fast eben so drückt er sich hierüber Coac. n. 396. aus.

§. 18.

Ich bin in der Geschichte dieses Kranken ungewiß, ob wahre Zeichen der Kochung und wirkliche kritische Bewegungen zugegen gewesen sind, oder ob nicht vielmehr die halbgekochte Materie am vierzehnten Tag, oder um diese Zeit sich an die Knöchel gezogen hat.

Weil die Beulen und Schmerzen an den Knöcheln nicht von langer Dauer waren, so war diese Versetzung in der That eben so schlimm, als am achten Tage: ja noch schlimmer, weil sie sich darauf wieder in die Höhe zog, und in diejenigen Aeste der Schlafpulsader, welche zum Auge, zum Sehnerven und zu den innern Theilen des Ohrs gehen, wendete, und den Kranken taub und blind machte.

§. 19.

Dieses Beyspiel sowohl, als andre Erfahrungen erweisen, wie hartnäckig dergleichen Versetzungen sind. Denn als dieser Mensch in unser Krankenhaus kam, hatte das Uebel schon drey Monate gedauert, und seit der Zeit hat man ihm folgende Heilmittel gebrauchen lassen.

1) Zu Verdünnung der Materie hat er viel Polychrestsaltz, häufig Honig, und viel Milch und Wasser zu sich genommen, 2) um diese verdünnte Materie vom Kopfe abzuleiten, hat man ihm viel Abführungen, besonders solche, die mit Queckſilber versetzet, waren, gegeben. 3) Um diese Materie aus der Gegend, wo sie sich fest gesetzet hatte, wegzubringen,

ließ man die längste Zeit um das ganze Auge herum zu wiederholten malen viele Schröpfköpfe ansetzen. 4) Weil er darauf etwas leichter hören lernte, in Ansehung des Gesichts aber es sich mit ihm gar nicht bessern wollte, so hat er vier Monate lang Queckſilber Sublimat, in Brandewein aufgelöst, gebrauchet, doch mußte man bisweilen etliche Tage damit aussetzen, und theils des heftigen Laxirens, theils des Speichelflusses wegen andere Arzeneyen darzwischen verordnen. 5) Hierauf hat er just vier Monate täglich folgendes Mittel genommen: Nimm sechs Quentchen lebendige Kellereſel, zerreibe sie mit weissen Wein, so viel nöthig, seihe die Flüssigkeit durch und laß täglich fünf Unzen davon einnehmen. 6) Hat man ihn endlich schon seit einiger Zeit elektrisirt, aber auch dadurch scheinet die Materie noch nicht beweglich werden zu wollen.

Siebentes Kapitel.

Vom Urin. Fortsetzung.

§. 1.

Wenn der Bodensatz im Urin 1) den Wicken ähnlich, 2) schuppicht oder blättericht, 3) kleyenartig, 4) einem dicken Mehl gleich und 5) häutig zu seyn scheint, so ist der Anmerkung des Galen zufolge, zu vermuthen, daß die innern Häute der Gefäße losgehen, und der Unterschied der angezeigten Arten nur im Zusammenhange der abgekratzten Theile bestehe. Hipp. Progn. S. 40.

§. 2.

Wenn im Urin gleichsam Häute sind, diese sich zu Boden setzen, und der Kranke Schauer empfindet, so bedeutet dies Verzuckungen, Coac. n. 584. Ueberhaupt sind alle diese Arten von Urin von keiner guten Vorbedeutung.

§. 3.

Wofern aber im Urin, so bald er gelassen ist, Kleyen u. d. g. zu sehen sind, so können diese einen besondern Fehler der Blase anzeigen, und wenn dieses der wahre Grund davon ist, und der Fehler nur in der Blase seinen Grund hat, so kann man daraus keinesweges eine Gefahr oder besorgliche Verschlimmerung der Krankheit prophezeyen. Progn. S. 41. Aph. 4, 77. 81.

§. 4.

Rother Urin, mit einem rothen dicken oder kleyenartigen Bodensatze ist eben so beschaffen, wie der Harn der Gelbsüchtigen, nur muß man überdies abrechnen, daß er anzeiget, daß das Blut scharf, saltzig, aufgelöst, und den Körper zu nähren unfähig sey, und bey einem Gelbsüchtigen jene Farbe von der Galle herleiten. Denn im letztern Falle wirkt die Galle eben das, was jene Schärfe im rothen Urin thut.

§. 5.

Grüner Urin zeiget an, daß eine schwartzgallichte Materie in Bewegung ist, daß sie aufgelöset, mit dem Blute vermischet, und durch die Nieren ausgeführet wird. So bald die schwarze Galle in Bewegung ist, so fangen sich die bedenklichsten Zufälle in den Eingeweiden des Unterleibes und in andern Theilen durch heftiges Schneiden u. d. g. an zu äussern,

und der Kranke befindet sich in der größten Lebensgefahr. Dergleichen Kranke gerathen nach und nach in die Umstände mit welchen Hippokrates Aph. 4, 22, 23. drohet.

§. 6.

Aus eben dieser Quelle entspringet der schwarze Urin, und dieser zeiget so wohl in Ansehung des Gegenwärtigen, als des Folgenden noch schlimmere Zufälle an, als der vorige. Man vergleiche Hipp. Progn. S. 41. Epid. 1., S. 966. In der Geschichte des Philiskus S. 984. des Erasmus S. 1076. des Jünglings am Lügenmarkte, und der andern Frau S. 1096. der Frau in Cyzicus S. 1098. des Pythion, S. 1111. des Apollonius Abderitanus u. s. f.

§. 7.

Hippokrates hat Coac. n. 582. von dieser Regel eine Ausnahme gemacht: „Wenn, sagt er, sich in unregelmässigen Fiebern eine schwarze Wolke im Urin zeiget, so bedeutet sie, daß ein viertägiges Fieber daraus werden wird.„

§. 8.

Praktische Aerzte wissen aus Erfahrung, daß schwarzer Urin in viertägigen Fiebern bisweilen eine vollkommene Scheidung macht.

§. 9.

Doch muß man sich allenthalben hierbey in acht nehmen, daß nicht etwa die Arzeneyen am schwärzlichen Urin schuld sind, und man sich also irre.

§. 10.

Wenn auf dem Urin, so bald er gelassen ist, eine fette spinneweben ähnliche Haut schwimmet, und

der Urin also fett ist, so zeigt er nichts gutes an, Progn. S. 41. Wird er aber erst viele Stunden darnach oder am folgenden Tag so, so ist er schon nicht so schlimm, denn nicht selten fängt der Urin ausser dem Körper an leicht und schnell in eine gewisse Art von Fäulniß zu gerathen, und das erste Zeichen derselben ist eine solche fettichte Haut.

§. 11.

Wenn der Urin sogleich oder bald drauf, nachdem er gelassen worden ist, stinkend wird, so bedeutet es nichts gutes, doch je später er nach der Aussonderung unangenehm riecht, desto weniger ist er von übler Bedeutung; die Ursache hiervon ist im vorigen §. angezeigt worden.

§. 12.

In manchem Urin ist sogleich, in manchem erst nach Verlauf einer oder etlicher Stunden, in manchem nach einem halben oder ganzen Tage, und in manchem endlich noch später ein Bodensatz. Welcher von diesen Urinen, oder vielmehr welche Zeit, zu der sich der Bodensatz bemerken läßt, zeigt nun die beste, oder eine gute, oder eine mässige, oder geringe, oder keine Scheidung an? So weit sind die Aerzte noch nicht, daß sie dies zu bestimmen gelernt hätten. Vielleicht wird man durch öftere fleissige Bemerkung auf diese Sache hierinn zu einem höhern Grade von Gewißheit gelangen.

§. 13.

Je geschwinder indessen ein guter Bodensatz fest auf dem Boden liegen bleibt, desto sicherer läßt sich daraus etwas prophezeyen.

§. 14.

Bey gesunden Menschen ist eine Hauptregel, die mehrentheils eintrift, diese: wenn eine Absonderung gehemmt ist, so vermehret sich eine andre, daß diese auch bey Kranken wahr sey, lehret uns Hippokrates Aph. 4, 83.

§ 15.

Es könnte widersprechend scheinen, wenn man sagt, daß ein Wassersüchtiger, der mit Hülfe harntreibender Arzeneyen mehr Urin läßt, als er Getränke zu sich nimmt, gleichwohl täglich empfinde, daß sich die Schwere der Wasser in seinem Körper vermehret, und auch, in der That, wenn man ihn wäget, täglich schwerer ist; eben dies beobachtet man auch, wenn man einem Wassersüchtigen alle Tage etwas Wasser abzapfet. Ziehen etwa die Einsaugungsgefässe der Haut alles Wasser aus der Luft, wie ein Schwamm, begierig ein? Daß es möglich sey, daß eine ungeheure Menge Luftwasser von Körpern eingesogen werden könne, lehret uns das zerflossene Weinsteinöhl. S. Boerhaavs Chemie, Th. 2. Kap. von der Luft Vers. 8. und kurz zuvor, wo er von dem Wasser in der Luft redet.

§ 16.

Junge, besonders säuerliche Weine befördern den Abgang des Urins, alte weniger, ja diese machen so gar, daß weniger Urin, als man natürlich erwarten kann, abgeht: diejenigen welche alten Wein in Menge und oft trinken, bekommen darauf Beklemmungen, Trockenheit und Träume.

§. 17.

Viele Aerzte halten es vor ein gutes Zeichen, wenn nach hysterischen und hypochondrischen Anfällen,

ein durchsichtiger, heller wässerichter Urin in grosser Menge fortgehet; dies ist aber vielmehr ein übles Merkmal. Das dadurch ausgetrocknete Blut wird entweder zu Verstopfungen geneigt, oder die bereits vorhandenen Verstopfungen werden gefährlicher. Deswegen höret man auch von zurückkehrenden Paroxismen täglich neue und anhaltende Klagen, und das beweiset, daß die oben angegebenen Folgen wirklich daraus entstehen.

§. 18.

Wenn der Harn in hitzigen Krankheiten helle, klar und wässericht ist, so zeiget er Gefahr an, denn das Blut ist dann schon so zähe und entzündet, daß sich nichts wässerichtes mehr damit vermischen kann. Es sind dahero aller Orten Verstopfungen, Entzündungen, Verzuckungen u. d. g. zu befürchten, Coac. n. 579.

§. 19.

Wenn der Urin bey einem Kranken eine geraume Zeit hindurch roh und dünne ist, dabey aber doch viel andre Umstände die Genesung des Kranken hoffen lassen, so sind Eytergeschwüre zu besorgen: er müßte sich denn plötzlich in einen weissen, oder fast eyterartigen verwandeln, und in Menge abgehen. Hipp Epid. 6. S. 1179. 1191. Epid. 1. S. 965. Aph 4, 74. 7, 54.

§. 20.

Es kann dem Ansehen, in dem der Harn bey den Aerzten steht, nichts benehmen, daß diese Flüßigkeit an und vor sich selbst, allein nicht hinreichend ist, den gegenwärtigen sowohl als zukünftigen Zustand des Kranken zu bestimmen, und daß erst in Zusammenhaltung mit andern Zeichen etwas wichtiges daraus

geschlossen werden kann: denn wenn man deswegen die Untersuchung des Urins verwerfen wollte, so würde man eben sowohl alle übrigen Zeichen in Krankheiten verwerfen und als unsichere Merkmale ansehen müssen, weil fast keines derselben vor sich allein etwas gewisses bestimmet oder voraus saget, ausser wenn man es mit den übrigen Zeichen vergleichet und zusammenhält. Da also die andern guten oder schlechten Zeichen gegeneinander und zusammengehalten, ein großes Gewicht in Bestimmung des gegenwärtigen Zustandes und des Ausganges der Krankheit haben; so wird der Urin eben sowohl und auf eben diese Weise zur Fällung eines entscheidenden Urtheils etwas wichtiges beytragen, wenn man ihn und die übrigen Zeichen vergleichet: ja der Urin, als ein unmittelbarer Prophete der Beschaffenheit und Mischung aller unserer Säfte, wird sogar einen Vorzug vor vielen andern unbedeutenden Zeichen verdienen.

Achtes Kapitel.

Vom rothen und solchen Urin, der einem dem Ziegelmehl ähnlichen Bodensatz hat.

§. 1.

Der Arzt betrachtet bey der Untersuchung des Urins die Menge, die Farbe, den Geruch, den Geschmack, die Flüßigkeit desselben, und die Materien, die darinnen, oder darauf schwebend schimmen oder liegen: in allen diesen Rücksichten ist der Urin unendlich verschieden: wir wollen aber der Kürze halber hier nur den rothen Urin, welcher einen Bodensatz wie Ziegelmehl hat, untersuchen.

§. 2.

Damit man sich in Abfassung eines Urtheils von der gegenwärtigen Beschaffenheit einer Krankheit, und von ihrem vermuthlichen Ausgange, aus dem Urin nicht sehr irre und betrüge, muß man nicht allein auf die Verschiedenheit des Alters, Geschlechts, Temperaments, der Jahreszeit, der sechs nicht natürlichen Dinge und der Arzeneyen seine Rücksicht nehmen, sondern auch auf die übrigen in Krankheiten sich äussernden Zeichen genau achten.

§. 3.

Der Urin hat seine Farbe vornehmlich von dem verdünnten Oehle des Blutes, welches darinnen ist; eine rothe Farbe kann er aber auch von der Rhabarber bekommen, wenn er gleich im übrigen gesund und natürlich ist: auch ausser dem Körper sogar wird er von mineralischen Säuern roth, und wiewohl er bleich wird, wenn man laugenhafte Salze hineingießt, so bleibt er dennoch dunkelroth, wenn er vorher mit Rhabarber gefärbt ist, wovon mich die damit gemachten Versuche überzeugt haben.

§ 4.

Die im Urin enthaltenen Körper bestehen aus Theilgen unsrer Säfte und festen Theile, welche entweder die Lebenskraft oder ein Fieber frey und losgemacht hat. Rother Urin mit einem dem Ziegelmehl ähnlichen Bodensatze zeiget dannenhero ein vorhergegangenes heftiges Aneinanderreiben und Bewegung, dabey schlaffe Gefäße, und scharfes, salzigtes Blut an.

§. 5.

Die rothe Farbe dieses Bodensatzes rührt, wie wir wissen, von den rothen Theilen des Blutes her,

welche die durch das Reiben abgetrennten Theile vorher färbten.

§. 6.

Es ist nichts widersprechendes, daß solche dicke Theile durch die Nieren abgesondert werden können, wenn die Gefäße gleichwohl schlaff sind: und niemand wird in Abrede seyn können, daß nicht auch in schlaffen Körpern ein heftiges Aneinanderreiben geschehe, denn dies läßt sich leicht begreifen, wenn man die Schärfe des Blutes und den Reitz zum voraus in Anschlag bringt. Man erwäge nur, um sich davon zu überzeugen, das Blattergift.

§. 7.

Ist also wohl jener Ausspruch des berühmten Baglio wahr, daß jede Krankheit, (sie erscheine unter welcher Gestalt sie wolle) bey der ein solcher Urin zum Vorschein kommt, ihren wahren Grund in dem Fermente eines Wechselfiebers habe? Allerdings.

§. 8.

Denn wiewohl der Urin im Skorbut, und in der Gicht, welche mit dem Skorbut eine gleiche Ursache hat, in der Lungensucht, und in der Wassersucht eben so auszusehen pfleget, so verliert der Satz des Baglio dennoch dadurch nichts an seiner Wahrheit, denn man findet bey diesen Krankheiten ein unordentliches Fieber, und gewisse Paroxysmen, die einigermassen Wechselfieberartig sind, wiewohl sie insgemein den ordentlichen Typus eines Wechselfiebers nicht halten.

§. 9.

Es giebt allerdings, dem Zeugniß des Morton und Sydenham zufolge, gewisse Gattungen von

Wechselfiebern, welche die Gestalt der Schlagflüsse, Pleuresien, Lungenentzündungen, Entzündungskoliken und andrer schwerer Krankheiten annehmen, wobey uns jedoch der rothe Urin mit einem dem Ziegelmehl ähnlichen Bodensatz das Geheimniß aufschließt, und deutlich zeiget, von was vor einer Art Krankheiten sie sind.

§. 10.

Der aufmerksame Arzt kann hieraus großen Nutzen schöpfen, und sich, wenn ihm ein dergleichen Urin vorkommt, in der Kur gar sehr darnach richten, weil er, anstatt die bey solchen Krankheiten ausserdem erforderliche antiphlogistische Methode anzuwenden, blos zu der Fieberrinde seine Zuflucht nehmen muß.

§. 11.

Die Bemerkung des Evgalen, welcher als ein Unterscheidungszeichen angiebt, daß der Urin im Wechselfieber, wenn er sich gesetzet hat, helle und klar wär, im Skorbut hergegen trübe blieb, wenn sich auch bereits ein Bodensatz wie Ziegelmehl völlig gesetzt hätte, und daß dieses ein zuverläßiges Merkmal wäre, woran man erkennen könnte, daß der Skorbut entweder bereits vorhanden, oder doch zu gewarten sey, trift nicht immer ein.

§. 12.

Aus allen diesen bisher angeführten Bemerkungen ergiebet sich deutlich, was man von einem rothen Urin, welcher ein dem Ziegelmehl ähnlichen Satz hat, halten, und daraus prophezeyen solle?

§. 13.

Wenn man zuverläßig weis, was ein rother Urin, er mag nun dünne seyn, oder einen Ziegelmehl-

artigen Bodensatz machen, anzeigt, so hat man zugleich eine Idee von dem rothen kleyenartigen und schuppichten, von dem safranfarbigten mit ähnlichem Satze, und überdem auch von dem grünen und schwarzen Urin.

§. 14.

Denn, „wenn der Urin in hitzigen Krankheiten roth siehet und keinen Bodensatz hat, so lehrt er uns 1) daß eine heftige Bewegung und ein Reiben der Bestandtheile der Säfte unter sich selbst sowohl, als auch der Säfte gegen die Gefäße, und dieser gegen jene vorgehet; 2) daß sich die öhlichten, salzigten, erdigten und wässerichten Theile der Säfte in einer sehr genauen und festen Mischung befinden, und daß besonders aber die öhlichten im höchsten Grade verdünnet sind.“ M. s. Boerhaave's Institutionen §. 999. und ebend. Chemie Th. 3. wo er vom Urin handelt, und des Hrn. v. Swieten Erläuterungen über die 673. 689. 734. Aphorismen des Boerhaave. Unter diesem verdünnten Oehle wird im gegenwärtigen Falle nicht nur dasjenige verstanden, was von Natur in den Säften unsers Körpers befindlich ist, sondern auch dasjenige, was sich von dem durch die Krankheit aufgelößten Fette mit dem Blute vermischet. Denn wenn jemand weder essen noch trinken kann, so wird sein Urin zwar röther, als er in gesunden Tagen zu seyn pflegt, wenn aber in hitzigen Krankheiten Gerstenwasser in Menge getrunken worden ist, und der Urin gleichwohl roth von Farbe aussieht, da also jene Ursachen der Röthe nicht vorhanden sind, so ergiebet sich zur Gnüge, daß die vom Boerhaave angegebene Ursache in hitzigen Fiebern wirklich statt habe.

§. 15.

Die so oft von mir gemachte Erinnerung, daß man nemlich aus dem bloßen Urin kein Urtheil von

der Krankheit fällen solle, bestätiget sich durch die Erfahrung, daß, wenn man in den gesunden Urin ein laugenhaftes Salz thut, er hierdurch blaß wird, und daß, wenn man ihn hernach mit Rhabarber vermischet, er roth und flammicht wird, wie er in den allerhitzigsten Krankheiten zu seyn pfleget. Eben diese Erscheinung erfolget auch dann, wenn man unter den Urin eines gesunden Menschen, der kurz zuvor Rhabarber eingenommen hat, ein laugenhaftes Salz mischet.

§. 16.

Rother Urin, mit einem am Ziegelmehl ähnlichen Bodensatz setzet zwar ein heftiges Aneinanderreiben zum voraus er zeiget aber auch schlaffe Gefäße, und eine Schärfe, wodurch das Aneinanderreiben verursacht wird, und immer fortdauert, an, das ohne Schärfe in schlaffen Gefäßen ausserdem nicht statt finden würde: und daß ein solches Reiben und ein heftiges Fieber auch bey sehr schlaffen Gefäßen erfolge und gegenwärtig seyn könne, davon belehren uns die Blattern, die Masern und die hitzigen und tödtlichen Fieber der Kinder und bleichsüchtiger Jungfern.

§. 17.

Die Verschiedenheit derjenigen Theilgen nun, welche sich durch das Reiben auflösen, und von den schlaffen Gefäßen fortgetrieben werden können, und die verschiedene Art von Schärfe, verursachen die übrigen Farben im Urin, und die übrigen darinnen enthaltnen Gattungen von Bodensatz, Haut, Wolke u.d.g.

§. 18.

Wiewohl rother Urin, er mag nun dünne seyn, oder trübe aussehen, und einen rothen Satz haben, von sehr übler Vorbedeutung ist, so zeiget er doch we-

niger Böses an, wenn er nur röthlich aussieht, und die Wolke oder der Bodensatz auch nur röthlich, nicht aber ganz roth ist.

§. 19.

Das bestätigen die Bemerkungen des Hippokrates, von deren Richtigkeit ich zu verschiedenenmalen an den Krankenbetten in dem meiner Aufsicht anvertraueten Hospital überzeugt worden bin. Dieser Schriftsteller sagt Progn. S. 40. „Wenn aber der Urin röthlich aussieht, und der Bodensatz eben so gefärbt und leicht ist, so wird die Krankheit zwar langwieriger seyn, als beym vorherigen, aber der Kranke wird genesen.“

Ferner Coac. n. 575. „Röthlicher Urin mit röthlichem und leichtem Bodensatz, verspricht, wenn er vor dem siebenten (d. i. am vierten Tage) von dieser Beschaffenheit ist, den siebenten eine Scheidung oder Lösung; nach dem siebenten Tage aber bedeutet ein solcher Urin eine spätere oder gar langwierige. Eine röthliche Wolke am vierten Tage macht den Anfang der Scheidung und befreyet am siebenten von der Krankheit, wenn die übrigen Zeichen damit übereinstimmen.“

Und Aph. 4, 71. „Bey denenjenigen Kranken, bey welchen sich am siebenten Tage die Krankheit scheiden will, findet man am vierten eine röthliche Wolke im Urin, und die übrigen Umstände in gehöriger Verfassung.“

§. 20.

Ferner ist von der Bestimmung des Ausganges der Krankheit zu untersuchen, ob der röthliche Urin, und das darinnen enthaltene röthliche Wesen nicht

von so einer Verfassung herrühre, woraus nächstens rother oder flammichter Urin entstehen werde, oder ob er am siebenten Tage die Scheidung verspricht.

§. 21.

Das Zeichen, woraus man wissen kann, ob der röthliche Urin nicht der Vorbote eines bald erfolgenden rothen nichts gutes versprechenden Urins, sondern der Scheidung am siebenten Tage sey, ist in den Worten, die Hippokrates hinzusetzt, angemerkt: „wenn die übrigen Zeichen damit übereinstimmen, oder ein gleiches versprechen.“

§. 22.

Warum aber ist wohl der rothe oder sonst gut gefärbte Urin, mit einem weißen, leichten, aufgethürmten Bodensatz, oder mit einer weißen Wolke nicht nur vor dem siebenten Tage allezeit gut, und ein richtiges Zeichen einer geschwindern Scheidung, sondern auch nach dem siebenten Tage vortreflich? da doch im Gegentheil röthlicher Urin, und solcher, der einen röthlichen Bodensatz oder eine auf diese Art gefärbte Wolke hat, nichts gutes anzeigt, ausser vor dem siebenten Tage, und nach selbigem auf lange Dauer der Krankheit deutet?

Antw. Die Farbe des Bodensatzes ist in einem wirklich kritischen Urin weiß, folglich zeiget der Urin mit einem weißen Bodensatze oder mit einer so gefärbten Wolke allemal an, daß die Kochung vorgehet, und allmählich der Weg zu einer guten Scheidung gebahnet wird. „Wenn also die übrigen Zeichen gut sind, so bedeutet ein solcher Urin allemal etwas gutes. Der röthliche Urin aber, und der, worinnen Bodensatz und Wolke eine röthliche Farbe haben, bedeutet immer, daß das Reiben und die Schärfe in einem

hohen Grade zugegen sind, wie ich oben bey der Erklärung der rothen Farbe des Urins deutlich dargethan habe.“

Wenn also der Urin nach dem siebenten Tage noch röthlich ist, so zeiget dies in einer gemeinen hitzigen Krankheit an, daß die Krankheit noch steigt, oder keine hinlängliche Kochung vorgehet: weil nemlich ein heftigeres Reiben und eine grössere Schärfe statt findet, als daß die Kochung geschehen, und dieselbe durch das bestimmte Zeichen, durch weißen Bodensatz und Wolke nämlich, im Urin sichtbar werden kann.

Wenn aber die Krankheit in einem hohen Grade hitzig (peracutus) ist, so sind die Säfte gleich vom Anfange derselben weit mehr verändert und widernatürlich beschaffen, so daß der Urin weiß roth und flammicht siehet. „Wenn nun dieser Urin statt roth nur röthlich ist, und einen röthlichen Satz und Wolke hat, so ist dieses ein Zeichen, daß diese in einem so hohen Grade hitzige Krankheit entweder gelinde ist oder zeitig anfängt in eine Art von Kochung zu kommen.“ Und wenn dann die übrigen Zeichen eine Kochung vermuthen lassen, so kann man, da eine im hohen Grade hitzige Krankheit ohnehin in einem kurzen Zeitraume sich endigen muß, mit Recht am siebenten Tage die Scheidung erwarten.

Indeß ist aber auch nach dem siebenten Tage ein röthlicher Urin mit röthlichem Bodensatze oder Wolke in allem Betracht sehr gut.

Denn er beweiset, daß zwar noch ein gewisses Reiben in den Säften vorgehet, aber doch nicht in einem solchen Grade, daß der Körper dadurch zerstört wird: ein solches Reiben, das mit andern guten Zei-

chen vergesellschaftet ist, das von einer mäßigen gelinden Schärfe verursachet wird, welche die vorhandenen guten Kräfte des Körpers zu überwältigen im Stande sind, wiewohl sie dies erst in längerer Zeit bewirken.

§. 23.

Dasjenige also, was nach Boerhaave's Institutionen 1016. n. 3. ein solcher röthlicher Bodensatz in Rücksicht auf die Zukunft bedeuten soll, ist nur von einem solchen Urin zu verstehen, der an dem Anzeigetage des siebenten oder wenigstens vor dem siebenten Tage und nicht später, zum Vorschein kommt.

§. 24.

Galen hat den Sinn des Hippokrates Aph. 4, 71. nicht recht getroffen, und Schwierigkeiten gemacht, welche er nicht gefunden haben würde, wenn er die angezogene Stelle aus den Coacis bey der Auslegung dieses Aphorism mit zu Hülfe genommen hätte.

Neuntes Kapitel.

Vom Urin, besonders vom kleyenartigen und schuppichten ꝛc.

§. 1.

Diejenigen Arten von Urin, welche man kleyenartig (furfuracea), schuppicht (squammosa), mehlicht (crimnoidea), blättericht (petaloidea), und schurficht (pitirodea) nennt, oder welche gleichsam gemahlne Wicken zu enthalten scheinen (oroboidea,) hält man überhaupt vor schlechter, als den rothen Urin mit einem dem Ziegelmehl ähnlichen Bo-

densatz, weil eine festere und dickere Materie darinnen ist: insbesondre aber werden diese vier Gattungen vor schlechter gehalten, je dicker und fester der darinnen befindliche Satz ist.

§. 2.

Hippokrates führt sie Progn. S. 40. in Betracht des Grades ihrer Bösartigkeit, in folgender Ordnung auf: der Urin, dessen Bodensatz wie gemahlne Erbsen oder Wicken aussieht, taugt nichts, schlimmer noch ist der mehlartige, der einen Bodensatz wie dickes Mehl macht, noch schlimmer der blätterichte, worinnen der Bodensatz gleichsam aus kleinen Schuppen besteht, und am allerschlimmsten aber ist der schurfichte, welcher auf dem Boden eine Art von Kleyen absetzt, die zwar kleiner, als die Schuppen, aber von festerer Bauart sind.

§. 3.

Alle diese Arten von Urin haben in Ansehung des gegenwärtigen Zustandes der Krankheit sowohl, als in Betracht der Zukunft eben das zu bedeuten, was der Urin, worinnen sie sich zeigen, zu erkennen giebt, wenn er roth aussiehet: doch sind sie alle schlimmer, als der ziegelmehlartige Bodensatz.

§. 4.

Was hat aber wohl das zu bedeuten, wenn kleyenartiger, schuppichter ꝛc. Bodensatz im Urin in hitzigen Krankheiten vorkömmt, und die Farbe des Urins selbst dunkelbraun ist, oder wohl gar eine gute natürliche Farbe hat? Dieser Fall ist mir bey vielen Personen im Krankenhause vorgekommen: und wenigstens kann doch die natürliche Farbe des

Urins kein Zeichen des Reibens und einer starken innern Bewegung in den Säften und Gefässen seyn.

Antw. Als die Krankheit im Zunehmen war, und das Aneinanderreiben noch im hohen Grade vorgieng, hatten sich diese Theile aufgelöset: da aber die wahre Theorie vom Urin, ausser dem Reiben, auch noch schlaffe Gefäße erfodert, so erhellet daraus sogleich, daß diese durch das Reiben losgemachte Materie deswegen, weil die Gefässe zu enge waren, nicht fortgeschaft werden konnte; nun aber, da die Krankheit im Nachlaß oder Fallen ist, können diese im Blute schwimmende Körpergen durch die bereits erschlafften Nierengefässe durchgehen und in dem nicht rothen Urin sichtbar werden. Denn das Reiben kann vorher heftig gewesen seyn, und dennoch der Urin wie Wasser aussehen, wenn die Nieren zugleich krampfhaft zusammengezogen sind, z. B. in der Hirnwuth und andern äusserst hitzigen Krankheiten: rother Urin setzt daher wohl ein Reiben voraus, aber nicht jedes Reiben einen rothen Urin.

Ich sagte oben, daß die Grundtheile der Gefässe, die doch eigentlich weiß aussehen, vom Blute roth würden, warum sehen denn aber die kleyenartigen und häutigen Fasern im Urin nicht auch roth? Die Grundtheile werden von dem rothen Blute gleichsam durchdrungen, die Häute und Schurfe aber keinesweges. So wie daher ausser dem Körper ein weisses Pulver, wenn man es in Blut hineinwürfe, roth herausgezogen werden würde, kleine Häute aber eine rothe Farbe nicht annehmen, so erfolgt es auch im Körper: besonders wenn man erwäget, daß, wenn sich auch an das kleyenartige und häutige etwas rothes vom Blute angehangen hätte, dieses doch im

Nierenbecken und besonders in der Blase vom Urin, worinnen es schwimmt, abgewaschen werden würde.

§. 5.

Was kann man aber nun dann darzu sagen, wenn man in chronischen Krankheiten dergleichen Bodensatz oft und in Menge sieht, wo man doch nicht behaupten kann, daß vorher oder jetzt ein Reiben der Theile geschehe?

Antw. Das Reiben habe ich zwar in hitzigen Krankheiten als die Ursache angegeben, weil man es in diesen bemerket, und es hinreichend ist, diese kleinen Körpergen loszukratzen, aber es ist nicht als der einzige Grund angegeben worden. Die Schärfe, welche sich in chronischen Krankheiten, nebst den zähen langsam umlaufenden Säften in den Gefässen aufhält, naget und frißt diese kleinen Theilgen los: wenn aber die durch irgend eine Veranlassung rege gemachte Lebenskraft einen Theil der stockenden Säfte entweder in die Blutadern überzugehen nöthigt, oder in die grösseren Gefässe zurücktreibt, so werden die abgeriebenen Theilgen mit der ganzen Masse der Säfte in den Umlauf gebracht, und durch die Nieren ausgeworfen: und da nun dergleichen Veranlassung sich öfters ereignet, so äussern sich auch im Urin nicht selten dergleichen Erscheinungen.

§. 6.

Wie läßt sich aber die Stelle Coac. n. 586. erklären, und mit dem, was ich jetzt gesagt habe, vereinigen, wenn es da heißt: „Daß ein wäßrichter, weisser Urin, der einen rothen Bodensatz, wie ziemlich dickes Mehl, macht, Schmerzen und Gefahr bedeutet; wenn aber der Urin bleich, grünlicht aus-

stehet, und einen rothen Bodensatz, wie dickes Mehl, hat, so zeiget er eine langwierige und gefährliche Krankheit an.“ Diese Stelle ist nicht leicht auszulegen, wenn wir die Worte nach ihrer gewöhnlichen Bedeutung nehmen: der Sinn ist aber vollkommen gut und richtig, wenn man nur in der Bestimmung der Bedeutung der Worte nicht den alten griechischen Schriften und Wörterbüchern, sondern den Schriften des Hippokrates selbst folgt.

Das Wort χλωρος braucht er in mehr als einer Bedeutung, bald sagt es so viel als grün, bald bezeichnet es bleichgrünlich, bald wiederum gelb und gleichsam mit blasser Galle gefärbt. Celsus und Galen haben dieses Wort auf verschiedene Art erläutert und übersetzt. Goräus hat es bisweilen durch grün, bisweilen durch bleich ausgedrückt. Da grünlichter Urin ein Zeichen der aufgelößten schwarzen Galle ist, so würde er grössere Gefahr bedeuten, und die Krankheit eher kürzer als länger machen, also kann der Sinn hier nicht dieser seyn. Hippokrates aber sagt selbst, daß er unter χλωρον bisweilen gelb verstehet, z. B. wo er von den Krankheiten der Weiber redet, sagt er, B. 2. „es erfolget eine Reinigung von weißlicht gelber Farbe, wie die Farbe in einem rohen Ey.“ Hippokrates war der Meynung, die bleichgelbe Farbe entstünde von der Galle, und er sagt daher Epid. 6. Absch. 5. n. 13. „Die Zunge wird von überlaufender Galle gelb.“ So viel von dem Worte χλωρος, nun wollen wir das το πυῤῥον auslegen.

Hier müssen wir die gelehrten Auslegungen des Foësius über die ersten Worte Epid. 6. Abth. 5. und die Erläuterung, die er in seiner Oekonomie darüber beybringt, anführen. Er beweiset daselbst durch unwidersprechliche Zeugnisse, daß το πυῤῥον im Griechischen zwar mehrentheils roth bedeute, bey den

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320759/phys_0432
DFG

Aerzten und Weltweisen aber so viel als gelb, und zwar das Mittel zwischen gelb und blaß heisse. Goräus bekräftiget dieses, und die Worte des Hippokrates lauten demnach eigentlich so: „Weisser wässerichter Urin, worinnen ein gelber Bodensatz, wie dickes Mehl, ist, bedeutet, daß die Krankheit beschwerlich und voller Gefahr seyn werde, wenn er aber bleichgelblich oder bleichgelb sieht, und einen Bodensatz wie grobgemahlnes Mehl hat, so zeiget er Langwierigkeit und Gefahr an.“

Diese Stelle hat zwo Abtheilungen; in der ersten wird bemerket, daß ein heftiges Reiben vorhergegangen, und, nach der Farbe des Urins zu urtheilen, noch viel rohe ungekochte Materie im Körper sey, daher werde viele Beschwerlichkeit oder Schmerz (das Wort πονος bedeutet beydes) und Gefahr zu besorgen seyn. Die zwote Hälfte handelt von einem jenen ähnlichen Bodensatze: da aber die Farbe des Urins mehr natürlich ist, so prophezeyet er zwar auch Gefahr, weil ein hoher Grad von Reiben vorhergegangen ist, und die Krankheit noch fortdauert; aber der Kranke hat Hofnung, da der Urin schon dem natürlichen mehr nahe kommt, daß auch das übrige Rohe der Krankheit noch gekocht werden werde, doch unter der Bedingung, wenn die durch das Reiben geschwächten Gefässe ihre vorige Kraft und Stärke wieder erlangt haben werden, dazu aber gehört viel Zeit. In den vorigen Sätzen haben wir bereits erwiesen, daß, so lange die Krankheit weder Kochung noch Scheidung gemacht hat, die Gefahr beständig fortdauert.

§. 7.

Häutiger Urin wird in den Coacis zu den allerschlechtesten gerechnet. Hippokrates sagt, wenn der-

gleichen Urin mit Schauer abgeht, so bedeute er Verzuckungen. Hierüber darf man sich nicht wundern, wenn man erwegt, daß die innern Gefässe und Eingeweide so roh, abgerieben, angefressen und zerrissen sind.

Zehntes Kapitel.

Vom Urin, und zwar vom safranfarbigten, grünen und schwarzen.

§. 1.

Wenn der Urin eine Safranfarbe hat, ohne daß demselben Rhabarber oder Gelbwurzel, oder etwas ähnliches beygemischt worden ist, oder der Kranke eins von diesen Mitteln gebraucht, oder irgend ein Gift, das einen gelbsüchtigen Urin macht, zu sich genommen hat; so entstehet diese Farbe des Urins von der Galle, und zwar sind entweder beyde Arten Galle, oder nur eine derselben im Urin.

§. 2.

Ich behaupte, daß beyde Arten von Galle jene Farbe hervorzubringen im Stande sind, wiewohl mit dem Unterschiede, daß die eine dies stärker, die andere weniger thut, denn ich habe im Krankenhause beobachtet, daß die Lebergalle theils ziemlich gelb aussieht, theils bitterlich schmeckt; und eben dies hat auch der Hr. Baron van Swieten in seinen Erläuterungen behauptet: „Die Leber, sagt er, schmeckt zwar nicht bitter, wenn man sie kostet, aber die Gallengefässe darinnen haben einen bittern Saft;“ was in den Edimburgischen Nachrichten stehet, kann jene Behauptung, die sich auf meine eigne Erfah-

rung stützt, und vom Herrn van Swieten angeführt ist, nicht widerlegen.

§. 3.

Safrangelber Urin, der Leinewand und weiß Papier färbt, er sey nun dünne, oder enthalte einen dem Ziegelmehl ähnlichen Bodensatz, oder etwas den gemahlnen Wicken, dem Mehl, oder Blättern ähnliches, oder Häutgen, so rührt es allemal aus eben den Ursachen her, welche rothen Urin hervorbringen, der dünne ist, oder eben dergleichen Bodensatz hat; die Entstehung desselben läßt sich auch eben so erklären, nur muß man dabey voraussetzen, daß eine andre Art von Schärfe in den Säften ist.

§. 4.

Was ist aber die Ursache, warum bey einem an der Hirnwuth darnieder liegenden Kranken, wenn das Uebel schon vorhanden, oder noch zu besorgen ist, der Urin nie safranfarbig, sondern vielmehr weiß und dünne ist, auch sich nicht die mindesten Zeichen von Gelbsucht am Körper äussern, da doch in diesem Falle der Stuhl sehr oft weiß aussieht, und also die Ausführung der Galle in dem Zwölffingerdarm völlig unterbrochen seyn muß? Diese Frage ist nicht so leicht zu beantworten. Vielleicht finden bey dieser Krankheit in allen Gallengängen und in der ganzen Leber solche krampfhafte Verzuckungen statt, daß die Galle nirgends heraus kann. Oder vielleicht ist in dieser Krankheit gleich vom Anfang die Absonderungskraft der Leber unterdrückt, und die vorher schon abgesonderte Galle geht zwar in den Zwölffingerdarm, weil aber nachher keine weiter abgesondert werden kann, so wird der Unrath in der Folge weiß. Wenn diese Erklärung richtig ist, sollte

man denn nicht auch annehmen können, daß die im Blute zurückbleibende Galle, die abgesondert werden sollte, nach dem Kopfe zu gehet, und die Heftigkeit der Entzündung und der schlimmen, bey jener Krankheit vorkommenden Zufälle vermehrt, und Ursache ist, daß sie länger anhält?

§. 5.

Warum mag wohl ein dunkelgelber Urin öfters ohne Fieber, und mithin ohne vermehrtes Reiben, einen dem Ziegelmehl ähnlichen Bodensatz haben, oder gleichsam Kleyen, oder sonst so etwas, fallen lassen, wie ich §. 1. anführte? So wie ich etwas dem ähnliches Kap. 8. vom rothen Urin anmerkte, so muß ich auch hier die Schärfe der Galle, welche sich im Umlaufe mit dem Blute merklich vermehrt, die Säfte verdünnet und die festen Theile der Gefässe anfrißt, in Anschlag bringen, und das ist eben der Grund, warum dieses gleichsam abgeschabte Wesen im Urin erscheinet, und warum, wegen der Schwäche der Gefässe und der Verdünnung der Säfte, aus der gelben Sucht so oft die Wassersucht wird.

§. 6.

Grüner und schwarzer Urin lassen sich beynahe eben so, wie gelber und rother erklären. Die schwarzgallichte Materie, sie mag entweder noch im dicken Blute enthalten, oder schon im System der Pfortader angesammlet, und ins Blut zurückgetreten seyn, vermehret, wenn sie bey geschwinderer Bewegung des Blutes mit im Umlaufe ist, das Reiben gar sehr. Sind nun die Nierengefässe gespannt, so ist der Urin zwar dünne, aber entweder grünlicht, oder grün, oder schwärzlich, oder schwarz. Sind die Nierengefässe aber schlaf, so ist in dem also gefärbten Urin

ein ziegelmehlartiger Bodensatz, oder gleichsam Kleyen u. s. f. welche Materie auch öfters eben die Farbe hat, wie der Urin. Daß der grüne Urin allmählig schwarz werde, und beyde von einerley Ursache entstehen, hat Galen am besten bemerkt, B. 1. von Crisen, Kap. 12. „Nichts ist, sagt dieser Schriftsteller, gewisser, als daß grüner Urin auf dem Wege zu schwarzem entstehet, und einigermaaßen der Anfang zu schwarzem ist. Denn wenn in bösartigen Krankheiten die weggebrochene Materie, der Stuhlgang und der Urin grün sehen, so werden sie in der Folge auch schwarz.“

Diese Stelle bekräftiget das, was Galen und Hippokrates sagen, daß nämlich το χλωρον bald eine grüne, bald eine gelbe, bald eine gelblichte Farbe bedeute, und daß man daher aus dem Zusammenhange ersehen müsse, was es eigentlich jedesmal anzeigen soll. In jener Stelle konnte es nicht durch grün übersetzt werden, und hier muß es nothwendig grün bedeuten.

§. 7.

Wir hatten vor einiger Zeit einen Menschen im Krankenhause, der an einer Lungenentzündung darnieder lag; der Urin, welchen er vom vierten Tage an und später ließ, wurde nach einem Zeitraum von drey Tagen so grün, daß er wie ausgepreßter Bachbungensaft aussahe; diese Farbe verwandelte sich nachher in eine dunkelbraune, und endlich, als man den Urin noch länger stehen ließ, wurde er ganz schwärzlich. Wiewohl nun diese Bemerkung zur Kenntniß des gegenwärtigen und zur Beurtheilung des künftigen Zustandes des Kranken vielleicht nichts beyträgt, da man dieses aus frischerm Urin erkennen und beurtheilen muß, so bekräftiget es doch so viel, daß der

grüne und schwarze Urin auf einander folgen, und in einer gewissen Verbindung mit einander stehen.

§. 8.

Sahe der Urin von der Frau des Theodorus grün, oder nahm er kurz nachdem er gelassen worden war, diese Farbe an? Hippokrates drückt sich Epid. 7. S. 1217. folgendermaßen aus: „Ihr Urin war bitter, und wie ein Saft. Gleichwohl hätte er, nach der Meinung des Galen, in dieser bösartigen Krankheit schwarz sehen sollen, aber er sahe nicht so.“ Vielleicht deswegen, weil sich das Bösartige der Krankheit wo anders hinwendete? Denn nachher war in dem Urin etwas dem Saamen ähnliches und hintendrein Blut. Dann starb die Patientin auch.

§. 9.

Was ist von der Meynung des Avicenna zu halten, wenn er behauptet, daß der grüne Urin bey Kindern Verzuckungen anzeige, oder zu erkennen gebe, daß ihnen ein Gift beygebracht worden sey? P. Forest beruft sich B. 18. Kap. 18. auf diese Stelle: Denn als man ihm grünen Urin zur Untersuchung brachte, sagte er sogleich, die Person müßte Gift genommen haben, zumal da er hörte, sie hätte dabey Magenschmerzen und Leibschneiden: und der Ausgang lehrte, daß drey Personen, die von einerley Täfelgen gegessen hatten, gefährlich krank worden waren. „Der erste, von dem eben der Urin, von welchem er dieses Urtheil fällte, war, bekam von ihm ein Brechmittel, und mußte fette Brühen in Menge trinken; dieser wurde in kurzem gesund. Die zwote Person starb, ehe sie jemand um Rath fragte; und die dritte wurde durch ein Brechmittel und Opium erhalten.“

Sind denn diese verschiedenen Farben im Urin von der Galle? Allerdings. Diejenigen, die sich an den Kopf gestossen haben, oder geschlagen und verwundet worden sind, brechen Galle von verschiedener gelber, dunkler, oder grüner Farbe weg. Wenn Leute nicht gewohnt sind, rückwärts im Wagen zu fahren, oder wenn sie das erste Mal zu Wasser gehen, so brechen sie nicht selten Galle von mancherley Farbe von sich. Daß es aber wirklich Galle sey, was unter so verschiedenen Farben fortgehet, davon überzeuget der bittre Geschmack zur Genüge.

Es ist demnach sehr wahrscheinlich, daß die durch die Wirkung des Gifts im Magen und in den Därmen bewegte Galle diese Farbe bekommen, und den Urin grün färben könne. Auf diese Art würde man die Beobachtung des Avicenna und des Foreſt verstehen können.

Man pfleget aber dieses doch nicht immer so zu finden. Foreſt bemerkt gleichfalls B. 30. Bem. 5. daß eine Frau in Delft, welche gelben Arsenik genommen hatte und sehr gefährliche Zufälle davon erlitte, bereits den dritten Tag gefärbten Urin gehabt habe, (vermuthlich roth, denn wenn er eine grüne Farbe gehabt, würde er es wohl deutlich dazu gesetzt haben.)

Eilftes Kapitel.

Vom schwarzen Urin.

§. 1.

Schwarzer Urin mit schwarzem Bodensatze, oder ein Urin, worinnen wenigstens der Bodensatz, oder das drinnen schwimmende Wesen, oder die Wolke

schwarz ist, wird eben so, wie die vorher erwähnten Arten des Urins erklärt werden müssen; denn so wie die rothe Farbe im Urin vom aufgelößten Oehl abhänget, so rühret die gelbe Farbe von der gelben Galle, die grüne von der leichtern Art schwarzer Galle, und die schwarze von einem höhern Grade schwarzer Galle her, wie ich Kap. 10. §. 6. gesagt habe.

§. 2.

Eben diese Ursache der Schwärze macht aber auch begreiflich, warum dergleichen Urin große Gefahr bedeutet: Boerhaave hält ihn daher in seinen Institutionen vor schlimmer, als einen rothen, gelben oder grünen; denn wenn diejenige Art von schwarzer Galle schuld daran ist, welche von der Verdickung der Säfte entstehet, die ihren Grund in dem Verluste und Mangel der dünnern Säfte hat, so sind tödliche Verstopfungen zu besorgen: rührt er aber von schwarzgallichter Materie selbst her, die sich vormals im System der Pfortader gesammlet hatte, und jetzt in der Maße der Säfte herum bewegt wird, so ist er von der allerschlimmsten Bedeutung nach Aph. 4, 22. im Anfange, und nach Aph. 4, 23. am Ende, der Krankheiten.

§. 3.

Was läßt sich von folgender Stelle des Galen in dem Buche von den Scheidungen Kap. 12. sagen: „Der schlimmste Urin also ist aller derjenige, welcher schwarz aussiehet, und ich weis nicht, daß jemand, der einen solchen Urin gelassen, je gerettet worden wäre. Etwas weniger gefährlich ist es, wenn nur der Bodensatz schwarz ist, noch weniger, wenn nur das im Urin herumschwimmende Wesen, und noch viel weniger, wenn nur die Wolke schwarz aussiehet.

§. 4.

Erste Antwort. Man muß zu diesen Unterscheidungen des Galen noch eine andre, die Hippokrates macht, hinzufügen, wenn er den Urin in schwarzen und dunkelschwarzen eintheilet.

§. 5.

Zweyte Antwort. Das Urtheil in Rücksicht der Vorbedeutung ist zu allgemein, und nicht bestimmt, ob der Verfasser von allen Krankheiten, wo sich schwarzer Urin zeiget, oder nur von hitzigen Krankheiten redet. Bey dem Hierophylus S. 1106. Ausg. des Foësius, bey der zwoten oder mürrischen Frau in Thasus S. 1108. 1109. sahe der Urin nicht schwärzlich, sondern ganz schwarz aus, und gleichwohl kamen beyde davon. Beym Meton S. 983. war der Urin selbst schwärzlich, es schwamm viel vertheiltes schwärzliches Wesen darinn herum, gleichwohl lösete sich am fünften Tage sein Fieber durch eine unverhofte Crise und er war gerettet. Ja auch sogar nach der Scheidung blieb der Urin dieses Kranken schwärzlich, so lange, bis er durch öfteres Nasenbluten wieder eine natürliche Farbe bekam.

Plempius schreibt in seinen Fundam. B. 5. „wiewohl ich nicht sogar lange die Arzneykunst treibe, so weis ich doch selbst, daß verschiedene, besonders Kinder, gerettet worden sind.“

Ferner hat es in bösartigen Krankheiten zugetroffen, daß die Kranken schwarzen Urin, als eine Crise mit Erleichterung und gutem Nutzen von sich gegeben haben: das Nemliche, ist auch gegen das Ende viertägiger Fieber, oder bey der Lösung melancholischer Raserey erfolgt.

Der berühmte Rega sagt in seiner Lehre von den Krankheiten S. 296. „ich habe hier zu Löwen gesehen, daß bey zwo Personen, die noch leben, der Urin in ihrer Krankheit vier Tage lang schwarz aussah, und einen schwarzen Bodensatz hatte.“

Carl Pisa S. 278. seines vortreflichen Buchs von Krankheiten, die ihren Grund in einer Ansammlung wässeriger Feuchtigkeiten haben, erzählet, „daß der Urin eines Predigers, welcher an einem Fieber mit Kolikschmerzen darnieder gelegen, schwarz ausgesehen habe, und setzt hinzu, daß ihm dergleichen schwarzer Urin im vergangenen Herbst gar oft vorgekommen sey, und daß er viele, bey einigen Kranken funfzehn Tage hintereinander angehalten habe: nach einigen Tagen aber fährt er fort, bekamen die meisten den Nierenschmerz, den ich beschrieben habe. Da mich die Erfahrung belehrt, daß ihnen nichts widriges weiter wiederfuhr, so habe ich vielen Kranken, die sich darüber bey mir beklagten, Muth eingesprochen, und ihnen gerathen, sich aller Sorgen, welche sie sich darüber machten, zu entschlagen.“

Beym Schenk, B. 3. ingleichen beym Duretus, Valesius, Hofmann, Ettmüller u. a. m. findet man, daß schwarzer Urin oft und vielmals Milzsüchtigen sehr zuträglich und vortheilhaft gewesen ist, und Boerhaave selbst hat die Bemerkung gemacht, daß ein solcher Harn bey einem viertägigen Fieber die Scheidung gemacht habe.

§. 6.

Dritte Antwort. Unzählige Versuche haben mich gelehret, daß man nie aus dem Urin ganz allein ein Urtheil vom Ausgange der Krankheit fällen, sondern dabey auch die übrigen Zeichen zu Hülfe neh-

men müsse; und daß man bey einem schwarzen Urin allerdings die Genesung erwarten könne, wenn man fände, daß die übrigen Zeichen, besonders die wichtigsten, welche uns von der Fortdauer der zum Leben unentbehrlichen Handlungen Hofnung machen, gut sind. Eben dieses lehret uns Hippokrates sogar in dem Unterrichte von der schwarzen Galle: gleichwohl aber muß ich bekennen, daß der schwarze Urin meistens mit so viel schlimmen Zeichen vergesellschaftet ist, daß viel mehrere Kranke sterben, als erhalten werden, und daß dadurch die Lehre des Hippokrates von der schwarzen Galle vollkommen gerechtfertiget wird. Er sagt daher im Buch von den Vorhersagungen: „Bey Männern und Weibern ist der schwarze Urin der schlimmste, bey Kindern aber der wässerichte,“ und beweiset dies durch Beyspiele.

Pythio in Thasos starb am zwölften Tage, nachdem er anfangs schwärzlichen und darauf schwarzen Urin gelassen hatte, Foës. Ausg. S. 1098.

Die Frau in Cycius starb nach abgegangnem schwarzen Urin am siebzehnten Tage, S. 1114.

Die Frau in Thasus, die am kalten Fieber darnieder lag, und am achtzigsten Tage starb, hatte, wie Hippokrates bemerkt, am Ende schwarzen, dünnen und wässerichten Urin von sich gegeben.

Der Jüngling am Lügenmarkte starb am siebenten Tage nach dem Abgang eines dünnen dunkelschwarzen Urins S. 1076.

Bey der Kindbetterinn, die ein hitziges Fieber hatte, war der Urin dünne, dunkelschwarz, und gieng nicht in gehöriger Menge ab, sie starb am siebenten Tage.

Philiskus hatte am dritten, vierten und fünften Tage schwarzen Urin, und am sechsten starb er S. 966.

Erasmus starb, nachdem schwarzer Urin von ihm gegangen war, am fünften Tage, S. 984.

Apollonius zu Abdera starb am vier und dreyssigsten Tage, und Hippokrates merkt dabey an, seitdem ich ihn gesehen habe, war sein Urin dünne und schwarz, S. 1111.

§. 7.

Coac. n. 582. führet Hippokrates eine und die andre besondre Vorbedeutung vom Urin an: 1) „Wenn aber im Urin, sagt er, allerhand mißfarbiges, schwarzes Wesen zu sehen ist, der Schlaf fehlet, und die Geisteskräfte in Unordnung sind, so bedeutet er eine Hirnwuth; 2) wenn in unordentlichen Fiebern schwarze Wolken im Urin sind, so stehet ein viertägiges Fieber bevor."

§. 8.

Aus diesem allen erhellet demnach:

1) Daß schwärzlicher und schwarzer Urin, an und vor sich selbst betrachtet, allemal die größte Gefahr anzeigt.

2) Daß jedoch einige Kranke davon kommen, wenn die übrigen Zeichen, ausser dem Urin einen guten Ausgang hoffen lassen.

3) Daß auch in chronischen Krankheiten dergleichen Urin, wenn die übrigen Zeichen nichts bessers versprechen, sehr schlimm ist, wie die Weibsperson, die im Krankenhause an der Wassersucht starb, beweiset.

4) Daß er aber gleichwohl in chronischen Krankheiten oft auch eine Scheidung der verstopften Eingeweide machen,

5) Daß er in viertägigen Fiebern sogar entscheidend sey.

6) Bevorstehende Anfälle vom Nierenweh anzeige.

7) Daß mißfärbiger Urin, worinnen allerhand schwarzes Wesen herumschwimmt, wenn Schlaflosigkeit und Gemüthsverstörung dabey sich äussern, die Hirnwuth besorgen lasse, und

8) Daß eine schwarze Wolke in unordentlichen Fiebern der Vorbote eines viertägigen Fiebers sey.

Zwölftes Kapitel.

Vom fetten und öhlichten Urin.

§. 1.

Wir müssen zwo Gattungen vom öhlichten Urin anführen; die erste beschreibet uns der berühmte Boerhaave in seinen Institutionen §. 1010. mit folgenden Worten: „Derjenige Urin, welcher fett aussiehet, hat mehrentheils ganz kleine Sandkörngen, die mit einem gewissen leimichten Wesen verbunden sind, und eine Art von dünnen öhlichten Häutgen vorstellen; dieser zeiget einen Ueberfluß von Erde und von einem nicht scharfen Salz im Blute an, und prophezeyet den Skorbut, den Stein, u. d. g.

§. 2.

Die Untersuchung dieser Haut, durch das Vergrösserungsglas beweiset, daß diese Behauptung wirk-

lich wahr sey; denn dieselbe bestehet aus feinem Sand, aus Salz, und einer gewissen Art Schleim. Wenn man das Gefäß auf die Seite beuget, so hänget sie da, wo das Glas leer wurde, an selbigem an, und läßt einen Theil der Oberfläche des Urins selbst zurück, wenn man aber das Gefäß wieder gerade aufgerichtet stellt, so bedecket die Haut die Oberfläche wieder, wie zuvor. Bisweilen ist nicht nur die Oberfläche, sondern der ganze Rand so damit überzogen, daß, wenn man den Urin ausgießt, die Wände des Gefässes von dieser etwas bläulichten Haut überzogen bleiben: mannichmal hat diese Haut so vielerley verschiedene Farben, wie der Regenbogen.

§. 3.

Unsre Säfte bestehen zwar mit aus Salz und Erde, im Urin aber pflegt eigentlich keines von beyden sichtbar zu seyn: wenn man sie also im Urin sieht, müssen sie sich in zu grosser Menge im Körper befinden. Warum aber wird dieses Salz stumpf (nicht scharf, hebes,) genennet? etwa deswegen, weil es zu genau mit dem Oehle verbunden, und in selbiges gleichsam eingehüllt ist?

§. 4.

Wenn eine dergleichen Materie in Menge und lange Zeit beständig abgeht, so kann sie allerdings den Stein prophezeyen: denn der Grundstoff zum Steine liegt, wie man voraussetzt, in jedem gesunden Menschen und die Ursache, warum nicht alle den Stein haben, soll diese seyn, weil die von den festen Theilen losgegangene Fasern nirgends sich verweilen, sondern mit dem Urin ausgeführet werden. Es läßt sich also leicht erachten, daß bey solchen Personen, wo dergleichen Erde in zu grosser Menge ist, selbige in ihren Körpern leicht irgendwo, entweder in den Gängen des

Bellini, oder in den Nierenpapillen, oder in den Falten der Harnblase stocken bleibet; und da auf diese Weise die Grundlage dazu vorhanden ist, und aller nachher hinkommende Urin eben dergleichen Bestandtheile mit sich führet, so muß sich nothwendig nach und nach ein Stein erzeugen.

§. 5.

Und weil im Skorbut die diesem Uebel besonders eigne Schärfe in die zähen und sich langsam bewegenden Säfte gleichsam eingewebt ist, und beyde zusammen an vielen Orten, wo sie stocken, die festen Theile sehr zernagen, und, wo sie nicht gut hindurch können, ein heftiges Reiben an den festen Theilen verursachen, so zeiget eine solche Haut, worinnen unwirksame stumpfe Salze, überflüssige Erdtheile und eine scheinbare Fettigkeit sind, den Skorbut an.

§. 6.

Ueberdem bemerket Hippokrates Aph. 7, 35: „daß diejenigen Personen, auf deren Urin eine Haut von Fett, die stark und dicke ist, schwimmt, entweder Nierenwehe, oder eine hitzige Krankheit haben. Wenn also diese Haut sehr dichte und sehr fett ist, so zeiget sie erstlich Nierenkrankheiten z. B. den Stein an, wie ich bereits gesagt habe.

Denn in je grösserer Menge diese, von den festen Theilen abgeschabten Theilgen zugegen sind, und je schärfere Ecken sie haben, desto mehr reiben sie jene zähe fettigte Feuchtigkeit ab, womit die Nierenpapillen, das Nierenbecken, die Harngänge und die Blase überzogen ist. Salze sind auch drinnen: denn eine gewisse überwiegende Schärfe ist die Ursache, warum von den festen Theilen so viel losgehet, und

abgekratzet wird. Mithin sind alle Ursachen vorhanden, woraus eine ziemlich dicke Haut und mithin auch der Stein entstehet. Zum andern sagt jener Arzt, daß es hitzige Krankheiten bedeute. In hitzigen Krankheiten wird eine Schärfe erzeuget, wenn sie auch vorhero nicht gegenwärtig gewesen wäre. Diese Schärfe trennt bey stärkerer Bewegung der Säfte von den festen Theilen etwas los; wir haben also Salze und Erde. Nun aber werden in hitzigen Krankheiten gar oft zwanzig bis sechzig Pfund Fett aufgelöst, und dahero können sich leicht Spuren von Fett im Urin zeigen. Wenn also eine solche Haut dicke und stark ist, und zugleich viel Fett hat, so zeiget sie hitzige Krankheiten an.

§. 7.

Hippokrates macht über dieses Häutgen auch noch eine andre Anmerkung Progn. S. 40. „Auch das oben auf dem Urin schwimmende Fett, sagt er, welches wie ein Spinnengewebe aussieht, taugt nichts, denn es zeiget ein Schmelzen an.„ In dieser Haut ist vermuthlich eine größre Menge von Oehl als von andern Grundtheilen, und mithin bedeutet sie allerdings, daß der Körper gleichsam schmelzet, und besonders bey fetten Personen, das Fett geschmolzen und in ein Oehl verwandelt wird. Warum ist aber dieser Urin so gar schlimm? Weil das geschmolzene Oehl, wenn es von den Gefässen eingesogen worden ist, bey der Fieberhitze leicht faulet, und eine sonst leicht zu hebende Krankheit beschwerlich, hartnäckig und gefährlich macht.

§. 8.

Wir finden, daß dergleichen öhlichter Urin in vielen Volkskrankheiten von sehr schlimmer Bedeutung

gewesen ist. Nach Epid. 3. hatte die Frau in Cyzicus von dem sechsten Tage, „dünnen, mißfarbigen Urin, gegen den eilften wurde sie rasend, kam aber wieder zu sich, ihr Urin sahe schwarz, dünne, und nachhero öhlicht aus. Den siebzehnten Tag starb sie.

Parius hatte am sechsten Tage öhlichten Urin, am hundert und zwanzigsten starb er, sein Urin aber war bis ans Ende schlecht. Ebendas. S. 1093.

Pithion in Thasus gab am ersten Tage dunkelschwarzen, am vierten schwarzen, und am siebenten öhlichten Urin von sich, und starb am zehnten Tage. Ebendas. S. 1098.

Der Mensch, welcher nach einer heftigen Erhitzung seine Abendmahlzeit zu sich nahm, hatte Anfangs rothen Urin, worinnen etwas dickes Wesen war, das sich aber, auch da man den Urin stehen ließ, nicht setzte. Nachhero am fünften und sechsten Tage war sein Urin schlüpfrig, öhlicht, und gieng in grosser Menge ab, den eilften Tag starb er. Epidem. I. S. 988.

Ein Jüngling in Meliböa gab anfangs einen dünnen mißfärbigen Urin in geringer Menge von sich; nachher war sein Urin öhlicht, endlich wurde der Abgang dieser Feuchtigkeit ganz unterbrochen, und den vier und zwanzigsten Tag starb er an einer Hirnwuth. Epidem. III. S. 1117.

§. 9.

Diese Beyspiele zeigen uns, daß der Urin der angeführten Kranken ausserdem, daß er öhlig war, auch mehrentheils noch in Ansehung mehrerer anderer Umstände eine sehr üble Beschaffenheit hatte.

§. 10.

Doch giebt es auch in diesem, so wie in allen andern Fällen, Ausnahmen von der allgemeinen Regel:

1) Bisweilen kann der Harn in hitzigen Krankheiten die angeführte Beschaffenheit haben, ohne daß er der Vorbote schlimmer Folgen sey, nur muß er nicht öfters so seyn, und sich bald in einen bessern verwandeln; auch müssen sich andre gute Zeichen dabey äussern.

2) Beym laufenden, und Stockschnupfen u. d. g. pflegt der Harn fett oder öhlig auszusehen, wenn die Krankheit bereits zu Ende geht. In diesem Fall mag wohl das übrigens gute Blut sich von unnützen Theilgen reinigen, und, wenn es diese fortgeschaft hat, wieder völlig gut seyn.

3) Auch kann hierbey die einem Menschen besonders eigne Beschaffenheit und Art etwas beytragen. Hieronymus Cardanus schreibt in seiner Auslegung des Aph 7, 37. daß er vierzig Jahre nacheinander einen Urin, der mit einer dem Spinnengewebe ähnlichen Haut überzogen gewesen wäre, gelassen hätte. Wenn er seinem Urin täglich besehn, und ihn immer so gefunden hat, so ist das ein ganz besonderer seiner Person eigner Fall! Es giebt Personen, die ohne Nachtheil ihrer Gesundheit, und ohne die mindeste Unbequemlichkeit zu empfinden, ganze Jahre Urin lassen, worinnen eine Menge rother und gelber Sand ist. Hat aber Cardanus deswegen eine solche Haut auf seinem Urin wahrgenommen, weil das Nachtgeschirr nicht täglich ausgegossen worden ist, so beweiset dieses Häutgen, welches von der angehenden Fäulniß entstanden ist, nichts von allem, was er damit beweisen will.

§. 11.

Die zwote Art von öhlichtem Urin beschreibt Boerh. im 1011. §. seiner Institutionen also: „Wirklich fetter und öhlichter Urin, wenn man ihn auch ja einmal angetroffen hätte, ist gewiß sehr selten, und würde 1) eine ziemlich starke Bewegung und ein heftiges Reiben in den Gefässen bedeuten, wodurch das Fett aufgelöset, mit dem Blute vermischt, und durch den Urin ausgeführet worden wäre, oder 2) scharfe Säfte anzeigen, wovon die Schwindsucht und Abzehrung zu befürchten stünde.“

Boerhaave scheinet noch zu zweifeln, ob es je dergleichen Urin gegeben habe; er muß also, wenn er auch wirklich abgegangen ist, sehr selten seyn. Man darf sich durch Lesung der weitläuftigen Erklärung der Geschichte des Parion nicht verführen lassen, die, wenn man sie nicht gehörig aufmerksam betrachtet, einen allerdings irre zu machen im Stande ist. Galen sagt Epid. III.: Daß er zwar öhlichten Urin gesehen hätte, und das bey Kranken, denen dies im mindesten nicht schädlich gewesen wäre; in der genauern Auslegung aber, die er von dem Worte ελαιωδης, das Hippokrates gebraucht hat, macht, ist er der Meynung, daß Hippokrates hier seine Gedanken weder auf die Dicke, noch auf die Fettigkeit gerichtet gehabt hätte, sondern nur die gelblichte oder blasse Oelfarbe ausdrücken wolle: denn sonst würde er den Urin fett λιπαρος, und nicht öhlicht ελαιωδης genennet haben.

Diese ganze Schlußfolgerung des Galen ist in Wahrheit von geringer Erheblichkeit. Denn 1) in der nur angeführten Stelle in den Prognost. und in den erwähnten Aphorismen nennet Hippokrates den Urin deutlich und ausdrücklich fett. 2) Wenn Hippokrates bleichen oder gelben Urin beschreiben will,

so nimmt er die dazu nöthigen Wörter, und nennt ihn λευκην oder χλωρην. Da er ihn also öhlicht ελαιωδην genennt hat, so meynet er damit wirklich das, was Galen sagt, selbst gesehen zu haben, und will damit so viel anzeigen, daß der Urin eine fette Haut hatte.

Das ist auch alles, was uns Galen hierüber gesagt hat. Denn bey der Erläuterung aller Krankengeschichte aus den Büchern des Hippokrates von den Volkskrankheiten, läßt er sich nicht mit einem einzigen Worte weiter über den öhlichten, fetten Urin heraus.

§. 12.

Ist es denn aber unmöglich, daß ein wirklich öhlichter Urin gelassen werden, und daß wahres Oehl im Urin sichtbar seyn kann?

Antw. Die Versuche der Thierärzte, welche Ruisch durch eigne Beobachtungen bestätigt hat, beweisen daß in fetten Pferden, wenn sie heftig gejaget worden sind, das Fett im Körper, und besonders im Netz, schmelzet, und daß man es als ein wahres Oehl in ihrem Bauche findet. Allerdings aber gehet es an, daß dieses Fett von den Einsaugegefässen wieder aufgenommen, ins Blut gebracht, und durch die Nierenpulsadern mit dem Urin abgeführet werden kann. Auch Boerhaave pflegte zu erzählen, daß er selbst gesehen habe, daß nach einem Oehlklystire, das lange in den Därmen geblieben war, wirkliches Oehl im Urin gewesen wäre, und daß er dies zu wiederholten malen bey einem Kranken, welchem man in der Kolik von Poitou viel Klystiere von bloßem Leinöhl gegeben hatte, bemerkt habe. Diesen Beweis können auch diejenigen benutzen, welche der Meynung sind, daß es unmittelbarere Wege, als die Nieren geben

müßte, wodurch das Getränk in die Harnblase gehen könnte.

§. 13.

Sollte man denn aber nicht bisweilen wahres Oehl oder wahren Oehl Urin beobachten müssen, da in einer einzigen hitzigen Krankheit auf vierzig bis funfzig Pfund Fett schmelzen?

Antw. Wenn dies ja statt findet, so muß es nothwendig äusserst selten geschehen, denn ausserdem würden es bejahrte praktische Aerzte gewiß öfter bemerkt haben.

Hofmann erzählet jedoch Th. 3. Abschn. 1. Kap. 31. eine Geschichte aus dem Sylvius, die wohl hieher passen dürfte. Bey einer jungen Weibsperson schwomm das Fett so dicke auf dem Urin, daß es, als der Urin erkaltet war, wie gelieferte Butter oder Oehl oben drauf deutlich bemerkt werden konnte.

Dreyzehntes Kapitel.

Vom Othemholen.

§. 1.

Der Othem ist in allen hitzigen Krankheiten unter allen andern Zeichen das vornehmste, aus dem man das meiste schliessen kann, und Hippokrates hat völlig recht, wenn er in Prognost. sagt: „Das leichte Othemholen ist als eins der wichtigsten Zeichen der Genesung zu betrachten, und das zwar in allen und jeden hitzigen Krankheiten, die mit einem Fieber verbunden sind.“

§. 2.

Der Grund hiervon ist, weil, wenn der Othem gut aus und eingehet, die meisten und edelsten Theile und Eingeweide entweder gar nicht, oder doch nur ein wenig fehlerhaft seyn können.

§. 3.

Folglich haben die Lungen, das Brustfell, die Muskeln zwischen den Ribben, das Zwergfell, die Leber, die Milz, der Magen, das Darmfell, die Muskeln des Unterleibes, das kleine Gehirn u. d. g. keinen, oder zum wenigsten keinen beträchtlichen Fehler, wenn der Othem gut ist und bleibet. So legt Galen die hieher gehörige Stelle B. 1. von den Scheidungen aus.

§. 4.

Nichts, als das Othemholen, kann das Urtheil des Arztes, in Fällen, wo der Puls entweder wegen des beständigen Flechsenspringens, oder wegen des Zitterns der Theile unfühlbar oder doch trüglich ist, bestimmen.

§. 5.

Billig wundert man sich über die herrlichen Wirkungen eines natürlichen Othems, die Hippokrates in der Geschichte des Bedienten des Eratolaus, der die Ruhr hatte, erzählt; er beschreibt diese schreckliche Krankheit vom Anfange bis zum siebzigsten Tage, und fast kein einziges Zeichen hatte einen guten Ausgang prophezeyet, als der natürlich gesunde Othem Epid. 7. S. 1208 und 1209. Das nämliche bemerket er von dem Bedienten des Cydius S. 1212 und 1213. desgleichen vom Parmeniskus, dessen Zufälle äusserst schlimm waren, gleichwohl aber nichts böses nach sich

zogen: denn er verlor sein Fieber am vierzehnten Tage, weil er beständig gut und natürlich Othem holte S. 1233 und 1234.

§. 6.

Eine schlimme, und fast die schlimmste Art von Othemholen ist die, welche Hippokrates μετεωρον, sublimis, tief nennt, und bey Beschreibung der Bräune, und Entzündung des Brustfelles und der Lungen so oft anführet. Epid. 6. S. 1194. sagt er: Der Othem war sehr tief zu holen, und bey der Frau des Olympius braucht er die Worte: „Sie holte tief Othem, und zog durch die Nase Luft ein.“

§. 7.

Und dieses tiefe Othemholen ist deswegen so schlimm, weil die Lebenskräfte zu schwach sind, das Geschäfte des Othemholens zu unterhalten, und mithin der Beyhülfe der thierischen Handlungen bedürfen.

§. 8.

Dieser Fehler verhindert die Kranken auch am Schlafe, wenn sie auch ausserdem schlafen würden: denn wenn sie ein Schlummer überraschet, so fahren sie schnell auf, und glauben zu ersticken. Denn das Othemholen, welches natürlicher Weise nur durch die Wirkung der zur Unterhaltung des Lebens nothwendigen Theile fortgesetzet wird, muß jetzo, weil diese zu schwach sind, die Wirkung der zu thierischen Handlungen bestimmten Theile mit zu Hülfe nehmen, und diese waren im Schlafe ganz unwirksam; dahero weckt die Gefahr zu ersticken, den Kranken auf, damit er zu der ermatteten Lebenskraft die thierische hinzufügen soll.

§. 9.

Wir haben bisweilen Kranke bey uns gehabt, die, wenn sie wachten, tief, im Schlafe aber leicht Othem schöpften: doch ist mir nie ein deutlicherer Fall dieser Art vorgekommen, als bey einer Krankenwärterin, welche an Peteschen und Frieseln höchstgefährlich darnieder lag. Bey solchen entstehet der tiefe Othem, wenn sie erwachen, nicht von der ermüdeten Lebenskraft, sondern von Krampfen der Nerven, welche die Lebenskräfte unterdrücken. Und da nun diese Krämpfe im Schlafe nachlassen, so wird ihnen das Othemschöpfen auch nothwendig viel leichter.

§. 10.

Es giebt aber auch noch mehrere Ursachen dieser Erscheinung, z. B. in heftigen Entzündungen des Brustfelles, des Zwergfelles, des Magens u. d. g. wo der Kranke deswegen, weil es ihm ausserordentlich wehe thut, wenn er Othem schöpfet, so schwach wie möglich athmet, und es fast ganz zu verhalten sucht. Wenn man nun, ausser dem Gebrauche der allgemeinen Hülfsmittel, dem Kranken unter gehöriger Vorsicht etwas beruhigendes eingiebt, und ihm dadurch Schlaf verschaffet, so bemerket man, daß er leichter Othem holt, weil er keine Schmerzen dabey fühlet, und denselben also nicht verhält.

§. 11.

Kalter Othem ist ein Vorbote des Todes, weil er ein Zeichen des kalten Brandes in den innern Theilen ist. Wenn man aber die ausgeathmete Luft bey einem Kranken deswegen kalt findet, weil er die Gewohnheit hat, im Schlafe den Mund spitzig zu machen, wenn er ausathmet, wie wir dies alle so zu thun pflegen, wenn wir ein heißes Getränke kalt blasen wol-

len, so darf man in diesem Falle den kalten Othem nicht deswegen, weil er kalt ist, vor tödtlich halten; sondern wer hierbey die Grundsätze aus der Naturlehre zu Rathe ziehet, wird einsehn, warum dieser kalte Othem nichts böses bedeutet, sondern vielmehr nothwendig kalt seyn muß. Daran scheinet uns Hippokrates, dessen Kenntnisse überall gleich stark hervorleuchten, erinnern zu wollen, wenn er Epid. 7. S. 1225. von der Schwester des Hippias erzählt: „daß sie den fünften Tag den Othem von sich bließ, und die Backen dicke machte, wie man es im Schlafe zu thun pflegte.“

§. 12.

Sehr bündig und kurz, wie es immer seine Art ist, beschreibt uns Hippokrates die verschiedenen Arten vom Othemholen Epid. 2. S. 1025. Epid. 6. S. 1169. besonders aber Coac. n. 260. Diese Stelle, welche sehr schwer zu verstehen, noch schwerer aber zu erklären und auszulegen ist, lautet also: „Geschwinder, schwacher und kurzer Othem bedeutet eine Entzündung in denjenigen Theilen, welche zum Othemholen gehören, oder doch in der Nähe derselben liegen. Starkes Othemholen und solches, das in langen Zwischenräumen geschiehet, bedeutet Raserey oder Verzuckungen. Kalter Othem ist ein Vorbote des Todes; sehr heißer und rauchender Othem ist zwar eben so schlimm, doch ist der letztere nicht ein so sicheres Zeichen des Todes, als der kalte. Ferner ist auch diejenige Art des Othemholens tödtlich, wenn der Mensch mit vollen Zügen einathmet und ganz schwach ausathmet, oder wenn er schwach einathmet, und stark ausathmet. Endlich zeiget auch ein solcher Othem wo der Kranke sich gewaltig anstrengen und arbeiten muß, eben sowohl als derjenige, den man fast

gar nicht hören oder sehen kann, und auch das zweymalige Einathmen, bevor einmal ausgeathmet wird, oder das sogenannte Ueberathmen Gefahr an." Hippokrates will hiermit soviel sagen, daß auch diejenige Art von Othemholen tödtlich sey, bey der die darzu nöthigen Muskeln die ganze Brust ausdehnen, und die eingesogene Luft mit einer gewissen Geschwindigkeit durch die Lungen treiben, um nemlich den Umlauf des Blutes zu befördern, und bey welcher der Othem unter diesen Umständen endlich unmerklicher wird, aussetzet, oder zwey bis dreymal ansetzet, ehe die Brust nur ein einzigesmal zur höchsten Noth genug ausgedehnet wird: denn diese Art ist deswegen höchst gefährlich, weil bereits die Lebenskräfte und die zu Hülfe genommenen thierischen Kräfte zugleich schwach werden."

Er schließet endlich diese Stelle damit, daß er die Folgen eines guten natürlichen Othems in hitzigen Krankheiten beynahe mit eben den Worten als vorzüglich gut beschreibet, deren er sich in der § 1. angeführten Stelle aus den Prognosticis bedient hat.

Vierzehntes Kapitel.

Von den Krankheiten der Harnwerkzeuge.

§. 1.

Die Krankheiten der Absonderungswerkzeuge des Harns sind größtentheils schwer zu kennen.

§. 2.

Die Ursache davon ist, weil fast keine andern Krankheiten mehrere Zeichen mit andern gemein ha-

ben, und mehrere Ausnahmen von den allgemein festgesetzten Grundsätzen machen, als diese.

§. 3.

Dies gehet so weit, daß auch sogar in den Aphorismen des großen Hippokrates nicht alle zweifelhafte Fälle deutlich genug bestimmet, und die Schwierigkeiten, welche verhindern, daß man keine genaue Kenntniß des eigentlichen Sitzes der Krankheit erlangen kann, nicht völlig aufgeklaret sind, wie ich im gegenwärtigen und folgenden Paragraphen näher beweisen werde.

Aph. 4, 75. sagt er: „Blut oder Eyter im Urin bedeutet Geschwüre in den Nieren oder in der Blase.“

1) Gleichwohl geben manche Menschen einen blutigen Harn von sich, ohne daß in den Nieren oder in der Blase der mindeste Fehler ist, wenn sie sich z. B. entweder zu heftige Bewegungen gemacht, oder die Nieren zu fest zusammengeschnüret haben.

2) Vollblütige Personen, oder Weibspersonen, die ihre Monatszeit lange nicht gehabt haben, harnen bisweilen Blut, ohne daß deswegen ihre Nieren oder Blase auch nur im mindesten schadhaft sey.

3) Eine Frau in unserm Krankenhause, die an einer höchstbösartigen Krankheit darnieder lag, harnte einen ganzen Tag lang Blut, und die einzige Ursache dieses Erfolgs war die Auflösung ihres Bluts. Denn weder vorher, noch in der Folge zeigte sich etwas fehlerhaftes in ihren Urinwegen. Und dergleichen Fälle sind in hitzigen Krankheiten in der That nichts so ausserordentlich seltnes.

4) Sollte wohl unter die Ausnahmen von der in diesem Aphorism festgesetzten Regel auch, wie einige Ausleger desselben wollen, jenes Blutharnen gehören welches bisweilen auf anhaltende Ausschweifungen in der Liebe oder bey gewissen Fehlern der Harnröhre erfolgt? Denn weder bey dem Urinlassen, noch zu der Zeit, zu welcher diese Feuchtigkeit nicht abgeht, zeigt sich dieses Blut; und das tropfenweise, oder in einem anhaltenden Strahle abgehende Blut ist doch gleichwohl eigentlich kein Blutharnen zu nennen.

5) Galen hat den wahren Sinn dieses Aphorism etwas leichter und faßlicher gemacht, indem er anstatt oder (ἢ) und καὶ setzt, nemlich: „wenn jemand Blut und Eyter harnt," anstatt daß es eigentlich heißt: „Wenn jemand Blut oder Eyter harnet" Denn auf diese Weise verschwinden allerdings diejenigen Schwierigkeiten, welche statt finden, wenn man die Krankheit, wie der Aphorism sagen will, lediglich aus dem Blutharnen kennen und bestimmen soll: aber gleichwohl werden sie dadurch nicht alle gehoben.

6) Denn wenn die nach dem Bellini genennten und von ihm entdeckten Gänge in den Nieren schlaff sind, so kann Blut und Eyter mit dem Urin abgehen, es komme aus welchem Theile des Körpers es wolle. Im Krankenhause haben wir einen Fall gehabt, wo Eyter aus der Brust mit dem Urin fortging, ja Houllier erzählt sogar, in seiner Erleuterung über diesen Aphorism, daß zu seiner Zeit eine Weibsperson vier ganze Monate lang Eyter geharnet hätte, und dieses wäre, setzt er hinzu, so scharf gewesen, daß man bisweilen auch Blut darunter gesehen hätte. Die zu Rathe gezognen Aerzte empfahlen solche Mittel, die den Geschwüren in den Nieren, die sie vermutheten, angemessen waren, und zwar deswegen,

weil diese Person abwechselnd zu gewissen Zeiten Schmerzen in den Nieren empfunden hätte. Im vierten Monat war sie gestorben, und bey der Leichenöfnung hatte man die Nieren und die Blase vollkommen gesund und gut, in dem Herzen aber zween Steine und viele Eytergeschwüre gefunden.

Aph. 4, 76. „Wenn sich in dem abgegangenen dicken Urin kleine Karunkeln, oder gleichsam Haare zeigen, und zugleich mit fortgehen, so geschiehet diese Absonderung aus den Nieren.“

1) Diese Haare bilden sich vermuthlich aus dem entzündeten oder sehr schleimigen Blute, das bisweilen die Bellinischen Röhrgen verstopft, und endlich durch den Antrieb einer neuen Blutsäule ins Nierenbecken getrieben wird: ich habe dergleichen Haare im Krankenhause oft in dem Urin eines Knaben gesehen, bey dem man endlich nach dem Tode an dem Hüftgelenke ein verstecktes Eytergeschwür, die Nieren aber vollkommen gesund, fand.

2) Auch bey Nierengeschwüren gehen vielleicht Haare mit ab, wenn die aufgelößten Bellinischen Röhrgen zugleich mit dem Urin durch die Harngänge ausgesondert werden.

3) Wahre Karunkeln können im Urin seyn, wenn die Nieren selbst durch die Eyterung zerstört worden sind.

4) Aber sie entstehen nicht nothwendig allemal in und aus den Nieren. Die Harnblase, welche eigentlich eine bloße Haut ist, kann dick und beynahe fleischigt werden, wie ich im Krankenhause bey vielen mit dem Stein behafteten Personen deutlich gesehen

habe. Und wenn nun diese verdickte Blase von einem etwas rauhen Steine sehr gerieben, und viel davon losgetrennt wird, so werden eben sowohl wahre Karunkeln fortgehn, als wenn in den Nieren selbst Geschwüre sind.

5) Auch sogar dann, wenn sich geronnene Stücken Blut in der Blase ansammlen, und eine Zeitlang darinn aufhalten, so können diese, wenn sie abgegangen sind, wirklichen Karunkeln so ähnlich sehen, daß man diese ohnmöglich von jenen unterscheiden kann.

6) Soll denn wohl der Nachdruck in diesem Aphorisme in den Worten: „wenn er dicke ist" liegen? so daß Haare und Karunkeln nothwendig in einem solchen Urin seyn müssen, der gleich beym Ablassen trübe ist? Galen will dies aber schlechterdings nicht zugeben, sondern er erkläret das Wort παχυ, dicke, vor den Gegensatz von λεπτος, und ὑδατωδες, dünne und wässericht, nicht aber vor dicke oder trübe. Wenn ich aber auch eingestehen wollte, daß man solchen Urin hier verstehen müsse, der gleich, wenn er gelassen wird, dicke und trübe ist, so ist dennoch nicht alle Schwierigkeit in der Auslegung gehoben. Denn die dicke Beschaffenheit des Urins kann von einer hitzigen Krankheit, vom Schnupfen, vom Temperament, von der Jugend, (weil dicker Urin bey Kindern nichts seltnes ist,) von genossenen Speisen und Getränk herrühren, und es können allerdings Karunkeln drinne seyn, die nicht aus den Nieren, sondern aus Geschwüren in der Blase kommen.

Aph. 4, 77. sagt Hippokrates: „Wenn in dicken Urin zugleich etwas kleyenartiges ist, so hat die Blase die Krätze."

Hippokrates hat zwar wohl zuerst entdeckt, daß die Blase bisweilen die Krätze habe, Ruisch aber hat in seinen anatomisch chirurgischen Bemerkungen n. 78. ein deutliches Beyspiel davon angeführt. Wenn man aber kleyenartigen Urin als den Beweis der Krätze in der Blase annehmen will, so ereignet sich eine Schwierigkeit; denn Hippokrates erwähnet im Buch von den Vorhersagungen eben eines solchen Urins, aber nicht als eines bey der Krätze der Blase vorkommenden Umstands, sondern als ein Zeichen bey hitzigen Krankheiten; er sagt nämlich: „wenn der Urin einen Bodensatz wie dickes Mehl hat, so taugt er nichts, noch schlimmer aber ist er, wenn er einen blätterichten, und am allerschlimmsten, wenn er einen kleyenartigen Satz hat.“ Noch mehr zu bewundern ist es, daß Hippokrates so viel Aehnlichkeit zwischen diesen und denenjenigen Arten von Urin, welche bey der Krätze in der Blase abgehen, gefunden hat, daß er kurz drauf die Warnung hinzusetzt: „Man betrüge sich aber nicht, denn wenn sich dergleichen Urin zeiget, und die Ursache desselben liegt in der Blase, so ist er kein Zeichen von der Beschaffenheit des ganzen Körpers, sondern von der Blase allein.“

Wenn also der Urin in hitzigen Krankheiten eben so sieht, wie bey der Krätze in der Blase, so müssen uns erst andre Umstände überzeugen, ob der Fehler in der Blase liegt, als diese Arten von Bodensatz, ehe wir von dem gegenwärtigen Zustande, und von dem künftigen Ausgange einer hitzigen Krankheit ein Urtheil fällen. Galen und die meisten Ausleger des Hippokrates behaupten, daß kleyenartiger Urin in hitzigen Krankheiten von der Krätze der Gefäße oder von innerlich angefreßnen Gefäßen entstehe.

langwierige und gefährliche, oder beschwerliche und gefährliche Krankheiten, prophezeyet Hippokrates in Prorrheticis und am Ende der Coacarum, je nachdem die Farbe, worinnen sich dergleichen Bodensatz zeiget, verschieden ist.

Funfzehntes Kapitel.

Von den Zeichen der Krankheiten in den Urinwerkzeugen. Fortsetzung.

§. 1.

Hippokrates sagt Aph. 4, 78. „Wenn jemand von freyen Stücken Blutharnen bekommt, so bedeutet es, daß von ohngefehr ein Gefäß in den Nieren gesprungen ist.“ Daß ταυτόματος heißt bald soviel als von sich selbst, bald bedeutet es unerwartet, bald von ohngefehr. Houllier übersetzt es durch unverhofft, es ist aber einerley, in was vor Verstande man es nimmt; denn ein Blutharnen von freyen Stücken entstehet entweder vom Aufspringen eines Gefäßes, oder, wie wir Aph. 75. gesehen haben, von der erweiterten Mündung der Gefäße; ein so unerwartetes Blutharnen kann alle diejenigen Entstehungsarten, welche in allen übrigen Blutflüßen statt finden können, zum Grunde haben, das Aufspringen, die Erweiterung der Mündungen, oder das Ausschwären der Gefäße; nur das Zernagen oder Zerfressen allein kann keinen blutigen Urin verursachen; denn da müssen sich mehrentheils einige Zeichen vorher äussern, und es kann also nicht plötzlich ohne Zeichen entstehen.

§. 2.

Sollte denn Hippokrates also wohl unter dem Worte ῥῆξις, das Zerreissen eines Blutgefäßes, alle

drey Arten, auf welche sich Blutflüsse plötzlich und von freyen Stücken zutragen, verstanden und zusammengefasset haben? Allerdings; denn nicht dem Hippokrates, sondern vielmehr dem Galen haben wir diese nützliche Eintheilung zu danken. Und wenn das Wort ἔκκρισις im allgemeinen Verstande für jede Oefnung eines Gefäßes genommen wird, so hat der Aphorism seine gute Richtigkeit, wenn es aber in dem Verstande, wie die Aerzte eigentlich dieses Wort nehmen, zu verstehen ist, so leidet er öfters eine Ausnahme.

§. 3.

Aph. 4, 79. sagt eben jener Arzt: „Wenn sich ein sandigter Bodensatz im Urin zeiget, so ist ein Stein in der Blase.“ Erstlich findet man unzählichemal sandigten Bodensatz in Flußfiebern, im viertägigen Fieber, wenn es mehrere Tage dauert, ja sogar in verschiedenen hitzigen Krankheiten, ohne daß man je ein Zeichen vom Stein bemerkt habe. Zweytens giebt es Menschen, die oft Wochen und Monate lang Sand, der bald glatt ist, und sich rings um das Nachtgeschirr herum anlegt, bald zu Boden fällt, in Menge im Urin haben, ohne daß sich vor oder nachher das allermindeste Merkmal vom Steine äussert.

Ist vielleicht dieser Aphorismus so zu verstehen, als ob Hippokrates sagen wollte, daß die Sandkörngen in dem Urin der Nr. 1. und 2. angegebnen Personen, nicht sogleich beym Lassen mit abgehen, sondern sich vielmehr erst nach einiger Zeit, wenn derselbe ruhig steht, als eine Art von Krystallen erzeugen, so daß, wenn die Sandkörngen den Stein anzeigen sollen, es nöthig sey, daß sie sogleich mit weggeharnet, und alsbald, wenn der Urin gelassen worden ist, sichtbar werden?

§. 4.

Wir müssen aber hier folgende zween Umstände in Erwägung ziehen; erstlich kommt es lediglich darauf an, ob der Stein weich und mürbe ist, und ob also Sandkörngen davon losgehen können, weil nur in diesem Falle der Sand im Urin vom Steine hergeleitet werden kann; oder ob der Stein so glatt und harte ist, daß nimmermehr ein Körngen davon abgetrennt werden kann, wie man dann wirklich bisweilen dergleichen harte Steine findet, die nimmermehr etwas Sand im Urin sehen lassen werden: und es ist also nicht allemal ein richtiger Schluß, daß diejenigen, welche einen Stein in der Blase haben, auch nothwendig Sand harnen müssen. Zweytens, weil ein mürber Stein eben sowohl in den Nieren, als in der Blase seyn kann, wovon Sandkörngen mit dem Urin abgehen, so kann man nicht gewiß wissen, ob jemand schlechterdings in der Blase einen Stein haben müsse, wenn man in seinem Urin Sandkörngen findet, weil sich der Stein auch wohl oben in den Nieren aufhalten kann. Wenn aber drittens kein einziges Zeichen vorhanden ist, das einen in den Nieren liegenden Stein argwöhnen läßt und sich im Gegentheil viele Merkmale äussern, die die Gegenwart eines Steins in der Blase verrathen, so wird man in seiner Muthmassung sehr bekräftiget, wenn man Sand im Urin findet, der sich sogleich, wenn er gelassen ist, zu Boden setzet, und dieses scheinet der wahre Sinn dieses Aphorism zu seyn, und in diesem Verstande allein ist er wahr und richtig, ausserdem aber nicht.

Anmerkung. Haben etwa diejenigen, in deren Urin sich so oft und leicht Sand ansetzt, wenn er stehet, mehr Hang zum Steine, als andre? oder ist

schon eine gewisse Anlage zum Stein bey solchen Personen zu vermuthen? Allerdings. Denn wenn sich solche Krystallen in einem Urin, der eine Nacht über ruhig gestanden hat, ansetzen, und sie legen sich in den Falten der Blase an, so ist schon ein Grundstoff da, woran sich andre, gleich als an einen Kern, ansetzen können. Man muß daher durch verdünnende Mittel, durch gute Lebensordnung, durch gehörige Bewegung, durch leichte urintreibende Weine, und durch andre Vorkehrungen zu verhindern suchen, daß aus jener Anlage nicht das Uebel wirklich entstehe.

§. 5.

Aph. 4. 80. „Wer Blut, und geronnene Blutklumpen harnet, dabey Schneiden in der Röhre und tropfenweisen Abgang hat, überdem Schmerzen im Unterleibe und in der Gegend des Mittelfleisches empfindet, der hat einen Fehler in der Nähe der Blase.„

Erstlich lehret Hippokrates in diesem Aphorism, wie man die Krankheiten des Mastdarms und der Mutterscheide von den Fehlern in den Wegen des Harns unterscheiden solle. Denn man findet bey Mannspersonen im Mastdarme, und bey Weibspersonen in der Mutterscheide Veranlassungen zur Strangurie, und sehr heftige Schmerzen im Unterleibe und im Mittelfleische: weil sich aber zur nemlichen Zeit weder Blutharnen einfindet, noch auch Stücken geronnenes Blut im Urin zum Vorschein kommen, so kann man hieraus abnehmen, daß diese Strangurie und diese Schmerzen in und um der Blase herum aus Mitleidenheit der Blase entstehen, und keinesweges von einem Fehler dieses Eingeweides selbst herrühren. Wenn aber bey allen diesen Umständen zugleich Blut

oder Stücken geronnenes Geblüte mit fortgehen, so ist es ein Zeichen, daß der Grund in der Blase selbst liegen muß, und weder in der Mutterscheide, noch im Mastdarme zu suchen sey, weil dann kein Blut im Urin seyn könnte.

Zweytens verdienet der Ausdruck; „in und um die Blase herum„ unsre Aufmerksamkeit. Hat Hippokrates zugleich die Nieren, oder vielmehr die sämmtlichen Urinwerkzeuge, die Nieren, die Harngänge, und die Blase darunter verstanden, wie Houllier meint, so ist die Behauptung uneingeschränkt wahr, verstehet er aber die Blase allein, und weiter nichts damit, so lehrt er uns etwas falsches.

Denn das Blut aus den Nieren geht zwar in einer flüssigen Gestalt in die Blase herab, wenn es sich aber in selbiger aufhält, so kann es gerinnen und daher als geronnenes Geblüte mit dem Urin fort gehen.

Es giebt auch viel praktische Fälle, welche zu Beweisen dienen, daß dergleichen Stücken geronnenes Blut Strangurien, Schmertzen im Unterleibe und am Mittelfleische erregen, obschon weder die Blase, noch auch die daran hangenden Theile, sondern lediglich die Nieren fehlerhaft sind. Der Apporism ist also entweder so zu erleutern, daß man ihn von den sämmtlichen Urinwerkzeugen, und folglich auch von den Nieren verstehen muß, oder von der Blase allein, jedoch unter der Bedingung, daß man ausserdem schon weis, daß die Nieren und Harngänge gesund sind, und Hippokrates sagt also nicht in der Blase, sondern in und um der Blase herum, damit man nichts mit Hartnäckigkeit behaupten soll, weil diese Umstände ihren Grund bald in der Blase, bald in

den Harngängen, und bald in den Nieren haben können. Ist dem Arzte aus andern Zeichen bekannt, daß die Nieren und Harngänge ohne Fehler sind, so weis er zuverlässig, daß die Blase nothwendig der leidende Theil seyn muß: ist er aber versichert, daß der Fehler in den Nieren oder Harngängen steckt, so ersiehet er hieraus, daß die Blase gesund und untadelhaft seyn könne. Nachdem nun der Arzt hiervon keine, oder gute, Kenntniß hat, wird er auch sicher oder unsicher den Sitz der ausgebrochenen Krankheit zu bestimmen vermögend seyn: Hippokrates hat also sehr weislich, ohne dieses im ganzen unterscheiden zu können, gesagt: „in und um der Blase herum.“

§. 6.

Aph. 4, 81. „Wenn jemand Blut oder Eyter harnet, oder in dem abgegangnen Urin Schuppen und Schürfe sind, und diese Flüssigkeit einen üblen Geruch hat, so zeigen diese Umstände ein Geschwür in der Blase an.“

Erstlich kann ein Kranker Blut und Eyter harnen, weil Eytergeschwüre in seinen Nieren sind. Zweytens können Schuppen im Urin seyn, ohne daß irgend ein Fehler in den Nieren und der Blase statt finde, wie uns Hippokrates selbst in seinem Buche von den Vorhersagungen belehrt, daß dies in hitzigen Krankheiten geschehe, und wie mir im Krankenhause der Fall etliche mal vorgekommen ist. Geschiehet das in hitzigen Krankheiten, warum sollte es sich denn nicht auch ausserdem zutragen können.

Der höchst üble Geruch des Urins kann bisweilen von dem in den Nieren erzeugten Eyter entstehn, und kein Fehler in der Blase dabey zu spüren seyn, mithin kann derselbe kein Blasengeschwür anzeigen.

Ferner bedeutete kleyenartiger Urin nach dem Aph. 4. 77. die Krätze in der Blase, wie ich dies oben in gewissem Verstande erklärt habe. Wenn also jemand nach einer Entzündung der Nieren eyterichten stinkenden Urin liesse, und die Krätze in der Blase hätte, so könnte er allerdings einen Harn, der diese Beschaffenheit hätte, von sich geben, ohne daß in der Blase Geschwüre wären. Folglich ist der wahre Sinn dieses Aphorisms folgender: Wenn jemand vorher keine Zeichen von Fehlern in den Nieren oder in der Blase an sich gespürt hat, und jetzt nach vorgängigen Zeichen einer Entzündung der Blase, selbige mag nun von allgemeinen Ursachen einer Entzündung oder vom Steine herrühren, Blut und Eyter harnet, so hätte er dann Geschwüre in der Blase.

§. 7.

Aph. 4. 82. „Wer in der Harnröhre ein Beulgen bekommt, der hat die Lösung seines Uebels zu gewarten, wenn das Beulgen in Eyterung übergeht und aufspringt.„

Es giebt verschiedene Arten von Beulgen in der Harnröhre: erstlich solche, die nicht in Eyterung übergehn, und diese sind in der That nicht selten. Zweytens kann auch ein Hohlgeschwür daselbst zurückbleiben, und wenn auch das Beulgen aufspringt, doch keine Heilung erfolgen.

Wir müssen also dem wahren Sinne weiter nachspüren! Hippokrates will darinnen so viel sagen: daß auch eine Verhaltung des Urins entstehn könne, ohne daß ein Fehler in der Blase, in den Nieren, oder in den Harngängen ist. Er betrachtet vorjetzt den Grund derselben in der Harnröhre, die den gan-

zen Weg des Urins versperrt: und wenn die Beule von der Art ist, daß sie eytern kann, so erfolget die Lösung, wenn sie geeytert hat, und aufspringet: das Uebel ist zwar nicht allemal völlig gehoben, denn es kann vielleicht ein bösartiges Geschwür zurück bleiben, aber die Verhaltung und der durch die Verhaltung des Urins entstandene Schmerz vergehet doch: er legt es selbst so aus Aph. 7, 57. — Veralterte Saamenflüsse, oder übel kurirter Tripper zeigen uns zu unsern Zeiten diesen Vorfall öfter, als ihn zu seiner Zeit Hippokrates bemerken konnte.

Dritter Abschnitt.

Geschichte der in den Jahren 1744 und 1745 im Haag beobachteten Krankheiten, und besonders der Blattern.

Besondre Volkskrankheiten haben im Jahr 1744 nicht geherrschet, die zu jeder Jahreszeit gewöhnlichen ausgenommen; indeß fanden sich doch gewisse Hautausschläge ein, die sich sehr verbreiteten, und durch die Ansteckung fortpflanzten, so daß, wenn einmal in einem Hause eine Person daran lag, in kurzem viele in eben dem Hause damit befallen wurden. Im Frühjahre fieng sich diese Krankheit vorzüglich zu äussern an, und den ganzen Sommer hindurch lagen viel Leute an derselben darnieder. Der Ausschlag selbst war von vierfacher Art:

1) Die Aerme waren bis an die Schultern roth, und eben so sah auch der Hals, das Gesicht, der Leib und die Lenden, selten auch die Füsse, über und über aus; es gesellte sich ein Fieber, das drey bis vier Tage anhielt, darzu, dieses vergieng aber bey vielen Patienten von freyen Stücken so leicht, daß es kaum nöthig war, den Arzt zu Hülfe zu rufen. Vor dem Ausbruche beklagten sich die Kranken über ausserordentliches Jucken, und dieses hielt ziemlich bis ans Ende des Uebels an: doch schälte sich die Haut nicht leicht merklich hinterdrein. Die gemeinen Leute legten sich meist trockne Sachen, Rockenmehl, Kraftmehl, getrocknete Holunderblüthen u. d. g. mit

gutem Erfolg auf. War aber bey manchen das Fieber und das schmerzhafte Jucken zu schlimm, so wurde ihnen doch durch gelinde schweißbefördernde säuerliche Mittel mehrentheils den fünften Tag wieder geholfen, aber in diesen Fällen gieng auch die äussere Haut sehr merklich ab, und schälte sich.

2) Eine andere Art dieses Ausschlags zeigte sich sehr plötzlich an verschiedenen Orten, besonders am Halse und im Gesichte; sie machte rothe zirkelförmige Striemen, die sich allmählich ausbreiteten, plötzlich verschwanden, eben so geschwind aber wieder zum Vorschein kamen: dergleichen Kranke hatten nicht leicht ein merkbares Fieber, sie brachten aber länger zu, als die von der ersten Art. Hin und wieder sonderte sich die Haut in kleinen Schuppen ab. Schweißbefördernde, säuerliche und verdünnende Mittel thaten ihnen die besten Dienste.

3) Der Ausbruch der dritten Art geschahe durch ganz kleine dunkelrothe Punkte, welche nach und nach so groß wurden, als Hirsekörner. Das Fieber war dabey so schwach, daß man es kaum ein Fieber nennen konnte, dagegen hatten die Kranken, besonders am Leibe, unausstehliches Jucken, so daß sich auch die allergelassensten kaum des beständigen Kratzens enthalten konnten, bis aller Orten das Blut nachlief. Diesen halfen Aderlasse, verdünnende, schweißbefördernde Arzneyen, besonders aber die Schwefelblumen in starken Gaben mit Rhabarber und ungewaschenem Spiesglas; diese Art hatte bisweilen erst in Zeit von einem Monat ihre Bahn durchlaufen. Mehrentheils schaften äusserliche Mittel, z. B. die Pomadensalbe mit viel Schwefel, die weisse Kampfersalbe, die Bleyglättsalbe, der Balsam des Arcäus, u. d. g. keine Erleichterung. Bisweilen aber schienen sie doch eini-

nige Linderung zu bewirken, wenn nicht diese mehr den innerlichen Arzeneyen zuzuschreiben war.

4) Die vierte Art verdiente fast den Namen einer Krätze; sie marterte die Leute drey, vier, fünf Monat, und noch länger, und war ihnen höchst beschwerlich. Bey diesen brauchte man inn- und äusserlich eine geraume Zeit und in Menge Queckſilberarzneyen, die einigen gute Dienste thaten, andern aber nicht den mindesten Vortheil verschaften. Der Ausschlag stellte Blütgen von Lymphe dar, welche viele Kranke mit Nadeln aufstachen, damit sie geschwinder abheilen sollten, sie fanden aber, daß sie in kurzer Zeit wieder mit Feuchtigkeit angefüllt waren. Diese Blütgen zeigten sich nicht leicht im Gesichte, dagegen aber war an den äusseren Gliedmaßen, besonders an den Fingern, am Gesässe, am Leibe und an den Lenden alles davon voll: wenn sich die Patienten bey dem übermäßigen Jucken sehr kratzten, so waren sie desto schlimmer dran. Dekokte von mehr und minder scharfen antiskorbutischen Kräutern, wiederholte Abführungen, der anhaltende innerliche und äusserliche Gebrauch des Queckſilbers, und die meisten der oben genannten Salben, halfen öfters nicht viel. Schwefelsalben schaften zwar bey vielen Nutzen, bey eben so vielen aber waren sie unnütz. Als endlich der Herbst beynahe vorüber war, schien die Krankheit zwar gelinder zu werden, aber sie verschwand doch noch nicht ganz. Nach der Anwendung der nur benannten Mittel thaten folgende zwey Arzneyen vielen Kranken gute Dienste: Erstlich die blaue Salbe, wenn die Kranken fast ganz hautlos und allenthalben an ihrem Körper feuchte waren, und dann der Schwefeldampf, womit man ein wollen Tuch durchräucherte, und auf die kranken Theile des Körpers legte.

Einige Kranke versicherten von dem Wacholdergeist, wenn sie denselben aufgelegt hatten, gute Wirkungen beobachtet zu haben; die meisten Mittel aber halfen nur im Anfange, und in der Folge ganz und gar nichts. Die in dem Harlemer Apothekerbuche vorgeschriebene Krätzsalbe verschafte einigen eine Erleichterung, bey andern aber war sie völlig unwirksam.

Unter diesen Kranken befand sich eine verheirathete Frau von ohngefehr dreyßig Jahren, welche viel Kinder gehabt hatte, und jetzt eins säugte, übrigens vollkommen gesund war, doch bisweilen von einem scharfen Skorbut geplagt wurde; diese bekam noch im Winter auf der Stirne über dem linken Augenbraunen einige Blütgen, die anfangs wie Masern aussahen, nach und nach sich mehr erhoben, eine Rinde bekamen, immer weiter in der Nähe des Auges um sich frassen, und sich bis über die Backen, und bis herunter ans Kinn ausbreiteten. Gegen den Frühling nahm der Ausschlag beyde Kniekehlen, beyde Vorderärme, und nachhero beyde Hände ein: hierauf kam er rings um den Hals herum aller Orten heraus; die aufgeborstenen schurfichten Blütgen liessen eine an einigen Orten gelblichte Materie, andre ein dünnes Eyter, und wieder andre Wasser laufen. Die Patientin trunk mit grosser Geduld länger als einen Monat Aufgüsse von gelinden antiskorbutischen Kräutern, und nahm dabey ein Pulver, welches aus einer Unze Schwefelblumen, zwey Quentgen ungewaschnen schweißbefördernden Spiesglas, und eben so viel Rhabarber bestund, täglich zu drey Quentgen ein, ihr Uebel aber verschlimmerte sich von Tag zu Tage; die weisse obbenannte Salbe und Pflaster brauchte sie mit wenigem Nutzen. Endlich bediente sie sich einiger Arzneyen von Queckſilber, um wider meine Absicht einen Speichelfluß hervorzubringen; als ich

ihn, ohne es zu vermuthen, einmal ausbrechen sahe, unterhielt ich ihn einen Monat lang, und er gieng so heftig, daß die Patientin täglich beynahe zwey Maaß Speichel auswarf; die Schurfe schienen an einigen Orten zu vergehen, an andern aber wieder desto häufiger heraus zu kommen, und dergestalt zu nässen, daß sie auch von dieser Behandlung wenig Nutzen hatte. Ich entschloß mich nun, die Heilung durch solche Mittel, die den Schweiß befördern, zu unternehmen, da aber die Geschäfte der Kranken selbige nicht wohl verstatten wollten, so versuchte ich, ob abführende Arzneyen aus Rhabarber, Schwefel, ungewaschnen schweißbefördernden Spiesglas und Skammonium, die sie über den andern oder dritten Tag nahm, und Schwefeldämpfe, womit man wollene Tücher durchräucherte, und täglich zweymal an die schlimmsten Orte auflegte, ihr Linderung verschaffen würde: als sie hiermit fünf Wochen lang fortgefahren war, wurde sie vollkommen gesund.

Als diese Hautkrankheiten stark herumzugehen aufhörten, stellten sich im Monat Junius die Blattern ein, welche größtentheils zusammenfliessend waren, und ziemlich viel Menschen in geraumer Zeit überfielen.

Ich habe ein genaues Verzeichniß der Blatterpatienten, die meiner Aufsicht anvertraut waren, damals zu halten verabsäumet, und nur diejenigen angemerket, bey denen, meiner Meynung nach, etwas merkwürdiges vorfiel. 41 Beyspiele von dieser Art sind es, die ich aufgezeichnet habe, von welchen eilfe einzelne, dreyßig aber zusammenfliessende Blattern hatten, und zwar die mehresten in einem ziemlich hohen Grad. Die meisten dieser Kranken waren Kinder, und nur wenig Erwachsene; man müßte denn

noch nicht einig seyn, welche Anzahl von Jahren im medizinischen Verstande eigentlich erfodert würde, um gewiß zu seyn, ob man von einem Kinde, oder von einem Erwachsenen rede. Denn zwischen beyden stehet die Jugend oder das Jünglingsalter mitten innen, und den Anfang derselben rechnet man zur Kindheit, das Ende aber wohl am besten zum erwachsenen Alter.

In einer einzigen Familie, wo fünf Kinder, ein Sohn in seinen Jünglingsjahren, und eine Tochter waren, lagen zween an zusammenfliessenden und drey an einzelnen Blattern darnieder. Die zusammenfliessenden bekam, wenn ich mich recht erinnere, zuerst ein 6 Jahr altes Mädgen, und als diese ausser Gefahr und ziemlich gesund war, wurden die andern vier zugleich von dieser Krankheit befallen.

Ich wurde in dieses Haus gerufen, als die erstern zusammenfliessenden bereits im Anzuge waren, und durch viele verdünnende Getränke, durch die tägliche Anwendung der Fußbäder, durch Umschläge von Sauerteig, Senf, Salz und Eßig auf die Füsse, ferner durch den Gebrauch des Diakodiensyrops, den ich nach Beschaffenheit der Jahre und Heftigkeit der Krankheit gegen Abend nehmen ließ, und durch Klystire, wenn die Oefnung des Unterleibes nicht von selbst erfolgen wollte, brachte ich die Kranke bis zum vierzehnten Tage; und weil sich nach überstandener Krankheit keine schlimmen Zufälle äusserten, verschrieb ich auf den siebzehnten und zwanzigsten Tag gelinde Abführungen.

Ich wurde indessen den dritten oder vierten Tag darauf aufs neue in dieses Haus gerufen, und fand die vier übrigen Kinder zum Theil schon mit heraus-

gekommenen, zum Theil mit so eben sich zeigenden Blattern behaftet. Bey dem Knaben von zwölf Jahren, und bey einem Mädchen von vier Jahren waren sie einzeln, und ich hatte, ausser einem guten Verhalten, bey beyden nichts weiter zu verordnen nöthig; bey einem Mädchen von zehn, und einem Kinde von neun Jahren aber waren die Blattern im höchsten Grad zusammenfliessend. Ich behandelte sie auf die oben beschriebene Weise drey bis vier Tage lang ziemlich glücklich, dann aber dankte die Mutter auf Anrathen alter Weiber, welche ihr thörichter Weise eingeredet hatten, daß bey den Blattern kein Arzt nöthig sey, und aus der Ursache, weil alle Kinder damals nach ihren Umständen leidlich und wohl waren, vor meine bisherige Vorsorge, und gab mir meinen Abschied.

Ich gieng den vierten Tag drauf wieder durch die Gasse, in der diese Familie wohnte, und weil mir das elende Schicksal dieser Kinder jammerte, so besuchte ich dieselben freundschaftlich, ich hörte aber überall nichts als Heulen und Schreyen. Ich fragte nach der Ursache dieser Veränderung, und ich bekam von der Mutter die Antwort, daß zwey von ihren Kindern es ehestens ausmachen würden, und ich fand selbst, bey der Untersuchung, daß zwey Kinder an ihrem ganzen Körper, und besonders im Gesichte und an den Händen, wo die Blattern am meisten zusammengeflossen waren, eine dunkle Brandrinde hatten, dabey war ihr Puls schwach und klein; sie konnten weder sprechen, noch etwas mehr hinunterschlucken, und überdies waren sie beklemmt und die Stimme sehr schwach und rauh. Der Rath des Sydenham, zur Ader zu lassen, und die Vorschrift des Freund, in solchen Fällen mit wiederholten Abführungen fortzufahren, hatten sich beyde vormals durch meine Er-

fahrung eben nicht als sehr vortheilhaft erwiesen. Die Methode des Boerhaave, welche mit der Sydenhamischen in den meisten Stücken übereinkommt, gefiel mir daher am besten. Ich befahl also, beyden Kranken sogleich Klystire zu geben, in die Weichen, unter die Achseln, auf die Herzgrube und um den Hals warme wollne mit Rheinwein befeuchtete Tücher aufzulegen, und zwischen die Schultern ein rothmachendes Pflaster zu setzen; überdies rieth ich, ihnen täglich zweymal eine ihrem Alter angemessene Portion Diakodiensyrop einzugeben bisweilen einen Schluck Kanariensekt zu schenken, mit Salz und Säure gewürzte Fleischbrühen trinken zu lassen, und die Hände und Füsse ganz in erweichende laue Umschläge einzuwickeln. Hierauf verließ ich dieses Haus wieder; ich sagte aber beym Fortgehen, daß ich zu beyden Patienten sehr wenig, zum Sohne aber die allerwenigste Hofnung hätte, da dieser beynahe schon mit dem Tode zu ringen schien. Als ich gegen Abend wieder kam, fand ich bey beyden wenig Aenderung; ich ließ abermals ein Klystier setzen, und alles wiederholen, was ich früh verordnet hatte. Der Sohn starb ohngefehr eine Stunde vor dem Klystiere; die Tochter aber befand sich am folgenden Tage etwas leidlicher, und nachdem man sie noch fünf Tage auf eben die Weise behandelt hatte, wurde sie völlig gesund.

Ich muß noch anmerken, daß eben dieses Mädgen vor zwey Jahren mit einem Knaben in der Nachbarschaft, der an den zusammenfliessenden Blattern starb, öftern Umgang gehabt hatte, worauf sie ein schwaches Fieber von etlichen Tagen bekam, vier Blattern eine im Gesichte, eine auf der Brust, und zwo andre an andern Orten kriegte, weiter aber fast gar nicht krank war, und nach und nach wieder her-

gestellt wurde. Die Eltern konnten sich nicht mehr genau erinnern, wie viel Tage dieses Mädchen vor und nach dem Ausbruche dieser Blattern kränklich gewesen war. Jetzo, als das erste Kind an den zusammenfliessenden Blattern lag, hatte eben dieses Mädchen auf der innern Seite des rechten Arms eine einzige Blatter bekommen, die immer grösser wurde, dabey hatte sich auch ein schwaches Fieber eingestellt, doch war sie beständig ausser dem Bette gewesen, und im Hause herumgelaufen. Die Mutter hatte mir damals nichts davon gesagt, sondern, weil sie vor diese ihre Tochter besorgt war, hatte sie sie mit dem zuerst mit den Blattern befallenen Kinde täglich in ein Fußbad setzen, rothmachende Pflaster auf die Füße legen, und sich mit vielem Getränk anfüllen lassen. Am achten Tage nach dem Ausbruche dieser Blatter zeigten sich indessen allenthalben die sehr zusammenfließende Blattern, und an dem Flecke, wo die erste Blatter gesessen hatte, blieb, nachdem alle später herausgekommene völlig abgetrocknet waren, ein kleines Geschwür in der Oberfläche der Haut zurück, das aber in kurzem von sich selbst heilte.

Dies geschahe in den Monaten September und Oktober.

In der Mitte des Oktobers ward ich zu einem zehnjährigen Mädchen gerufen, bey der die zusammenfliessenden Blattern bereits heraus waren. Ich behandelte diese Kranke nach der gewöhnlichen Methode, besonders da sie am achten Tage nach dem Ausbruche schon anfieng irre zu reden, und über Beklemmungen zu klagen; sie konnte auch um diese Zeit nicht mehr schlucken, und war ausserordentlich heischer. Es besserte sich bey dieser Behandlung dergestalt mit ihr, daß sie sich am vierzehnten Tage sehr wohl be-

fand, und auch nachhero beständig so blieb. An diesem Tage klagten die drey Brüder und zwo Schwestern derselben über Herzensangst und Kopfschmerzen, sie bekamen Erbrechen, u. s. w. Dem ersten, der schon funfzehn Jahre alt war, ließ ich zur Ader, und, wiewohl es bereits am dritten Tage nach der Ansteckung geschahe, so war doch sein Blut nicht entzündet, sondern es zeigte sich nur ein gelbgrünes Wasser oben drauf. Sogleich nach der Aderlaß gab ich ihm eine gelinde Abführung, und ließ ihm verdünnende Getränke mit Salpeter trinken. Den andern Tag nach dem Ausbruche wollte er fast ersticken, nach einem Klystier aber, nach der Anwendung eines Gurgelwassers, und nach dem Gebrauch des Diakodiensyrops änderte es sich dergestalt, daß er den vierten Tag nach dem Ausbruche ziemlich gut schlingen konnte, und sich leidlicher befand. Während der ganzen Krankheit war bey diesem Knaben die Zunge beständig mit weißlichten platten Blüthgen bedeckt; waren dies wohl wahre Blattern, und erscheinen sie nur auf der Zunge in einer andern Gestalt, so daß sie hier weiß bleiben, keine Schurfen, welche abfallen würden, ansetzen, sondern allmählich platt werden und vergehen? Im Schlunde, am Gaumen und an der Gurgel verhielten sich die Blüthgen eben so. Anfangs war sein Stuhlgang hart und fest, nachher aber gab er täglich einmal flüßige Exkremente von sich, er befand sich die ganze Zeit über ziemlich leidlich, und bekam keinen Speichelfluß: Als die Blattern zum Ausbruche kamen, war der dritte Tag noch nicht ganz vorüber.

Dem andern Knaben, der nur 9 Jahre alt war, bekam das Aderlassen und Laxieren eben so gut, und sein Blut sahe am zweyten Tage des Zeitraums der Ansteckung nicht entzündungsartig aus: gegen das Ende des dritten Tages zeigten sich allenthalben zu-

sammenfliessende Blattern: er hatte gleich Anfangs einen Durchfall und dieser hielt bis zum dritten Tage nach dem Ausbruche an, dann aber hörte er auf, sobald er aber völlig nachließ, stellte sich auch gleich ein beschwerliches Schlingen ein; ich verfuhr nach der gewöhnlichen Methode, und er wurde gesund.

Weil der dritte von acht Jahren nur ein sehr schwaches Fieber hatte, so fiel die Aderlaß weg, und er bekam nichts weiter, als ein abführendes Mittel, worauf einzelne Blattern, die ihm wenig Beschwerden verursachten herauskamen, die ihre gewöhnliche Zeit stunden, und dann vergiengen.

Die vierte, ein Mädgen von drey Jahren, nahm gleichfalls eine Lavanz und hatte gute einzelne Blattern, ohne viel dabey zu leiden.

Die fünfte von funfzehn Monaten, bekam in der Nase, auf dem Rücken, und endlich einen Tag später auch im Gesichte, einzelne Blattern. Sie wollte vom Anfange nichts einnehmen, und mußte sich daher mit ihren wenigen einzelnen Blattern ziemlich lange schleppen, und manche Beschwerden dabey ausstehn: Nach überstandenen Blattern bekam sie viel Blutschwäre welche vermittelst erweichender Brevumschläge und der Basilikumsalbe vollkommen geheilet wurden.

Dem sechsten Kranken einem Knaben von siebzehn Jahren, ließ man am dritten Tage der Ansteckung zur Ader; er nahm eine blutverdünnende und kühlende Mixtur und keine Abführung, weil er ohnehin flüßigen Stuhlgang hatte. Seine Blattern waren im höchsten Grade zusammenfliessend, und vom dritten Tage nach dem Ausbruche an bis zum fünften, hatte er einen heftigen Speichelfluß, welcher den sech-

sten, siebenten und achten wegblieb, ohne daß ihm einige Unbequemlichkeiten zustießen.

Das Gesicht, die Hände und Füße waren zwar sehr geschwollen, und diese Geschwulst hielt selbst zur Zeit des Abtrocknens noch an, sie war aber doch nicht stärker, als bey vielen andern. Ich vermehrte die Gaben von Diakodiensyrop, und ließ dem Kranken soviel als möglich trinken, er nahm auch fast immer erweichende Gurgelwasser in den Mund, aber der Speichelfluß kam dennoch nicht wieder zum Vorschein.

Hierbey muß ich bemerken, daß die Eltern, welche doch nicht in sonderlichen Umständen waren, ihre Kinder vortreflich und in allem Betracht auf eine lobenswürdige Art behandelten. Sie verhüteten sorgfältig, daß sie nichts, was verboten worden war, zu essen oder zu trinken bekamen, sie machten die rothmachenden Umschläge täglich frisch, und so mühsam die Fußbäder auch sind, so veranstalteten sie dennoch selbige vom ersten Anfange täglich einmal, und vom fünften bis zum neunten Tage zweymal, früh und Abends; sie hielten beständig laues Getränk vorräthig, und redeten den Kindern sehr zu, so daß sie unglaublich viel Getränke zu sich nahmen. Sie bereiteten täglich zweymal sechs große Bauerkannen Milch, welche mit eben soviel Wasser gekocht, und mit etwas Zucker vermischt wurden, und diese Menge genossen die Kinder alle Tage. Eine solche Bauerkanne hält zwo ordentliche Kannen, und wenn also ein Kind soviel als das andre trank, so kam auf jedes in vier und zwanzig Stunden eine Menge von acht ordentlichen Kannen. Ich war etlichemal bey ihnen, wenn sie solche ungeheure Töpfe Trank zurechte machten, und da versicherten sie mir, daß sie es jeden Tag zweymal thun müßten, und daß sie ihn be-

ständig warm hielten. Die einzige Speise, welche alle diese Kinder sehr gern aßen, war Hafergrütze oder reine in Buttermilch gekochte Gerste. Bisweilen gab man ihnen auch gekochte oder gebratene Aepfel, mit ein wenig Brod und Butter. Sie verschafften ferner den Kindern bey zugezogenen Bettvorhängen täglich frische reine Luft, und weil sie nicht so viel behangene Betten hatten, als nöthig waren, so brachten sie während der Zeit, daß sie die Stube lüfteten, einige Kinder in eine andre Kammer. Nach wiederholten Abführungen wurden alle ohne viel Mühe gesund, bis auf das kleinste Kind, und das Mädchen, die zuerst die Blattern hatte; denn die letztere hatte in der vierten Woche einen heftigen Husten. Ich schlug nach dem Rathe des Sydenham eine Aderlaß vor, die Kranke machte aber dem Wundarzte so viel zu schaffen, daß er es sich nicht unterstehen wollte, eine Ader zu öfnen.

Am darauf folgenden Tage warf sie Blut aus, und da sie dies bemerkte, so bat sie selbst um eine Aderlaß; als hierauf das entzündete Blut abgezapfet worden war, so wurde sie durch den öftern Gebrauch versüssender lindernder und öfnender Tränke geheilt.

Ich habe so wenig an einzeln stehenden Blattern darnieder liegende Kranke zu behandeln gehabt, daß ich bey keinem derselben den Anfall der Krankheit mit angesehen habe: Zwey Kinder bekamen vor dem Ausbruche in meinem Beyseyn Verzuckungen; bey dem einen, das 2 Jahr alt war, stellte sich dieser Zufall sehr heftig ein, dann überfiel das Kind ein schwaches Fieber von drey Tagen, es gieng aber immer dabey herum und spielte, doch mochte es nicht essen; endlich drey Tage nach den Verzuckungen zeigten sich sehr gelinde einzeln stehende Blattern. Als dieses Kind

völlig gesund war, befielen seinen Bruder, der noch kein ganzes Jahr alt war, ohne daß Verzuckungen vorhergiengen, die allerzusammenfliessendsten Blattern; er hatte dabey eine starke Geschwulst in der Kehle und im Halse, so daß ihm das Schlucken und Othemholen ausserordentlich beschwerlich wurde: auch der Durchfall kam darzu: und weil das Kind weder etwas einnehmen, noch sonst etwas äusserliches an sich thun lassen wollte, so starb es am vierten Tage nach dem Ausbruche der Blattern.

Das andre Kind, wovon ich sagte, daß es in meiner Gegenwart Verzuckungen gehabt hätte, war ein anderthalbjähriges Knäbgen, welches, seitdem es auf der Welt war, schon oftmals Krämpfe gehabt hatte: wenn es die mindeste Schärfe im Magen oder in den Därmen hatte, oder von ohngefehr einmal hartleibig war, oder nur einen Zahn bekam so war es Krämpfen ausgesetzt gewesen, wie ich oft selbst hiervon ein Augenzeuge gewesen war. Schon vor der Blatterkrankheit bekam es Verzuckungen und klagte über Schmerzen am Munde, weil die Hundszähne so schwer durchzukommen schienen; um zween derselben, die schon ziemlich hervorragten, eher zum Durchbruche zu bringen und dadurch mehrere Anfälle von den Verzuckungen zu verhüten, ließ ich einem Wundarzte das Zahnfleisch mit einer Lanzette öfnen: die Nacht drauf aber hatte es anderthalb Stunden lang, den Morgen darnach wieder, und endlich den dritten Tag, gleich vor dem Ausbruche einzeln stehender Blattern, die schrecklichsten Verzuckungen, sobald aber die Blattern heraus waren, ließen die Krämpfe nach. Ich hatte nach den ersten Verzuckungen in den Nacken ein Blasenpflaster setzen und etliche Klystiere anwenden lassen, überdies auch eine schmerzstillende Mixtur mit Hirschhorngeist verordnet. Diese Blattern giengen sehr

langsam, wiewohl sie, besonders im Gesichte nur einzeln stunden, übrigens gut, und blos an den Schenkeln und Füßen in Menge hervorgekommen waren. Alle Nächte ließ ich rothmachende Umschläge auf die Füße legen, und innerlich mußte das Kind eine Ptisane von Perlgräupgen, die in Wasser gekocht worden waren, mit etwas Zucker und Milch gebrauchen, von welcher es auch hinlänglich trank.

Die Nächte brachte er fast völlig schlaflos zu, dagegen schlief er aber bisweilen am Tage: und da er im übrigen nicht krank war, gab ich ihm keinen Diakodiensyrop; der ofne Leib war immer ordentlich.

Ein Mädgen von ein und zwanzig Jahren, welches äusserst hager und schwach war, ließ zur Zeit der Ansteckung am dritten Tag zur Ader, nahm dann eine leichte Abführung ein, welche gut wirkte, und bekam zu Ende dieses dritten Tages viel, allenthalben zusammenfliessende Blattern. Während der Blatterkrankheit selbst ließ ich ihr täglich zweymal Diakodiensyrop zu ein bis anderthalb Unzen geben, verschiedene Klystiere setzen, und täglich Fußbäder gebrauchen; mit diesen Mitteln mußte man immer fortfahren, und sie waren im Stande, die Anfälle von Wahnsinn, die sich bisweilen zu äussern anfiengen, die Beklemmung in der Herzgrube, und das Unvermögen zu schlucken und zu reden, sehr bald zu heben; den vierten Tag nach dem Ausbruche entstand ein mäßiger Speichelfluß, der sich zu Anfange des siebenten Tages verlor, und auf keine Weise wieder in Gang gebracht werden konnte; doch entstanden keine übeln Folgen. Während der Blattern hatte sie einen schrecklichen Husten, der nach überstandener Krankheit noch viel heftiger wurde, und nicht eher als nach dem Ge-

brauch einiger Aderlässe und Abführungen, auch vieler erweichender und öfnender Arzeneyen aufhörte.

Ein vierzehnjähriges Mädgen, deren Blattern allenthalben zusammenflossen, hatte vom vierten bis zum sechsten Tage einen starken Speichelfluß, nach dieser Zeit aber verschwand er, und zwar ohne daß sich die Krankheit deswegen verschlimmerte. Man hatte ihr zweymal zur Ader gelassen, und in der Ansteckungszeit hatte sie einen unglaublichen Durchfall gehabt, denn sie war auf der Gasse sehr heftig erschrocken, und, da sie ohngefehr schon 12 Stunden über Kopfschmerzen geklaget, gefallen, und sich mit dem Hinterhaupte auf einen runden hervorragenden Körper gestoßen; hierauf war sie etliche Schritte fort und nach Hause gegangen, woselbst sie sich sehr gebrochen, und über große Schmerzen im Kopfe und in der Herzgrube beklaget hatte. Ich wurde erst, da der Kopfschmerz schon beynahe vier und zwanzig Stunden gedauert hatte, und der Fall also ohngefehr vor zwölf Stunden geschehen war, darzu gerufen; ich beschloß, sie nach der Methode des Boerhaave so zu behandeln, daß sich das etwa ausgetretene Geblüte wieder zurückziehen möchte, damit weder schlimme Zufälle auf den Fall erfolgten, noch auch bey der Kranken etwas verabsäumet würde, wenn sie etwa bereits vom Blattergifte angesteckt wäre. Ich verordnete also eine reichliche Aderlaß aus einer ziemlich großen Oefnung, und ließ ihr verdünnende und kühlende Getränke und eine leichte Laxanz gebrauchen. In der Nacht befand sie sich sehr übel; sie hatte unausstehliche Kopfschmerzen, ein äusserst heftiges Fieber, und wiederholtes Erbrechen, es war daher nöthig, ihr nochmals eine Ader zu öfnen, und viel Blut wegzulassen: hiernächst rieth ich ihr im Nacken ein Blasenpflaster, und auf die Füße die stärksten rothmachenden

Umschläge zu legen, und befeuchtende, verdünnende und kühlende Speisen und Getränke ernstlich zu gebrauchen. Den dritten Tag der Krankheit, von der Zeit an gerechnet, als die Patientin die ersten Kopfschmerzen empfunden hatte, war das Fieber und die übrigen Zufälle noch im gleichen Grade: und im Gesichte zeigten sich bereits ziemlich kleine, rothe, kaum sichtbare Pünktgen, sie hatte dabey diese Nacht viel reichliche Stühle, und gegen Abend sahe man, daß sich jene Punktgen, nach der Art und Weise der Blattern, immer vergrösserten. Den folgenden Tag bemerkte man aller Orten zusammenfliessende Blattern in Menge, ich ließ sie den ganzen Tag über bis nach Verlauf des dritten aus dem Bette herausnehmen: der Kopfschmerz hielt bis nach Verlauf des dritten Tages vom Ausbruche immer an: durch tägliche Fußbäder, rothmachende Umschläge, zwey bis dreymaligen Gebrauch des Diakodiensyrops, durch häufigen Gebrauch verdünnender Getränke, und öftere Veränderung der Luft gieng die Heilung glücklich von statten. Der am vierten Tag sich einstellende starke Speichelfluß dauerte bis zum sechsten fort, hörte dann auf, und alle sonst gewöhnliche Mittel konnten ihn nicht wieder zum Vorschein bringen; aber es zeigten sich doch deswegen nicht die mindesten üblen Folgen, das Gesicht blieb bis zum neunten, die Hände und Füße aber bis zum vierzehnten Tage geschwollen. An dem Flecke, wo das breite Blasenpflaster am Nacken gesessen hatte, kamen keine Blattern heraus, wiewohl die Wunde bereits am dritten oder vierten Tage von freyen Stücken eingetrocknet war.

So viel Kinder ich auch hatte, die an zusammenfliessenden Blattern darnieder lagen, so habe ich doch nur ein einzigesmal einen Durchfall bemerkt, den doch der große Sydenham bey dieser Krankheit bey den

Kindern eben so nothwendig hält, als den Speichelfluß bey Erwachsenen.

Wenn aber der Durchfall bey Kindern eben so nöthig wäre, so würden wir in der That kein Mittel wissen, womit wir bey ihnen, wie bey Erwachsenen, wo der Diakodiensyrop so vortrefliche Dienste thut, in bedenklichen Zufällen Rath und Hülfe schaffen könnten; denn dieser Saft würde dem Durchfalle, der doch gleichwohl unumgänglich nöthig seyn soll, Einhalt thun, und also mehr schaden, als Vortheil bringen. Auch beobachtet man, daß der Speichelfluß in hiesigen Gegenden eben nicht so unentbehrlich nothwendig seyn muß: bey dem ein und zwanzig Jahr alten unverheyratheten Frauenzimmer war der Speichelfluß gar nicht stark, er hörte vor dem achten Tage völlig auf, und gleichwohl erfolgten nicht die mindesten schlimmen Zufälle drauf: in den zween andern jetzt erzählten Fällen von einem siebzehnjährigen Knaben, und einem vierzehnjährigen Mädchen verlor er sich den sechsten Tag, ohne daß sich üble Folgen darauf einstellten. Ich habe überdies einen jungen Menschen von siebzehn Jahren in der Kur gehabt, dessen Blattern im höchsten Grade zusammenfliessend waren, bey dem sich aber gar kein Speichelfluß äusserte, und noch einen andern von funfzehn Jahren, bey dem ich das nämliche beobachtete, und dennoch beyde kamen ohne Gefahr glücklich durch.

Auch folgender Fall verdienet Aufmerksamkeit: Ein ziemlich kleiner junger Mensch von ohngefehr eilf Jahren, hatte sehr viel zusammenfliessende Blattern, ohne dabey einen Arzt zu brauchen. Ein heftiger Speichelfluß hielt bis zum achten Tage an, dann aber bekam der Patient Beängstigung und Beklemmung, er raserte, schrie und lärmte, und konnte nicht schlin-

gen, auch wurde er heischer, er bekam den Husten, und der Körper war mit einer dunklen beynahe schwarzen Brandrinde überzogen; die Geschwulst im Gesichte nahm ab, und die Hände waren nur sehr wenig geschwollen: Die Eltern merkten also wohl, daß es ziemlich mißlich um ihren Sohn aussähe, und liessen mich daher rufen. Ich verordnete ihm des Tags zweymal Diakodiensyrop zu nehmen, ferner Umschläge, erweichende und warme Bähungen, und Klystiere zu gebrauchen, und starke rothmachende Pflaster auf die Füsse zu legen; hierdurch änderte sich in der Geschwindigkeit alles dergestalt, daß das Gesicht, die Hände und Füsse sehr stark schwollen, und alle andre schlimme Zufälle vergiengen. Wirkliche Klystiere hatten zwar die Eltern, ihm setzen zu lassen, verabsäumet, an dessen statt aber waren ihm Stuhlzäpfgen von Venetischer Seife applicirt, und dadurch flüssige Oefnungen veranlasset worden. Dieses Heilverfahren stellte ihn vollkommen her.

Ich habe noch einen zwölfjährigen Kranken zu besorgen gehabt, welcher nach der Aderlaß und Laxanz zusammenfliessende Blattern bekam, ohne daß sich ein Speichelfluß geäussert hätte, und doch ward er glücklich wieder hergestellt.

In meinen Anmerkungen über die Blattern vom Jahr 1738. finde ich ebenfalls, daß die meisten, die zusammenfliessende Blattern hatten, weder Durchfälle noch den Speichelfluß bekommen, und nichts destoweniger ihre völlige Gesundheit wieder erlangt haben. Die Zahl der von mir behandelten Kranken aber habe ich auch nicht angemerkt dargegen aber die Krankengeschichte eines Mädchens aufgeschrieben, welches ohngefähr um die Zeit, da das Eyterungsfieber bey ihren zusammenfliessenden Pocken vorbey war, so

gleich die Masern bekam, welche damals auch herumgiengen, und daran sterben mußte.

In meinen Bemerkungen vom Jahr 1736 finde ich, daß ich vierzehn Blatterkranke gehabt habe, von welchen ein zwölfjähriger Knabe einen sehr starken Speichelfluß hatte, und, als dieser den neunten Tag nach dem Ausbruche der Blattern aufhörte, in äusserster Lebensgefahr zu seyn schien: ich ließ ihm am Arme eine Ader öfnen, und gab ihm ein Opiat. Dem Ansehen nach befand er sich darauf etliche Stunden um ein merkliches besser, den Tag drauf aber starb er demohnerachtet.

Auch habe ich noch einen Fall von einem vierjährigen Mädchen aufgezeichnet, welches den dritten Tag einen Durchfall bekam, und den achten starb.

Ferner habe ich angemerkt, daß in einem Hause drey Kinder, die diese Krankheit hatten, von mir behandelt worden sind, davon zwo Töchter bereits, als ich gerufen wurde, an zusammenfliessenden Blattern lagen, der Sohn aber gleich das Fieber, welches sich beym Anfange der Ansteckung einzustellen pflegt, hatte. Dieser war siebzehn Jahr alt, ich ließ ihm zur Ader, und dadurch bewirkte ich wahrscheinlicher Weise, daß seine zusammenfliessenden Blattern leidlicher waren, als bey seinen Schwestern, von welchen eine zehn und die andre zwölf Jahr alt war: keines von allen hatte dabey Durchfall oder Speichelfluß.

Drey von denen meiner Aufsicht in diesem Jahre anvertrauten Blatterkranken starben, die aber, bey welchen ich gleich anfangs zugegen gewesen war, erhielten alle ihre Gesundheit wieder.

In diesen 1744sten Jahre sind vier von meinen Kranken gestorben, drey derselben aber hatten die Eltern verwahrloset, und der vierte war so eigensinnig, daß er nichts einnehmen wollte.

Die Blattern giengen vom vorigen Winter an bis zum jetzigen Frühjahre herum, zu Anfange des Aprils aber, zu welcher Zeit kaltes feuchtes Wetter einfiel, und heftige Sturmwinde brauseten, verminderte sich die Anzahl der Kranken, und in der Mitte dieses Monats habe ich ganzer vier Tage keine neuen Kranken zu besuchen gehabt, die Krankheit blieb aber dennoch nicht so ganz weg, daß nicht immer noch etliche davon befallen worden wären, und noch jetzt im Monat Julius 1745. liegen verschiedene Kranke an zusammenfließenden Blattern darnieder.

Die Masern erinnere ich mich seit sechs Monaten nicht gesehen zu haben, die Krätze aber scheint wieder stark um sich zu greifen; bey den meisten Patienten ist es die trockne, bey einigen aber auch die mit den erstern in einem Hause beysammen wohnen, die fette, und die Blüthen sind mit einer grüngelblichten Materie angefüllt.

Nur in der Eil habe ich bey den viel hundert Blatterkranken, die ich zu besorgen gehabt habe, die merkwürdigsten Umstände, die täglich vorkommen, aufgezeichnet.

Meine Behandlung habe ich, so wie ich bis auf diesen Tag gewohnt war, auch jetzt genau nach der Methode des Sydenham, besonders aber des grossen Boerhaave eingerichtet: ich habe die meistenmale Aderlässe verordnet, und weder bey Kindern, wenn sie auch kaum ein Jahr alt waren, noch bey alten Leu-

ten eine Ausnahme davon gemacht, auch habe ich nach Befinden der Umstände in dem Zeitraum der Entzündung das Aderlassen wiederholet, ja mich sogar dann nicht gescheuet, es zu rathen, wenn ich so spät gerufen wurde, daß schon kleine Pünktgen und Fleckgen auf der Haut sichtbar waren, besonders bey jungen, starken und vollblütigen Personen.

Sowohl während der Entzündung, als zur Zeit der Eyterung der Blattern, habe ich verdünnende, säuerliche Arzeneyen, und Salpeter gegeben, und vom wirklichen Ausbruche an bis zur völligen Reifung täglich Diakodiensyrop nehmen lassen, wenn auch alles nach Wunsche gieng: wo aber die Krankheit mehr Schwierigkeiten verursachte, habe ich das Opium selbst zu wiederholtenmalen und in grössern Gaben verordnet: auch durch die wohlthätige Kraft dieses Heilmittels öfters einen leichten Ausbruch der Blattern in solchen Fällen erhalten, wenn die heftige Beklemmung daran schuld war, daß sie nicht durch wollten.

Ich habe mir es zur Pflicht gemacht, allenthalben, den Aufenthalt der Blatterkranken im Bette, bis wenigstens zum dritten Tage nach dem Ausbruche zu verbieten, und auch dann habe ich sie nicht b ständig in den Betten stecken lassen. Wenn aber entweder der Mangel an Kräften, oder die Bitten der Eltern und Verwandten mich dahin brachten, daß ich das Liegen erlaubte, so habe ich doch nicht zugegeben, daß man die Kranken unter Zudeckbetten l ssen durfte, und überdies habe ich auch zur Winterszeit auf alle Weise, wie es nur sich thun lassen wollte, meinen Kranken unter Beobachtung der erforderlichen Vorsicht reine, und so oft es nöthig, veränderte Luft zu verschaffen gesucht.

Vom ersten Anfange der Krankheit an bis zum Abtrocknen der Blattern habe ich die meistenmale einmal, in sehr schlimmen Fällen aber zweymal täglich Fußbäder zu machen, und auf die Füsse rothmachende Pflaster, die nach Befinden auch ziemlich stark waren, zu legen befohlen. Schwache verdünnende Tränke, bisweilen mit Schwefelgeist versetzt, habe ich den Kranken so oft reichen lassen, daß sie, wenn sie gleich noch so wenig auf einmal davon trunken, doch eine hinreichende Menge geniessen mußten. Hatten sie in dem Schlunde, oder im Kopfe, oder auf der Brust unangenehme Empfindungen, so ließ ich Blasenpflaster, bisweilen auch rothmachende Umschläge in den Nacken oder zwischen die Schultern legen. Waren sie hartleibig, oder hatten sie zu selten Oefnung des Leibes, so mußten Klystiere Hülfe schaffen, und beynahe niemals hat ein Kranker zu viel Durchfall gehabt, wiewohl die säuerlichen mit Salpeter versetzten, und andre ähnliche Getränke in sehr grosser Menge genommen wurden; denn der Diakodiensyrop ließ es nicht leicht darzu kommen. Nie habe ich meinen Kranken verwehret, Obst, Speisen aus weichen Hülsenfrüchten, oder junges dünnes Bier zu geniessen, wenn sie Appetit dazu hatten, und sich dieser Speisen und Getränke mäßig bedienten. Wenn die Blattern eingetrocknet waren, so haben die meisten drey Laranzen, die aus Tamarinden, Manna, u. s. w. zubereitet waren, bekommen. Das Jucken im Gesichte, und die unangenehmen Empfindungen beym Abtrocknen, habe ich durch Mandelöhl mit Rosensalbe gemildert. Die Augen mußten die Patienten vom Anfange der Krankheit bis ans Ende täglich zwanzigmal und öfter mit lauer Milch und Wasser auf mein Anrathen anfeuchten, wenn man auch nichts böses darinnen bemerken konnte; denn ich wußte aus der Erfahrung, daß die Augen sehr oft am Ende noch schlimm wer-

den. Wenn aber nach völlig überstandenen Blattern, noch Kopfschmerzen, triefende Augen, Heiserkeit, oder ein hartnäckiger Husten und dergleichen zurück blieben, so habe ich allemal das Aderlassen, das nach Erfodern der Umstände auch etliche mal wiederholt werden mußte, und kühlende Laxanzen gerathen, bisweilen auch in den Nacken oder zwischen die Schultern Blasenpflaster setzen lassen, und auf diese Art alle dergleichen unangenehmen Ueberbleibsel glücklich und vollkommen weggebracht.

In dem gegenwärtigen Jahre habe ich mir gleich anfangs ein Tagebuch von allen Blatterkranken gemacht, die meiner Sorgfalt anvertrauet gewesen sind, und darinnen nicht nur diejenigen, welche ihre Gesundheit völlig wieder erhalten haben, sondern auch die Gestorbenen, und die, welche nach den Blattern noch einem und dem andern übeln Zufalle ausgesetzt waren, angemerket. Hieraus ergiebt sich, daß sich die Zahl der Verstorbenen zu denen, die völlig genesen sind, oder noch einige Zeit hinterher kränklich waren, wie eins zu vierzig verhält, und eben dieses Verhältniß findet, nach Maaßgebung meines Tagebuchs, auch zwischen denen, die nach den Blattern noch kränkelten, und denen, die ihre völlige Gesundheit sogleich erlangten, statt.

Ferner lehret mich eben dieses Tagebuch, daß die Ursachen des Todes bey den Gestorbenen folgende gewesen sind:

1) Eine allzuheftige Entzündung, wodurch der Ausbruch der Blattern verhindert wurde.

2) Die Vernachläßigung der Hülfe der Arztes; wenn man nämlich erst dann, wenn die Kranken schon

am Rande des Grabes stunden, den Arzt rufen ließ, denn der Pöbel steht in dem irrigen Wahn, daß man bey den Blattern keine Arzeney brauche; ich habe gefunden, daß vorwitzige Geistliche nicht selten dergleichen Vorurtheile unterstützen.

3) Der Eigensinn und die Nachläßigkeit der Kranken oder ihrer Verwandten, in Rücksicht der Befolgung der von dem Arzte vorgeschriebenen vernünftigen Heilmethode.

Ausserdem ist, so viel ich mich erinnere, und zufolge meiner Anmerkungen, niemand gestorben, dem zu rechter Zeit die nöthige Hülfe geleistet worden war, ausser ein einziger Mensch, der vorher ein sehr starker Brandweintrinker gewesen war. Ich sagte oben, daß die erste Ursache des Todes eine allzuheftige Entzündung gewesen wäre, wodurch der Ausbruch der Blattern verhindert, oder doch erschweret worden ist.

Dies war der Fall bey einem jungen Menschen von zwanzig Jahren, der in allem Betracht gesund und wohl bey Leibe gewesen war, und beständig ordentlich und mäßig gelebt hatte; dieser verfiel den zwey und zwanzigsten März in das Blatterfieber. Man ließ ihm sogleich eine ziemliche Menge Blut weg, gab ihm am drey und zwanzigsten eine kühlende Laxanz, ließ ihn Fußbäder anwenden, rothmachende Pflaster an die Füsse legen, und verdünnende Tränke mit Salpeter trinken. Nach der Anwendung dieser Mittel befand er sich ein wenig besser, er beklagte sich aber über Schmerzen in den Lenden. Den fünf und zwanzigsten fingen die Blattern sich zu zeigen an, und, den Lendenschmerz ausgenommen, war er damals viel leidlicher, als vorher. Er nahm verdünnendes Getränk, mit Salpeter und säuerlichen Flüssigkeiten versetzt, in Menge zu sich, und fuhr mit den Fußbädern und

rothmachenden Umschlägen immer fort. Als ich ihn am sechs und zwanzigsten Nachmittags um zwey Uhr besuchte, erschrack ich sehr heftig vor ihm: denn die Blattern waren nicht weiter herausgekommen, und anstatt daß sie gestern wie rothe Pünktgen aussahen, waren sie heut zu dünnen kleinen und platten Bläsgen geworden, ja es zeigten sich sogar schon im Gesichte und auf der rechten Hand purpurrothe Flecken. Er hatte am Morgen um vier Uhr Urin gelassen, der dem Harne von einem gesunden Menschen gleich; um sechse aber und nachher zweymal hatte er fast wie lauter Blut ausgesehen. Ich gab ihn, nach der Meynung des Sydenham, zwar schon vor verloren, da ich aber gleichwohl in der äusserſten Gefahr das äusserste zu thun vor nöthig erachtete, zugleich aber auch vor die Rettung meiner Ehre und guten Namens Sorge tragen mußte, so schlug ich vor, noch einen Arzt dazu zu nehmen, und verordnete einstweilen ein erweichendes Klystier, und ein Tränkgen mit Diakodiensyrop. Nachhero gieng ich mit dem Hrn. D. Westerhof zu diesem Patienten, und wir wandten mit vereinten Kräften alles mögliche an, die ausserordentliche Unruhe und Schärfe der Säfte zu mäßigen; wir liessen ihm sehr viel Blut weg, und verordneten, ihm aller zwey Stunden ein Klystier zu geben; über den ganzen Leib und die Lenden riethen wir, erweichende Breyumschläge zu legen, und innerlich liessen wir ihn Buttermilch in grosser Menge trinken, und einen Gerstentrank mit Fliedermus und einfachem Essighonig genieſſen. Das am ersten Tage gelassene Blut war in allem Betracht gut gewesen, das aber, was jetzt in diesen gefährlichen Umständen abgeflossen war, geronn schlechterdings nicht, sondern blieb aufgelößt, und war auch am darauf folgenden Tage, als wir es wieder besahen, noch von der nämlichen Beschaffenheit; auch der Urin sah bis ans Ende wie lau-

teres Blut aus. Den sieben und zwanzigsten März früh um vier Uhr redete er irre, und um halb achte starb er unter Verzuckungen.

Ein Mädgen von vier Jahren bekam das Blatterfieber; man ließ ihr zur Ader, gab ihr Laranzen, setzte Klystire, wendete Fußbäder an, und legte rothmachende Pflaster an die Füsse; den dritten Tag bekam sie heftige Krämpfe, woraus man hätte schliessen sollen, daß sie gutartige Blattern zu gewarten haben würde, der Schluß aber traf diesmal gar nicht ein: denn wiewohl man ihr in den Nacken ein Blasenpflaster setzte, auch ein Klystier gab, so starb sie doch am dritten Tage plötzlich unter Verzuckungen.

Folgender Fall verdient auch hier angeführet zu werden, wiewohl die Kranke mit dem Leben davon kam. Am vier und zwanzigsten März ließ mich eine verheirathete Frau, welche schon seit zween Tagen das Blatterfieber hatte, rufen. Sie stillte ein Kind von siebzehn Monaten, mußte es aber auf mein Anrathen sogleich entwöhnen. Während dem Stillen hatte sie bereits fünfmal, und das letztemal vor funfzehn Tagen ihre Monatszeit gehabt: ich verfuhr bey ihr so, wie ich oben angegeben habe: den fünf und zwanzigsten März zeigten sich zwar Spuren von Blattern, die aber kaum merklich waren; sie hatte öfters flüssigen Stuhl. Den sechs und zwanzigsten waren die Pocken kaum ein wenig gerückt, und sie hatte mehr als zwanzigmal Oefnung des Leibes, wie Wasser, jedoch ohne alles Schneiden, gehabt. Ich verbot ihr die Buttermilch und rieth statt derselben Hafertrank zu trinken, verordnete ihr auch eine halbe Unze Konserve von rothen Rosen und eine Unze Diakodiensyrop, wovon sie die Hälfte sogleich, und, wenn nach sechs Stunden der Durchfall nicht nachliesse, die

andre Hälfte nehmen mußte: dieser Zufall verlor sich in soweit, daß sie nur ein einzigesmal Oefnung hatte; Nachmittags um drey Uhr aber fieng der Durchfall wieder an, und sie nahm um vier Uhr die zweyte Hälfte des verordneten Mittels. Abends besuchte ich sie, und schon kamen aller Orten zusammenfliessende Pocken zum Vorschein, sie hatte aber gar keinen Schlaf. Gegen die Nacht stellte sich ihre Monatszeit ein, und gieng den acht und zwanzigsten und folgenden Tag stark: demohngeachtet blieb in Ansehung der Blattern alles in Ordnung. Da der Durchfall wieder zu kommen drohete, so verordnete ich ihr früh und Abends Diakodiensyrop; sie brachte aber immer die Nächte schlaflos zu. Den neun und zwanzigsten waren die Blattern noch nicht gewachsen, sie sahen auch nicht sonderlich roth: sie hatte keine Oefnung, ihre Monatszeit aber floß heftig ab; gegen Abend war der Abgang so stark, als gewöhnlich. Ich ließ den Gebrauch der Fußbäder und der rothmachenden Umschläge auf die Füsse fortsetzen, wenn gleich das Geblüte abgieng, theils weil die Patientin seit drey Tagen beständig etwas irre redete, wiewohl sie auch bald wieder zu sich selbst kam, theils weil ich aus vielfältiger Erfahrung wußte, daß man nicht viel damit ausrichtet, wenn man sie blos in der Absicht verordnet, um einen stärkern Abfluß des monatlichen Geblütes zu verursachen. Am dreyßigsten März, als am vierten Tage nach dem Anfange der Monatszeit, hörte sie auf, und dann trank die Kranke einen Absud aus China, Sassaparill und Queckenwurzel, mit Fliedermus, und nahm des Abends Diakodiensyrop ein: von der Zeit an hatte sie täglich gekochten ofnen Leib. Den zweyten April gab ich ihr eine Abkochung von Quecken- und Skorzonerwurzeln, die ebenfalls mit Hollundermus versetzt worden war; während des

Gebrauchs dieser Arzneyen besserte sie sich dergestalt, daß sie den fünften April völlig gesund war.

Ich gab oben als die zwote Ursache des Todes die Vernachläßigung der zeitigen Hülfe an. Ich will diese Behauptung auch mit einem Beyspiel erläutern.

Ein vierjähriges munteres und gesundes Kind hatte etliche Tage ein Fieber, und am zehnten März kamen die Blattern zum Vorschein, die aber die ganzen vier folgenden Tage nicht rücken, noch sich heben wollten. Die Eltern waren hierüber sehr bekümmert, und liessen mich deswegen am vierten Tage nach dem Ausbruche der Blattern rufen; ich fand das Kind sehr beklemmt und unruhig, es hatte ein heftiges Fieber, und war schlaflos, und eigensinnig: doch hatte es guten Stuhl. Auch noch jetzt sahen die Blattern eben so aus, als ich sie beschrieben habe, und waren nicht grösser, als wenn sie erst anfangen, sich zu zeigen. Meiner Meynung nach war die unruhige Bewegung des Blutes Ursache, daß die Pocken nicht weiter heraus wollten; ich verordnete daher ein kühlendes, verdünnendes, säuerliches Tränkgen, mit Diakodiensyrop; die Kranke besserte sich allmählich darauf, und brachte in dieser Verfassung den achtzehnten März, als den neunten Tag nach dem Ausbruche der Blattern heran. Indessen bemerkte die Mutter, daß es ihr übel aus dem Munde roch, und ich fand am zwanzigsten März, als den eilften Tag, vom Ausbruche an gerechnet, daß der linke Backen geschwollen, hart und äusserst schmerzhaft war; ein Wundarzt legte deswegen einen erweichenden Breyumschlag drauf; den drey und zwanzigsten war der rechte Backen gleichfalls geschwollen und harte: das anhaltende Fieber dauerte fort, und die Blattern waren schon so trocken, daß sie abfielen. Man gab ihr

die gestrigen Mittel fort; am Abend sahe man ein Blütgen auf dem linken Backen, woraus den vier und zwanzigsten ein so dünnes scharfes übelriechendes Eyter floß, daß man den Geruch nicht ausstehen konnte. Das anhaltende Fieber dauerte bey einem äusserst geschwinden und kleinen Pulse immer noch fort. Der Wundarzt legte Myrrhentinktur mit Theriakessig und Salzgeist auf, und oben drüber einen Breyumschlag, der der Fäulniß widerstehen sollte; und eben diese Mittel, die man äusserlich brauchte, wendete man auch inwendig im Munde an. Indessen fiel der obere Hundszahn auf der linken Seite von freyen Stücken heraus, das Zahnfleisch gieng los, und man konnte gar nicht mehr in den Mund sehen, weil die Backen und Lippen erstaunlich geschwollen waren: der unerträgliche Geruch minderte sich keinesweges. Ich befahl, durch Eßigdämpfe reinere Luft zu verschaffen, und mit einem Tränkgen aus Citronensaft, Salzgeist und Holunderblüthenwasser fortzufahren. Den fünf und zwanzigsten März heulte und schrie das Kind die ganze Nacht hindurch, dann schlief es eine Stunde lang; auch der rechte Backen drohete sehr bald aufzuspringen. Das Kind war ausserdem ungemein reinlich, jetzt aber ließ es alles unter sich gehen, und der Stuhlgang war wie Wasser, und sehr übel riechend, und gieng in Menge fort: den sechs und zwanzigsten waren alle Zufälle noch schlimmer, der rechte Backen wurde dunkelroth, die Zähne fielen aus, und wenn sie das Kind aus dem Munde herausgenommen hatte, so gab es sie seiner Mutter. Den sieben und zwanzigsten platzte auch der rechte Backen auf, und das Kind starb an eben diesem Tage.

Als die dritte Ursache des Todes gab ich den Eigensinn der Kranken und ihrer Verwandten an, und

drey oder vier giengen deshalben drauf; worunter sich ein Judenmädgen von fünf Jahren befand.

An dieser spürte man den ersten März früh die ersten Zeichen von einer bevorstehenden Krankheit, sie klagte über Kopfschmerzen, brach sich, und hatte ein starkes Fieber. Den zweyten März gegen Abend rufte man mich zu Hülfe, und an diesem Tage hatte die Kranke zweymal schreckliche Verzuckungen am ganzen Körper, besonders aber im Gesichte. Ich prophezeyete, es würden vermuthlich den folgenden Tag gutartige Blattern zum Vorschein kommen; ich ließ eine Unze Blut weg, verordnete ein Klystier, und zum innerlichen Gebrauch auflösenden Rosensyrop, und hiernächst auch Fußbäder und rothmachende Pflaster. Des Abends späte zeigten sich die Blattern schon, den folgenden Tag waren alle Zufälle noch in eben der Heftigkeit, ausser daß die Kranke keine Krämpfe mehr hatte. Ich verordnete abermals ein Klystier, eine kühlende Mixtur, Fußbäder, rothmachende Umschläge, und gab überdies den Rath, daß man sie aus dem Bette nehmen sollte. Die Blattern waren zusammenfliessend, stunden aber nicht dicke. Den folgenden Tag liessen sich alle Umstände besser an, aber die Menge der Blattern mehrte sich. Man blieb bey der bisherigen Behandlung, und am ganzen Körper wurde sie bey zunehmendem Fieber überall voll Blattern. Ich und die Eltern mochten ihr zureden, wie wir wollten, so war sie doch schlechterdings nicht dahin zu bringen, daß sie hinlänglich getrunken hätte: gegen Abend that ich 1½ Quentgen Diakodiensyrop unter die Arzeney. Den vierten und fünften Tag befand sie sich etwas besser, trank aber doch nicht, und ich sagte also zum voraus, daß dies in kurzer Zeit die schlimmsten Folgen haben müsse. Den sechsten Tag war sie sehr krank, man setzte ihr deshalb wie-

der ein Klystier, machte ihr Fußbäder, legte rothmachende Pflaster auf, und gab ihr Diakodiensyrop ein. Die Blattern wollten nicht aufschwellen, und das Gesichte, so wie die Hände waren gleichsam mit einer breiten platten Blase bedeckt. Den siebenten Tag war das Fieber am allerstärksten; die Blattern kamen gar nicht weiter in die Höhe, an der rechten Hand bemerkte man, daß die Blasen etwas dunkelroth wurden. Sie trank immer noch nicht: es stellte sich ein kurzer Husten ein, und das Gesicht und die Hände schwollen sehr auf. Ich rieth den Gebrauch des Rheinweins, ließ ein Blasenpflaster in den Nacken legen, und mit den vorherigen Mitteln fortfahren, aber ich richtete hiermit doch nichts aus, sondern die Kranke starb am zehnten Tage.

Ich erinnerte oben, daß ich in meinen Tagebüchern eine gewisse nahmhafte Anzahl solcher Blatterkranken fände, bey welchen, nach überstandenen Blattern, mancherley Zufälle zurückgeblieben wären: und diese waren:

1) Anhaltende Entzündungen der Augen,

2) Eyteraugen,

3) Kurzer und engbrüstiger Othem.

4) Mehrere kleine Blutschwären an verschiedenen Orten des Körpers.

I. Die anhaltenden Entzündungen der Augen sind durch eine die Säfte verdünnende kühlende Lebensordnung, durch rothmachende Umschläge in dem Nacken, und hinter die Ohren, durch Fußbäder, kühlende Abführungen, Aderlässe und Vitriolwasser, das äusserlich auf die Augen gelegt wurde, geheilet worden.

II. Mit dem Enterauge konnte man ohne viel beschwerliche Mühe nicht fertig werden.

Ein Mädgen von fünf Jahren bekam eine sehr gutartige Gattung von Blattern, und war fast nicht einmal krank dabey. Sie war aber während der Dauer ihres Uebels so eigensinnig, daß sie nicht trinken, und sich nicht nach der kühlenden Behandlungsart richten wollte. Nach und nach wurde sie zwar gesund, aber sie empfand immer noch ein unausstehliches Jucken am ganzen Körper, besonders aber an den Augenliedern. Hierauf bemerkte man, nach ziemlich überstandener Krankheit, eine leichte Entzündung der Augenlieder, weshalber ich ihr ein Abführmittel verordnete, das sie öfters nehmen sollte, sie wollte aber nicht Gebrauch davon machen, man mochte auch alle mögliche List anwenden; die Entzündung nahm daher zu; ich ließ ihr eine Ader öfnen, rothmachende Pflaster in den Nacken legen, und viel Klystiere setzen; während dieser Zeit fieng, ohne Entzündung der Hornhaut oder des angewachsenen Häutgens die wässerichte Feuchtigkeit allmählich an etwas trübe zu werden. Dies dauerte über vierzehn Tage, denn war das rothe Auge plötzlich und auf einmal voll Enter. Ich wunderte mich über diese unerwartete Erscheinung, ein älterer Arzt aber, der zugleich mit um Rath gefraget wurde, sagte mir, daß ihm dies nicht sonderbar vorkäm, denn er wisse aus mehrern Erfahrungen, daß auch in gutartigen Blattern die Materie nicht alle nach der Haut zu gienge, sondern in verschiedenen Winkeln des Körpers verborgen wär, auch wohl gar in den Säften bliebe, und wenn sie daraus abgesondert würde, sich plötzlich an Orten sichtbar zeigte, wo man zuvor keine Entzündung wahrgenommen hätte, er wäre daher, setzte er hinzu, der Meynung, daß dies auch hier der Fall wäre, da man nur in den Augenliedern, keines-

weges aber im Auge selbst eine Entzündung bemerkt hätte. Ich widersprach der erwiesenen Erfahrung nicht, dachte aber nachhero, ob nicht unter diesem Falle, weil das Kind über unausstehliche Schmerzen klagte, eine Entzündung und in der Folge eine Eyterung in der Hornhaut innerlich oder in der Haut des Ruisch, oder sonst irgendwo in dieser Gegend vorgegangen seyn möchte, und man sie also nicht eher hätte gewahr werden können, bis sich das Eyter ansammelte. Da man also wegen der vorhergegangenen Umstände ungewiß war, so machte man ein Augenwasser aus fünf Gran Myrrhen und eben soviel Aloe, die man in Rosenwasser auflöset, und dann die Flüßigkeit durch ein Tüchelgen seihete.

Von diesem Augenwasser tröpfelte man täglich drey bis viermal etwas ins Auge, legte ein vierfaches Stückgen Leinwand drauf, dann ein anderes leinenes Bäuschgen darüber, das in weißem Franzwein, worinnen Kümmel gekocht worden war, eingetaucht wurde, und endlich über den ganzen Verband noch einen wollnen Lappen, damit alles desto eher feucht und warm bleiben sollte. Dieses Mittel war also verdünnend, erwärmend und zertheilend, welches das in der ersten Kammer des Auges verborgen steckende Eyter unschädlich machen, zertheilen und weitern Schaden verhüten sollte. Der Verband mußte nach unserm Erachten immer fest drauf liegen, weil das Auge auch bey den schwächsten Lichtstrahlen beynahe in Verzuckungen gerieth, und weil das Licht sowohl, als das Betasten und Reiben mit den kalten Händen sonst hätte eine Entzündung verursachen mögen. Damit übrigens durch das beständige Heulen und Schreyen des Kindes, und durch den immerwährenden Ausfluß der Feuchtigkeit aus dem Auge weder eine Entzündung hervorgebracht, noch auch mehr Materie nach

dem Auge hingelocket werden sollte, so machten wir mittelst eines aus dem Schleim- und Blasenpflaster zusammengesetzten Pflasters hinter den Ohren eine beständige Ableitung, und verordneten, daß sie wöchentlich zweymal Abführungen einnehmen sollte. Anderthalb Monate lang wurde das Mädgen entweder mit Gewalt gezwungen, sich nach unserer Heilmethode zu bequemen, und einzunehmen, oder, weil sie von fremden Leuten alles einnahm, betrogen, und wir gewannen dadurch soviel, daß die wässerichte Feuchtigkeit völlig durchsichtig wurde, auch das Auge das Licht allmählich vertragen lernte; in der Substanz der Hornhaut blieb zwar kein Flecken zurück, aber dem Augapfel gegen über bemerkte man noch ein Fleckgen, das nicht vergehen wollte: doch wurde dieses immer kleiner, da man ein Augenwasser aus zween Theilen Regenwasser und einem Theile Weingeist, mit Quittenkernenschleim vermischt, auflegte, aller vier Tage eine wassertreibende Abführung eingab, und einen Monat lang damit fortfuhr: ja es ist mit Grunde zu hoffen, daß das Uebel vollkommen werde geheilt werden.

Unsre Absicht bey diesem Augenwasser war, die Materie die sich in den zarten Gefäßen der angewachsenen Haut festgesetzet hatte, zu zertheilen, das Mittel selbst durch den dazu gethanen Schleim, wie ein Pflaster auf dem Auge fester zu erhalten, und zu verhindern, daß der Weingeist nicht zu viele Bewegungen verursachen, oder das Auge sehr zusammenziehen könnte.

Ein anderes Mädgen von zehn Jahren hatte zusammenfliessende Blattern gehabt; vor dem Ausbruche derselben war ihr zur Ader gelassen worden, auch hatte sie eine Abführung eingenommen; über-

dies war ihr gerathen worden, Fußbäder und roth-machende Pflaster zu brauchen, und am Tage die meiste Zeit ausser dem Bette zu bleiben, sie hatte aber die letztere Vorschrift nicht genau befolget: indessen war sie doch, nachdem die Blattern abgeheilet, und zwo Abführungen genommen worden waren, völlig genesen. Vierzehn Tage drauf ließ man mich rufen, und ich erfuhr, daß dieses Mädgen einen beständigen Thränenfluß aus dem rechten Auge ohne merkliche Schmerzen bisher gehabt hatte, und ward zugleich selbst gewahr, daß auf der wäßrichten Feuchtigkeit dieses Auges ein weißer Fleck sich ansetzte. Ich gab ihr eine verdünnende wasserabtreibende Laxanz, verordnete ein Blasenpflaster in den Nacken, und ließ Fenchelwasser mit Rindsgalle vermischt ins Auge tröpfeln. Diese Mittel wollten aber nichts helfen: acht Tage drauf verordnete ich daher ein aus fünf Unzen Fenchelwasser, zween Skrupel zerflossene Myrrhen, sechzehn Gran Safran und eine Unze Honig zusammengesetztes Augenwasser. Aber auch dieses fruchtete nichts. Nach Verlauf von acht Tagen war die wässerichte Feuchtigkeit noch dunkler, als vorher, und vor dem Augapfel recht in der Mitten unter der angewachsenen Haut entstund ein weißer runder Fleck. Den vierten Tag legte ihr ein Afterarzt eine Salbe drauf, und hieß Galle mit Wasser versetzt hineintröpfeln. Nach drey Tagen war dieser Fleck auf der linken Seite etwas kleiner, und die wässerichte Feuchtigkeit ein wenig durchsichtiger.

III. Den kurzen Othem und die Engbrüstigkeit nach den Blattern habe ich vermittelst der antiphlogistischen Methode, besonders durch Laxanzen und kühlende Mittel, wobey beständig entweder einfacher oder mit der Meerzwiebel bereiteter Essighonig genommen werden mußte, auch durch die Anwendung eines Bla-

senpflasters in den Nacken, wenn es nöthig war, geheilt.

IV. Die Blutschwären wurden nach der gewöhnlichen Methode behandelt, durch innerliche Abführungen, und äusserlich durch solche Mittel, die dieselben so geschwind, als möglich zur Reife brachte.

Man wird mir erlauben, daß ich nun aus dem, was ich bisher gesagt habe, einige Schlüsse ziehe, und noch eins und das andre hinzufüge, das hoffentlich von gutem Nutzen seyn wird.

1) Viele Kranke, die gegen das Ende des Eiterungsfiebers sich in der angenscheinlichsten Lebensgefahr befanden, sind durch die Methode des Sydenham und Boerhaave gerettet worden: wenn man nemlich die äussern Theile des Körpers immer feuchte hielt, erwärmte und erweichte, die Kräfte durch einen guten starken Wein unterstützte, und besonders den Diakodiensyrop geraume Zeit fortbrauchte. Letztern habe ich, wenn die Gefahr am größten war, öfter und reichlicher gegeben, als Sydenham verlangt, und ich muß bekennen, daß ich den herrlichsten Nutzen davon verspüret habe. In einem solchen hofnungslosen Falle, der mir nicht in diesem, sondern in einem der vorhergehenden Jahre vorgekommen ist, habe ich, am achten Tage nach der Methode des Sydenham zur Ader gelassen, aber ohne einigen Nutzen; ich habe ferner nach der Methode des Freund wiederholte Abführungen gegeben, aber ebenfalls vergeblich. Klystiere, guter starker Wein und äusserliche erweichende Umschläge waren wirksamer, am allerwirksamsten aber fand ich den wiederholten, und daß ich so sage, verwogenen Gebrauch des Diakodiensyrops, und ich zweifle, ob es ein herrlichers Mittel giebt, die heftig-

sten Unruhen und Bewegungen der Säfte und Lebensgeister unter dergleichen mißlichen Umständen auf eine schicklichere Art zu dämpfen und zu beruhigen. Zugleich aber versichere ich, daß ich diese Behandlung fast nie da nöthig gehabt habe, wo ich zeitig genug gerufen worden war, sondern nur in solchen Fällen, wo die zeitige Hülfe vernachläßiget worden war.

2) Nicht nur der Pöbel, sondern auch Aerzte und Wundärzte sind nicht von dem eingewurzelten Vorurtheile abzubringen, daß diejenigen, welche den Ansprung, einen bösen Kopf, oder andre Geschwüre und Fehler der Haut, besonders im Gesichte haben, oder ehedem als Kinder gehabt, und sich lange damit geplagt haben, nicht leicht die Blattern bekommen, oder wenigstens keinen sehr gefährlichen Zufällen bey dieser Krankheit ausgesetzt sind. Ich habe aber einen jungen Menschen, der lange Zeit einen sehr bösen Kopf und den Ansprung gehabt hatte, nachher, als er die zusammenfliessende Blattern in einem hohen Grade bekam, kurirt. Ich habe zwey Kinder unter meiner medizinischen Aufsicht gehabt, von welchen das eine, welches noch bey den Blattern hin und wieder einige Blüthgen vom Ansprung hatte, wenig einzeln stehende Blattern bekam, das andre aber, das denselben in einem sehr hohen Grade hatte, über und über am ganzen Körper dicke voll einzeln stehender Blattern wurde. Der Anblick der Haut dieses Kindes, die fleckigt und grindigt aussah, und auf der dem ohngeachtet auch noch Blattern zum Vorschein kamen, war in der That eben nicht unangenehm; die alte Unreinigkeit der Haut blieb aber auch dann immer sichtbar, als die Blatterschurfe abfielen. Der Grund dieser sonderbaren Erscheinung liegt ohne Zweifel in der Natur des Blattergiftes, welches von

der Schärfe des Grinds, des Ansprungs, der Krätze u. s. f. sehr verschieden ist, so daß Personen, die mit einem von den letztern Ausschlägen noch so heftig befallen sind, gleichwohl der Gewalt des Blattergiftes nicht widerstehen können.

3) Sydenham, und sogar auch Boerhaave, behauptet, daß wenn Personen, besonders Kinder, welche die Blattern bekommen sollen, von Verzuckungen und Krämpfen befallen werden, man zum voraus versichern könne, daß ihre Blattern mehrentheils von guter Art seyn, und die Krankheit gelinde werden würde, da ich aber zu verschiedenenmalen beobachtet habe, daß man sich hierinnen betrügen kann, so bin ich mit meinen Prophezeyungen in der Folge vorsichtiger geworden. Ich habe bey der jetzigen Blatterepidemie immer die Bemerkung gemacht, daß die meisten von denen, die die heftigsten Verzuckungen hatten, von zusammenfliessenden Blattern befallen wurden, anstatt daß man einzelne hätte vermuthen sollen. Vor nicht gar langer Zeit hatte ich ein Kind von funfzehn Monaten in der Kur, welches dreymal die stärksten anhaltendsten Krämpfe bekam, und doch hernach zusammenfliessenden Blattern ausgesetzt war, wiewohl es auf die gewöhnliche Methode glücklich geheilt wurde. Mithin ist obige Regel nicht allgemein, ja man kann sie in diesem Falle kaum eine Regel nennen. Man muß also sehr vorsichtig seyn; man muß die bisweilen bey einigen Krankheiten vorgekommenen Erscheinungen und ihre Folgen, zu anderer Zeit bey eben derselben Krankheit nicht eben so erwarten oder im voraus bestimmen; diese Vorsicht wird sich auch in dem folgenden Abschnitte anwendbar zeigen. Denn

4) unter zehn erwachsenen Blatterpatienten ist kaum einer gewesen, der einen Speichelfluß gehabt

hätte, und fast kein einziges Kind hat den Durchfall bekommen. Ich habe sogar verschiedene Fälle gehabt, wo sich der Speichelfluß ohne eine sichtbare Ursache zur unrechten Zeit versetzte und aufhörte, ohne daß sich auch nur die mindesten übeln Folgen darauf eingestellt hätten, wenn auch die Hände und Füße nicht im geringsten schwollen: auch in den vergangenen Jahren habe ich bey den Blattern eben das bemerkt.

Es wird demnach nicht undienlich seyn, der Ursache nachzuspähen, warum theils die zusammenfliessenden Blattern in Ansehung verschiedener andrer Zufälle, sich hier nicht so bezeiget haben, wie in denjenigen Fällen, die Sydenham bemerkt hat, theils woher der Unterschied, in Ansehung der Verzuckungen und Krämpfe, entstanden sey. Erstlich hat Sydenham bey der Abfassung seines vortreflichen Buchs von den ordentlichen regelmäßigen Blattern in den Jahren 1667. 1668 und 1669. vom Aderlassen nichts erwähnt, und es nicht empfohlen, ausser wenn er „zu muntern Jünglingen, oder solchen Personen, die noch darzu durch häufiges Trinken vom Wein oder Brantewein zu den Blattern Anlaß gegeben hatten, gerufen wurde.“ Ja sogar bey den unordentlichen bösartigen Blattern, in den Jahren 1670. und 1671. deren Ursache, seiner Meynung nach, in einem weit schrecklichern Grade von Entzündung liegt, als bey den ordentlichen gewöhnlich ist, „und wo er die ganze Behandlung und den Grund derselben darinnen sucht, daß man den ungestümen Aufwallungen der Säfte auf alle mögliche Weise Zaum und Gebiß anlege,“ gedenket er des Aderlassens nicht mit einem einzigen Worte.

Ferner in der in Form eines Briefs abgefaßten Streitschrift von den Blattern, im Jahr 1681. wo er von der Natur derselben weitläuftig handelt, und behauptet, daß die heftige Entzündung die vielen kleinen Geschwürgen veranlasse, und wo er zugleich den glücklichen oder unglücklichen Ausgang den wenigen oder vielen Blattern zuschreibt, in dieser Schrift, sage ich, betrachtet er die Zulassung der freyen und reinen Luft, und das späte Bettliegen, nemlich erst gegen das Ende des sechsten Tages, als das Hauptstück der Kur, und zieht dieses Verfahren der Aderlaß vor. Er führt so gar Beyspiele an, wo die Blatterkrankheit nach widerholten Aderlässen schlimm abgelaufen ist, und setzt alsdenn hinzu: „hieraus habe ich erst ersehen, daß die Aderlaß nicht so, wie ich vorhero glaubte, dienlich sey, die Blattern in gehörigen Schranken zu erhalten.„ Denn wie wohl ich vielfältige mal bemerkt habe, daß wiederholte Abführungen, wenn man sie zu der Zeit gab, da das Blut noch nicht angesteckt war, die Blattern mehrentheils gutartig machten, und bewirkten, daß sie nur einzeln hervorkamen, so hat doch Sydenham in der Folge, als er älter geworden war, diese Meinung eingeschränket, wie er dieses in seiner Streitschrift vom faulen Fieber, das sich nach zusammenfliessenden Blattern einstellt, deutlich sagt: „Die Vernunft und der gemeine Menschenverstand sagt uns, daß es die Pflicht eines erfahrnen Arztes sey, nicht alle Blattermaterie im Anfange der Krankheit durch ein zu warmes Verhalten und durch hitzige Herzstärkungen so sehr herauszutreiben — sondern vielmehr alle Mühe darauf zu wenden, wie man die so gewaltige feine Entzündung unterdrücken möge. Wenn nemlich nur der mindeste Verdacht vorhanden ist, daß die Blattern, welche hervor kommen, zusammenfliessende seyn werden, (diesen Verdacht errege nur das blühende Alter des

Kranken, oder die Beschaffenheit seines Blutes, wenn er dasselbe mit hitzigen Getränken entzündet hat, oder ein anderer Umstand, wenn er an irgend einem Theile seines Körpers heftige Schmerzen gehabt hat, oder sich sehr oft und stark hat brechen müssen) so muß man vor allen Dingen zur Ader lassen, und nachher ein Brechmittel darreichen, denn beydes wird zu Beförderung eines Zwecks das nemliche beytragen.„

Daher rührt es auch, daß diejenigen, welche die Behandlungen beynahe aller Krankheiten aus den Schriften des Sydenham gesammlet haben, bey dem Ansteckungsfieber in zusammenfliessenden Blattern eine Aderlaß verordnen, und ein Brechmittel, dünnes Bier und Vitriolgeist zu nehmen rathen.

Es sey mir vergönnet, hierbey noch einige Anmerkungen zu machen:

1) Sydenham hat niemals alle bey den Blattern vorkommende Symptomen bestimmter und genauer beschrieben, als da, wo er behauptet hat, daß das Aderlassen und die Abführungen keinen sonderlichen Nutzen hätten, und daß es nur selten nöthig sey, daß man Ader lassen müßte.

2) Eben dieser Schriftsteller hat die Arzeneykunst unter den Engländern getrieben, das ist, unter einer Nation, die besonders gut zu leben gewohnt ist, nur allzusehr den Lüsten nachhängt, viel Fleischspeisen genießt, und geistige Getränke bis zum Mißbrauche liebt, und dahero hat er vielleicht gefunden, daß die also beschafnen Körper der Erwachsenen dem Speichelflusse, und die von dergleichen Eltern erzeugten und so erzognen Kinder den Durchfall nöthig hätten. Es bleibt indessen immer noch schwer zu beantworten:

Warum Boerhaave, der, so gut wie ich, in Holland practicierte, vom Speichelflusse eben das gesagt hat, was Sydenham sagt? Es ist daher eher zu glauben, daß die verschiedene Art von Krankheit zu seiner Zeit gegen die unsre Ursache daran sey.

3) Sydenham ist, je älter er bey der Praxis wurde, immer mehr und mehr von der Nothwendigkeit der Aderlaß aus Erfahrung überzeugt worden; und daher wäre zu wünschen, daß er in seinem Alter eine eben so genaue Geschichte der Blattern geschrieben hätte, als in seiner Jugend. Ohne Zweifel würde darinnen die Nothwendigkeit der allgemeinen Ausleerungen vor dem Ausbruche zusammenfliessender Blattern erwiesen worden seyn, da er in den letzten Jahren seines Lebens immer mehr und mehr von der Gewalt und Wirksamkeit der Entzündung in den Blattern überzeugt wurde, und er seiner Neigung zufolge, in allen andern Entzündungskrankheiten vor die Abführmittel so sehr eingenommen war.

4) Es erhellet aus denen Beobachtungen des Sydenham, die in allem Betracht ganz vortreflich sind, selbst, wenn man sie mit den Lehrsätzen des grossen Boerhaave zusammenhält, sehr deutlich, daß der Arzt um so viel glücklicher sey, je mehr er in Blattern die Heftigkeit der Entzündung gemindert hat. Da im Gegentheil, bey genauer Untersuchung der verschiedenen Behandlung verschiedener Aerzte, welche jedoch alle von der Boerhaavischen und Sydenhamischen unendlich abweichen, die meisten Kranken gestorben sind, wie ich aus einer Menge Schriften ersehen habe. Und es bestärket uns daher auch die Erfahrung in dem Vorsatze, die wahre richtige Behandlung uns eigen zu machen, und anzunehmen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320759/phys_0514
DFG

5) Man befindet die Boerhaavische Methode bey der Anwendung in der Praxis selbst als die glücklichste, und die vielen angeführten Fälle zeigen uns dieses sehr deutlich: daß man nemlich zur Ader lasse, Abführungen brauche, durch verschiedene Mittel den ungestümen Zufluß der Säfte nach dem Kopfe hindere u. s. f. Denn bey Beobachtung dieser Methode hat es sich gezeiget, daß auch Kinder gute Blattern bekommen und dieselben glücklich überstanden haben, da sie hergegen bey deren Verabsäumung entweder höchst gefährlich, oder gar tödlich gewesen sind. Bey einem Knaben von eilf Jahren habe ich beobachtet, daß er, weil er vernachlässiget worden war, einen gewaltigen Speichelfluß und die schlimmsten Zufälle bekam, dahergegen diejenigen, welche nach der beschriebenen Methode behandelt wurden, von diesen Zufällen frey blieben.

6) Es fället der Nutzen dieser Methode noch mehr in die Augen, wenn man sich derselben bedient,

1) wenn sich der Sommer zu Ende neiget, ziemlich gemässigte Witterung ist, und zur kalten Herbstzeit.

2) Bey Personen, deren Blut weder durch die vorherige Lebensart, noch durch die vorhergegangene Behandlung in Feuer gesetzt worden ist, besonders bey Kindern.

Man kann daher mit allem Recht daraus schliessen, daß die Boerhaavische Methode bey den hitzigen Naturen der Engländer, und besonders bey Erwachsenen noch viel vorzüglicher seyn werde, als die Sydenhamische, wenn diese gleich auch gut war, und schon viele Fehler, die sich vorher in der alten Praxis eingeschlichen hatten, verbesserte.

Ich will hierüber aus dem Freund noch eines und das andre anführen. Dieser versichert in einem Briefe: von der Nothwendigkeit der Abführmittel im zweyten Fieber zusammenfliessender Blattern: „daß jene Prophezeyung des Sydenham beynahe nie trüge, daß nemlich die Kranken zu der Zeit (am achten Tage) plötzlich sterben müßten, wenn der Speichelfluß mangle, oder stocke, und an dessen statt nicht das Gesicht, die Hände und Füsse aufschwällen.„ An einem andern Orte sagt er: „Während der ganzen Krankheit zeigte sich kein Speichelfluß, und nach dem Urtheile des Sydenham, ist dieses, weil er bey dieser Art Blattern beständig da seyn muß, das allerunglücklichste Zeichen.„ Er erzählt so gar, daß er eine Art von einzelnen oder aneinander hängenden Blattern gesehen hätte, wo ein Speichelfluß erfolget wäre, und diese sey, setzt er hinzu, eine gefährliche Art von Blattern gewesen. Gleichergestalt sagt er, daß die Gefahr nicht in der Art, sondern lediglich in der Menge der Blattern liege: „und wenn diese sehr groß ist, so muß man vor den Ausgang bey zusammenfliessenden eben so besorgt seyn, als bey einzeln stehenden. Man muß auch, um den Ausgang vorher sagen zu können, nicht allein die Zahl der Blattern im Gesichte, wie einige wollen, sondern die Zahl der Blattern am ganzen Körper in Anschlag bringen. Und beyde Arten, sowohl die zusammenfliessenden, als die Blattern, welche einzeln stehen, sind nicht nur überhaupt wenig voneinander verschieden, sondern verlangen auch völlig einerley Behandlung.„

Wir sehn aus verschiedenen Krankengeschichten, daß Freund die allgemeinen Ausleerungen bey den Blattern an jedem Tage vorgenommen habe. Er hat am vierten Tage zur Ader gelassen, als die Blattern schon heraus, und andere bedenkliche Umstände zuge-

gen waren. Er lehret, die Araber hätten nach dem Ausbruche der Blattern zur Ader gelassen, wenn dringende Zufälle dies erfodert hätten. Er führet den Gamez, Houllier, Paré, Botallus und besonders den Epiphanius Ferdinandus an, die diese Methode befolget und vertheidiget haben: der letztere hat an jedem Tage Aderlässe unternommen; er beschreibt viel glückliche Fälle, die bey der Anwendung dieser Methode statt gefunden haben, und sagt, Sydenham sey aber dafür nicht eingenommen gewesen. Ferner finden wir, daß Freund zu allen Zeiten Abführmittel mit guten Nutzen verordnet habe.

Wenn also so viel berühmte praktische Aerzte dieser vom Freund empfohlnen Methode beypflichten, so wird man mit Recht daraus folgern, daß die Abführmittel um so viel nützlicher seyn müssen, wenn sie zu der Zeit gegeben werden, wo nicht die mindeste Gefahr davon zu besorgen möglich ist, und wo man vielmehr beobachtet hat, daß sie die ganze Krankheit von Anfange bis zu Ende leidlicher machen, besonders wenn es bey solcher Behandlung keinen Unterschied macht, und völlig einerley ist, ob ein Speichelfluß erfolgt oder nicht, und ob er stockt, oder fortgeht.

Es sind aber doch in den vergangenen Jahren sowohl, als in diesem und dem vorhergehenden viele Kranke an den Blattern gestorben, welche entweder nach der alten Methode, oder nach der des Sydenham, oder nach gar keiner Methode behandelt worden sind, oder welche die heilsamen Warnungen der Aerzte nicht geachtet haben.

Vierter Abschnitt.

Vom Krampfhusten der Kinder; nach denen im Haag zu Ende des Jahres 1746 und zu Anfange 1747. gemachten Beobachtungen.

§. 1.

Ein Mädchen von drey Jahren, das zu Ausgange des Monats Februar von diesem Husten befallen wurde, und dabey Unreinigkeiten in den ersten Wegen hatte, nahm einen Tag um den andern eine Abführung aus Rhabarber und Diakodium, und alle Abende eine beruhigende Arzeney ein; trank dabey Milch und Wasser mit Honig in ziemlicher Menge, und nach einem Zeitraum von vierzehn Tagen schien es, als ob sie ganz gesund wäre.

Zu Anfange des Monats März aber wurde ich wieder zu diesem Kinde gerufen. Die Eltern erzählten mir, daß der Husten seit der Zeit, da ich sie nicht mehr besucht hätte, immer nach und nach wieder zum Vorschein gekommen, und jetzt ausserordentlich heftig wär; ihre Tochter hätte dabey, setzten sie hinzu, ein Fieber, keine Lust zum Essen, beständiges Brechen und gänzlichen Mangel an Schlaf. Der Puls des Kindes war, wie ich bey der Berührung fand, fieberhaft, aber schwach, und da dasselbe ohnedem schwächlich war, so wollte ich ihr nicht gern zur Ader

lassen: das Brechen kam nicht eher, als wenn der Husten die kleine Kranke sehr plagte und heftig angriff.

Ich verordnete, auf dem ganzen Rückgrad herunter ein Galbanpflaster zu legen, und immer etwas von folgender Mixtur einzugeben: Nimm dicken Süßholzsaft zwey Quentgen, Süßholzsyrop drey Unzen, Diakodiensyrop eine Unze, und vier Unzen Klatschmohnenwasser.

Zween Tage hernach besuchte ich sie wieder, fand aber, daß sich alles verschlimmert, und sie ein hitziges Fieber hatte; ich ließ ihr daher vier Unzen Blut weg, und rieth, mit der Mixtur fortzufahren. Das Pflaster durftem sie noch nicht abnehmen, denn wiewohl es gewissermaaßen hitzig ist, so thut es doch in Ansehung der Stärkung der Nerven gute Dienste, und, meiner Meynung nach, liegt das Gift und die Schärfe, die dieser Husten erregt, auf den Nerven.

Am darauf folgenden Tage, nämlich am zehnten März, war das Fieber etwas schwächer; der Husten aber war heftig und die Nacht unruhig gewesen. Ich verordnete, um den Leib zu öfnen, und vielleicht etlichemal Brechen zu erregen, eine Mischung aus fünf Gran Brechwurzel und eben so viel Rhabarber mit Veilgensyrop; und ich hatte hierbey vorzüglich die Absicht, den im Magen liegenden Schleim und Unrath auf diese Art fortzuschaffen; gegen Abend gab ich ihr Diakodien- und Süßholzsyrop.

Den eilften März spürte man nicht viel mehr vom Fieber; die Kranke hatte die Nacht zuvor ruhig geschlafen, und weniger gehustet; gestern war ihr Leib zweymal offen gewesen, und dreymal hatte sie zähen Schleim weggebrochen, ich gab ihr heut einen Gran Brechwurzel mehr, und einen Gran Rhabar-

ber weniger, und gegen Abend die Mixtur mit Süßholz- und Diakodiensyrop.

Den zwölften März wollte das Kind schlechterdings nichts mehr einnehmen, die Umstände desselben besserten sich aber doch nach der Aderlaß und nach dem Brechmittel immer mehr und mehr; es war ohne alles Fieber, und schlief besser, als vorher. Schon längst hatte man Würmer bey demselben vermuthet, ich sagte daher, man möchte ihr die sogenannten Wurmkuchen, welche aus Schleim auflösenden und Wassertreibenden Arzeneyen verfertiget werden, eingeben, damit zugleich der Magen vom Schleim gereiniget würde, weil Kinder diese Täfelgen lieber, als andre Arzeney, nehmen.

Der Husten ist zwar bis jetzt, da ich dieses schreibe, (am 13. April) ohne daß weiter Arzeneyen gebraucht worden sind, nicht ganz weg, aber doch leidlich.

S. 2. und 3.

Zu Anfange dieses Jahres hatten zwey Mädchen, eine von drey und die andre von vier Jahren, den nämlichen Husten; man behandelte beyde so, daß man ihnen alle Morgen eine Abführung und Abends ein beruhigendes Mittel eingab, sie bekamen aber darauf überall auf der Haut Blüthgen, die ziemlich juckten. Der Husten verlor sich, bey der ältern heilte der Ausschlag in kurzer Zeit, die jüngste aber schleppte sich einen ganzen Monat damit, ehe sie völlig heil wurde. Das Jucken vergieng nach dem Gebrauch der Silberglättsalbe, und abführenden Arzneyen.

Eben dieses jüngere Mädchen von drey Jahren bekam zu Anfange des Monats April den Husten aufs neue, und zwar auf eine sehr gefährliche Art, und überdem befiel sie noch ein starkes hitziges Fieber.

Aderlassen, Klystiere und eine Mixtur mit Meerzwiebelsaft schaften ihr Besserung; weil aber das Mädchen so eigensinnig war, und vor allen Arzeneyen einen Abscheu hatte, so blieb sie matt und ungesund.

Ihre vierjährige Schwester war zu eben dieser Zeit wieder einem nässenden Ausschlag auf der Haut ausgesetzt; doch hatte sie keinen Husten dabey; ich verordnete ihr die schon vormals gebrauchten Hülfsmittel.

K**. 4. und 5.

Ein schwaches vierjähriges Mädchen, welches von eben dem Husten befallen worden war, fieng sich beym Gebrauch der gewöhnlichen Methode an zu bessern, in kurzer Zeit aber hatte sie so einen Eckel vor allen Arzeneyen, daß ihr nichts mehr beygebracht werden konnte, und weder mit Drohungen, noch mit Versprechungen, noch auch mit List richtete man etwas bey ihr aus. Sie befand sich den ganzen Winter hindurch sehr krank, jetzt aber wird sie von sich selbst besser.

Ihr Bruder, ein Kind von sechs Monaten, wurde durch die vorgeschriebene Behandlung von eben dem schlimmen Husten in kurzer Zeit hergestellet.

V. P**. 6. 7. 8.

Ein Knäbgen von zwey Jahren, ein Kind von sechs Monaten, und ein Mädchen von zehn Jahren, wurden im Monat Dezember zugleich von eben diesem Husten auf das heftigste befallen, und bekamen zu gleicher Zeit einen juckenden Hautausschlag, der an manchen Orten nässte und in Geschwüre übergieng. Ich behandelte sie eben so, wie die Kinder 2. und 3. und hatte bey ihnen mich des besten Erfolgs meiner Behandlungsart zu erfreuen.

B**. 9.

Ein anderthalb jähriger Knabe hatte im Monat Dezember 1746 diesen Husten auf eine höchstgefährliche Weise. Der Arzt, den die Eltern dabey um Rath fragten, hatte verschiedene Arzeneyen, und endlich das Elixir Proprietatis in Wein zu nehmen, verordnet, und lange Zeit damit fortzufahren befohlen. Weil aber alle Mittel nichts helfen wollten, vielmehr der Husten immer mehr überhand nahm, je länger er währte, so ersuchte man mich um meinen Beystand. Der Knabe war vollblütig, hatte aber kein Fieber. Bey obiger Behandlung ließ zwar seine Krankheit in Ansehung der Stärke merklich nach, es waren aber doch anderthalb Monate erfoderlich, ehe der Husten vollkommen ruhig wurde: und während dieser ganzen Zeit wurden die angegebenen Mittel allemal über den andern und dritten Tag gebraucht. Die Krankheit dieses Kindes war vielleicht auch deswegen langwieriger und stärker, weil es bey den allerkleinsten unangenehmen Vorfällen überaus ärgerlich war, und einige Minuten so heftig heulte und schrie, daß es die ganze Nachbarschaft zuweilen bedauerte, zuweilen aber auf selbiges böse war: auf dieses Heulen und Schreyen und auf den Zorn erfolgte allemal sogleich ein Paroxismus vom Krampfhusten. Zu Anfange des Monats März aber wurde der Husten ausserordentlich heftig und es gesellete sich ein hitziges Fieber dazu. Man ließ ihm zur Ader, gab ihm Meerzwiebelsaft, und verschiedene Klystiere, das Fieber vergieng und der Husten ließ nach.

F**. v. D**. 10. 11.

Ein Mädchen von sechs und ein Kind von zwey Jahren, welche beyde sehr viel von diesem Husten ausstehen mußten, genasen in kurzem nach einigen

früh genommenen Laranzen und noch einigen Opiaten, die Abends gegeben worden waren. Diese beyden Mädchen waren im vergangenen Sommer mit juckendem Hautausschlage heftig geplagt gewesen, derselbe hatte sich aber endlich nach dem Gebrauch einer Quecksilbersalbe und öftern Abführungen verloren. Bey gegenwärtigem Krampfhusten kam dieser Ausschlag wieder zum Vorschein, er vergieng aber bey der Anwendung eben der Arzeneyen, womit man den Husten zu lindern bemühet war.

v. d. 8**. 12.

Ein Mädchen von drey Jahren, welches dieser Husten ganz erschrecklich marterte, wurde bey Anwendung der angegebenen Methode innerhalb funfzehn Tagen vollkommen geheilt.

v. E**. 13.

Ein Knabe, welcher von seiner zartesten Kindheit an bis ins vierte Jahr seines Lebens, anfangs wegen der in den ersten Wegen befindlichen Säure und in der Folge fast bey jedem durchbrechenden Zahne sehr heftige Krämpfe gehabt hatte, bekam zu Anfange des Monats Februar, als er vier Jahre alt war, den Krampfhusten. Mit der gewöhnlichen Behandlungsart richtete ich nichts aus, ich verschrieb daher alle Tage eine stärkere Dose von Honig und Diakodiensyrop, bis der Kranke endlich die Wirkung des Opiums gut vertragen konnte. Funfzehn Tage lang verfuhr man so mit diesem Kinde, aber der Husten verlor sich nicht, vielmehr verschlimmerte er sich, und die Kräfte nahmen ab, zumal da die Lust zum Essen gänzlich fehlte: sie erhafte Bewegungen spürte ich keinesweges. Endlich den vierten März ließ ich auf das ganze Rückgrad der Länge nach ein Galbanpflaster legen,

und eine Mixtur von Süßholzsaft und Diakodiensyrop nehmen.

Den achten März waren alle Umstände schlimmer, ich verordnete die nemliche Mixtur, und eine Aderlaß von fünf Unzen.

Nach dem Aderlassen ließ es sich sehr zur Besserung an, und der Kranke nahm sogar die Mischung aus Honig und Diakodiensyrop, die vorräthig war, öfter als die Mixtur, ein: ich gab ihm daher reichliche Dosen von Honig mit weißen Mohnsyrop, und alle Morgen ein wasserabtreibendes Mittel; dies geschah am zehnten März.

Den dreyzehnten waren alle Umstände erträglicher, wiewohl der Patient in der Nacht noch hustete; den Tag über hatte er aber selten Anfälle vom Husten, ausser wenn er sich ärgerte und erzürnte, worzu er ziemlich geneigt war. Es eckelte ihm nunmehro vor allen Arzeneyen; er hatte kein Fieber, sein Appetit zum Essen war vortreflich; er brach sich nicht mehr. Die Eltern suchten ihm über den vierten Tag ein Wurmtäfelgen beyzubringen, so gut sie konnten, dann gesetzt, daß er auch keine Würmer hatte, so war doch diese Arzney zu Auflösung und Fortschaffung des Schleims in diesem Falle gut.

Er genaß, behielt aber doch immer noch einen leichten Husten.

S**. 14.

Im Monat Dezember 1746. brachte ein Mädchen von sechs Monaten ganzer vier Wochen mit diesem Husten zu, aber die oben beschriebene Methode verschafte ihr Erleichterung; in der Mitte des Januar kehrte eben dieser Husten weit heftiger wieder zurück, und drey Wochen lang mußte ich mit jener

Behandlungsart fortfahren, ehe es mir gelung, den Husten wegzubringen.

E**. 15.

Ein vollblütiges Kind von einem Jahre lag an diesem Husten darnieder, und hatte ihn heftig. es war ein Fieber dabey, aber nachdem es nur etlichemal von den von mir verordneten Arzneyen eingenommen hatte, befand es sich gleich leidlicher, ich ließ ihm deswegen nicht zur Ader. Nach zehn Tagen war es gesund.

b. R**. 16. 17.

Ein Mädgen von fünf Jahren, und ein Kind von anderthalben Jahre wollten sich bey der Anwendung der gewöhnlichen Methode nicht bessern, endlich, als ich ihnen drittehalb Wochen lang weißen Mohnsyrop und Honig oft und reichlich hatte nehmen lassen, so wurden sie ziemlich gesund, behielten aber gleichwohl noch einen schwachen Husten.

H**. 18. 19.

Zu Ende des Januar hatte ich einen Knaben von fünf, und einen andern von drey Jahren in der Kur, ich verordnete beyden früh Laranzen und des Abends beruhigende Arzeneyen, und in Zeit von acht Tagen waren sie ziemlich wieder hergestellet.

D**. 20.

Zu Anfange dieses Jahres wurde ein vollblütiges Knäbgen von anderthalb Jahren mit diesem Husten auf eine gefährliche Art befallen: ich bediente mich der beschriebenen Methode funfzehn Tage lang, ohne großen Nutzen davon zu spüren; wider das Aderlassen und die Anwendung der Blasenpflaster

machten die Eltern Einwendungen, so daß ich zu diesen Hülfsmitteln meine Zuflucht nicht nehmen durfte. Man gab ihm hernach nichts, als den Diakodiensyrop mit Fenchelwasser, und in drey Tagen wurde es besser, so daß sich das Kind nachher völlig wohl befand.

H**. 21.

Ein Kind von sechs Monaten wurde von eben diesem Husten innerhalb sechs Tagen befreyt, als ich ihm etliche Abführungen und alle Abende beruhigende Arzeneyen gab.

I**. 22.

Im Anfange des Februars wurde ein anderthalbjähriges Mädchen von einem solchen Krampfhusten gemartert: das Kind war sehr schwach, ich gab ihm eine Abführung und eine beruhigende Arzeney, aber ohne allen Nutzen. Darauf nahm es vierzehn Tage lang einen Leckfaft mit Opium, von welchem letztern Mittel aber etlichemal so viel darinn war, daß ich mich genöthiget sahe, die Menge desselben etwas zu vermindern; demohnerachtet richtete ich damit eben so wenig, als mit den ersten Arzeneyen aus. Ich verordnete ihr darauf etliche Tropfen Agtsteintinktur unter einem Opiat, diese Arzney machte aber den Husten schlimmer, als er vorher war.

Den vierten März ließ ich auf das Rückgrad der Länge nach ein Galbanpflaster legen, und innerlich eine Mixtur von Süßholz und weißen Mohnsyrop nehmen, ohne jedoch etwas auszurichten. Ich befahl daher, ausser der Fortsetzung des Gebrauchs der Mixtur, ein Blasenpflaster zwischen die Schultern zu legen, ich erfuhr aber, als ich den zehnten März wieder zu der Kranken kam, daß die Eltern zu weich-

herzig waren, dieses thun zu lassen, weil sie jedoch die Mixtur reichlich und gern nahm, und sich leidlicher befand, so ersuchte man mich, damit fortzufahren. Ich erlaubte es unter der Bedingung, daß, sobald sich die Umstände des Kindes verschlimmern sollten, man nicht anstehen möchte, von dem Blasenpflaster gewiß Gebrauch zu machen, dies versprachen sie mir auch.

Den dreyzehnten März befand sie sich noch besser. Die Mixtur nahm sie gern ein, und alle Morgen verschluckte sie einen kleinen Löffel voll Rhabarbersaft: anstatt daß sie vorher alle Eßlust verloren hatte, aß sie nunmehr mit vortreflichem Appetit. Den Tag über hustete sie wenig, des Nachts aber desto mehr. Fieber hatte sie nicht: ich ließ also immer auf die angeführte Art fortfahren.

Anmerkung. Der Husten war bey diesem Kinde nie so heftig, daß es bis zum Brechen gekommen wäre.

Den sechzehnten hörte ich, daß die Krankheit von Tag zu Tage mehr abnahm, und das Kind bereits anfienge gut zu essen und zu schlafen. Die Arzeney wurde es nicht überdrüßig, sondern nahm sie mit Vergnügen, ich rieth dahero, den Gebrauch derselben immer noch länger fortzusetzen.

S**. 23. 24.

Einem vollblütigen Mädgen von drey Jahren, welches diese Art von Husten und dabey ein heftiges Fieber hatte, ließ man zur Ader, gab ihr ferner täglich gelinde Abführungen, oder verschafte ihr durch ein Klystier ofnen Leib, und ließ ihr des Abends be-

ruhigende Mittel nehmen: in vierzehn Tagen wurde sie vollkommen gesund.

Ein sieben Monat alter Knabe hatte zu Ende des Januars ein heftiges Fieber, vornemlich aber den Krampfhusten; am eilften Tage verlor sich zwar das Fieber, aber nicht der Husten. Weil er zu schwach war, konnte man ihm nicht zur Ader lassen: denn so lange er auf der Welt war, war er ausserordentlich matt und engbrüstig gewesen. Ich richtete mit der gewöhnlichen Methode nichts aus. Ein beruhigender Lecksaft, welchen er den ganzen Tag über nahm, und weiter nichts, besänftigte zwar das Blutspucken, der Husten aber verlor sich nicht, wiewohl das Kind den Saft geraume Zeit und in ziemlicher Menge fortbrauchte.

Den dritten März gab man dem Knäbgen eine Mixtur von Süßholzsaft und Diakodiensyrop, legte auch ein Galbanpflaster auf das Rückgrad aber auch von diesen Mitteln verspürte man ganzer fünf Tage nicht den mindesten Nutzen. Man entschloß sich daher zu einem Blasenpflaster in den Nacken, und wiederholte am achten März die Mixtur, mischte auch noch stärker beruhigende Arzeneyen unter selbige.

Das Blasenpflaster hatte gut gezogen, man spürte jedoch am zehnten März noch keine Aenderung: der Husten blieb eben so heftig, wie er vorher gewesen war. Weil das Knäbgen von der Geburt an engbrüstig, und immer mit Schleim angefüllt gewesen war, so schritt ich wieder zur ersteren Behandlungsart, nemlich früh ließ ich ein auflösendes Abführmittel, und Nachmittags und Abends Diakodiensyrop geben.

Den zwölften waren bey dem ordentlichen Gebrauche dieser Arzeneyen noch alle Umstände eben so schlimm, als vorher, auch den dreyzehnten waren sie noch um nichts besser, und so gieng es bis zum funfzehnten, an welchem Tage man ihn endlich entwöhnte, weil seine Amme schwanger war, und keine Milch hatte; man gab ihm indeß eine andre Amme, an der er viel trank, zween Tage lang wenig hustete und gut schlief. Ich rieth, die Arzeneyen auszusetzen, bis man sähe, wie es bey der neuen Amme gehen würde, und das Kind genas.

Das ältere Kind aber, die Schwester dieses Knäbgens, von der ich kurz vorher sagte, daß sie gesund worden wäre, wurde vierzehn Tage lang von dem Krampfhusten, und ohngefehr vierzehn Tage nachher von einem anhaltenden Fieber mit Brechen und andern Zeichen der Unverdaulichkeit und Unreinigkeiten in den ersten Wegen sehr heftig befallen: sie wollte schlechterdings keine Arzeneyen nehmen, man ließ ihr daher zur Ader, und setzte ihr Klystiere, weiter konnte man nichts von Wichtigkeit unternehmen, das Fieber hielt deswegen auch bis zum siebzehnten Tage an. Als dieses abnahm, wurde der Husten so ausserordentlich arg und krampfhaft, daß es beynahe alle Vorstellung übersteigt: es war auch nicht möglich, ihr Arzeneyen beyzubringen. Den neunzehnten Tag verschrieb ich ein Pulver aus fünf Gran Rhabarber und eben soviel Brechwurzel, weil sie den ganzen Tag Stuhlzwang und Schmerzen am Mastdarm hatte, und die Nacht unruhig war.

Man gab ihr also am funfzehnten März, als am zwanzigsten Tage der Krankheit, dieses Pulver, nachdem vorher dieses eigensinnige Kind die Magd gezwungen hatte, ihm eine Butterbemme zu geben. Es

brach sich zweymal, man konnte aber nicht erkennen, was es eigentlich war, weil das Kind das Brod mit weggebrochen hatte.

Durch den Stuhl gieng Galle mit fort, das Fieber war schwach, und die Zunge sahe weißlich. Gegen Abend verschrieb ich ein Opiat, und auf den folgenden Morgen sechs Gran Brechwurzel und vier Gran Rhabarber.

Den 16. März befand sich diese Kranke nach dem Brechen besser, sie hatte zweymal laxiert, und sich sechsmal übergeben, was sie wegbrach war Schleim und eine gleichsam käsichte, gehackte Materie. Den Abend nahm sie wieder ein Opiat, und den Morgen verordnete ich nochmals ein Pulver aus Brechwurzel mit Rhabarber: das Fieber war ganz verschwunden, aber der Husten hielt noch an, es war auch nicht möglich, ihr etwas beyzubringen.

Zu Anfange des Aprils wurde ihr Fieber hitzig und sie spuckte Blut: das Blutspeyen hörte auf, das Fieber aber, und der Husten, wobey Schleim ausgeworfen ward, ließ nicht nach. Ich verordnete zwey Gran Mineralkermes mit Zucker vermischt, und ließ vier Pulver daraus machen, wovon ihr die Eltern aller vier Stunden eins versteckt beyzubringen suchen mußten. Dies geschahe am darauf folgenden Tag, am dritten aber starb sie. Diese Krankheit war also zu heftig, als daß ihr die verordneten Arzneyen hätten Einhalt thun können, und die Theile waren so widernatürlich und ungesund, daß der Kermes nichts ausrichten konnte.

S**. 25. 26.

Ein vollblütiges Kind von einem Jahre wurde durch Abführungen und beruhigende Mittel in einer

Zeit von funfzehn Tagen vom Krampfhusten völlig befreyt.

Aber ein sechsjähriges Mädgen, welches vor drey Monaten damit befallen, und von ihrem Arzte vernachläßiget worden war, spuckte endlich, nachdem sie vier Wochen an dem Uebel zugebracht hatte, Blut, und acht Tage drauf helles lauteres Eyter weg; das Blutspucken wollte nach dieser Zeit immer noch nicht völlig nachlassen, und der Husten blieb bis jezt einem Krampfhusten mehrentheils ähnlich. Ich wurde gerufen, als sie schon wahres Eyter auswurf, und gab ihr einige nicht heftig wirkende ablösende Brustmittel, und des Abends Opiate, und als das Blutspucken wieder kam, ließ ich, um die fernere Eyterung der Lunge zu verhüten, zur Ader. Bisweilen schien es, als ob diese Kranke etwas besser würde, sie zehrte sich aber ganz ab: ich verordnete die Süßholzmixtur mit Honig, und diese bekam ihr sehr wohl. Das Blutspucken war bald weg, bald kehrte es wieder zurück, doch sahe man, daß keine Pulsader, sondern nur Blutadern verletzt seyn mußten: bey dem Husten brach sie sich ausserordentlich heftig, sie hatte gewaltige Hitze, und ein sehr heftiges Fieber. Opiate, mit lindernden, versüssenden und schleimichten Arzeneyen versetzt, halfen nichts, und sie litt Tag und Nacht sehr an ihrem Uebel. Als der blutige Auswurf wieder öfter und stärker kam, gab ich ihr weissen Mohnsaft mit der Tinktur von Catechuerde, dann Traganthpulver, Drachenblut u. s. f. und hierauf besserte sie sich nach und nach wieder alles Verhoffen.

v. S**. 27.

Ein großes starkes Kind von neun Monaten, das viel Ansatz zu Ansammlungen des Schleims hatte,

bekam diesen Husten im Monat Februar: es hätte sich bereits zehn Tage damit geschleppt, als man mich holen lies. Ich gab früh abführende Mittel, und des Abends Opium, aber ohne Nutzen: ich nahm dahero sogleich meine Zuflucht zu dem Leckfaft, aus Honig und weißen Mohnsaft, worauf es aber schlimmer wurde, dann verordnete ich die Süßholzmixtur mit Diakodiensyrop, und ließ ein Galbanpflaster auf das Rückgrad legen: nach zween Tagen war der Husten ganz unausstehlich heftig. Ich befahl deswegen, ein Blasenpflaster zwischen den Schultern zu legen.

Den zehnten März befand sich das Kind, weil es von der Mixtur fleißig eingenommen hatte, besser; die Eltern fürchteten sich vor dem Blasenpflaster so sehr, daß sie es nicht hatten setzen lassen. Da das Kind nicht viel Oefnung hatte, so verschrieb ich eine Abführung, die es früh nehmen mußte, und das Süßholztränkgen ließ ich den Nachmittag und Abend fortbrauchen.

Den vierzehnten März war der Husten noch eben so schlimm; ich schlug wieder den Gebrauch eines Blasenpflasters vor, ich konnte aber die Eltern nicht dazu bewegen: ich verschrieb daher auf den andern Morgen ein Pulver aus vier Gran Brechwurzel, und eben so viel Rhabarber, und rieth, gegen Abend immer mit der Süßholzmixtur fortzufahren.

Den sechszehnten befand sich die Kranke nach der Brechwurzel vortreflich, und hatte die erste ruhige Nacht gehabt: ich verordnete auf den Abend die gewöhnliche Mixtur, und auf den siebzehnten März das nämliche Pulver.

B**. 28.

Ein Kind von zween Monaten, das sich mit diesem Husten bereits 8 Tage lang sehr gequält hatte, wurde mir anvertrauet: die Krankheit war schon so hoch angestiegen, daß sich zur Zeit des Paroxismus Verzuckungen im Gesichte einstellten, und nachher auch dergleichen in den Armen zum Vorschein kamen. Weil der offene Leib nicht ordentlich war, so ließ ich verschiedene Klystiere geben, und dabey Honig mit Diakodiensyrop mit Fenchel- und Lindenblühtwasser einnehmen; dieses Mittel fruchtete so viel, daß es ruhig zu schlafen anfieng, was es doch lange Zeit nicht gethan hatte. Indessen liessen die Verzuckungen nicht nach, das Kind wurde immer schwächer, und den sechsten Tag, nachdem es Arzeneyen zu gebrauchen angefangen hatte, starb es.

R**. 29.

Ein Mädchen von sechs Jahren hatte den Krampfhusten so arg, daß ihr dabey das Blut zum Halse heraus sprung, innerhalb einer Zeit von drey Wochen aber wurde es durch Abführungen und beruhigende Mittel wieder hergestellet. Es war schwach, und sehr mit Schleim angefüllt. Das geschahe im Monat Dezember.

D**. 30. 31.

Auch ein schwächliches achtjähriges Mädchen hatte sich im Monat Dezember bereits acht Tage schrecklich mit dem nämlichen Husten gemartert, ehe ich gerufen

wurde. Abführende und beruhigende Arzeneyen stellten es aber in zwanzig Tagen wieder her.

Der Bruder dieses Mädchens, ein Knabe von zwey Jahren, wurde eben auf diese Art in Zeit von acht Tagen geheilt; er war aber auch überhaupt nicht so krank, als seine Schwester.

G**. 32.

Ein Knäbgen von zwey Jahren und drey Monaten bekam im Monat Januar den Krampfhusten, und als es eine Laxanz und einige Dosen beruhigende Arzeneyen eingenommen hatte, wurde es so von dem Husten befreyt, daß ich glaubte, es wäre gesund, und es daher nicht mehr besuchte.

Allein am dreyzehnten März wurde ich wieder gerufen: bey meiner Ankunft erzählten mir die Eltern, daß der Husten zwar im Januar angefangen hätte, sich zu mildern, gleichwohl aber nie ganz verschwunden wär; und nunmehro, seit acht Tagen, wäre er wieder ausserordentlich arg geworden. Das Kind hatte ein Fieber, es keichte beym Othemholen, hustete abscheulich, und öfters hatte es das Ansehen, als wenn es beym Husten aussen bleiben wollte. Ich befahl, ihm sogleich zur Ader zu lassen, verordnete auf die Nacht eine beruhigende Arzeney, und verschrieb auf den folgenden Morgen ein Pulver aus vier Gran Brechwurzel, und eben so viel Rhabarber.

Den vierzehnten fand ich das Fieber weit schwächer, und das Knäbgen hatte nach dem Diakodiensyrop besser geschlafen, als seit langer Zeit nicht geschehen

hen war. Sehr früh hatte es das verordnete Pulver genommen, und nach anderthalb Stunden zweymal grosse Stücken von einer käsichten Materie weggebrochen, auch zweymal gekochten gallichten Stuhl gehabt. Als diese Arzeney zu wirken aufgehört hatte, ließ ich Diakodiensyrop mit einem die Säure dämpfenden und einsaugenden Mittel nehmen, und befahl morgen, so früh als möglich, noch ein Pulver, wie das gestrige, zu geben. Der Knabe war den ganzen Tag verdrießlich und hatte eine unruhige Nacht. Den funfzehnten in aller Frühe nahm er wieder ein Pulver, brach sich, und das weggebrochene sahe wie das gestrige aus; schon vor dem Einnehmen hatte er breyartigen gelben Stuhl gehabt, sein Fieber war stärker, als gestern, und er keichte sehr beym Othemholen: ich verordnete auf den Abend den Diakodiensyrop mit einer einsaugenden Arzeney versetzt, und früh eine Mischung aus drey Quentgen Rosensyrop mit Sennesblättern, und vier Gran Brechwurzel. Auf diese Arzeneyen befand sich der kleine Kranke in allen Stücken um ein merkliches besser: ich ließ ihm daher Abends ein Opiat geben, und den folgenden Tag früh das zuletzt verordnete abführende Mittel, und des Abends das Opiat wiederholen. Diese Vorschriften ließ ich drey Tage nach einander befolgen, und ich beobachtete die vortreflichsten Wirkungen; endlich schien er sich bey der Mixtur von Diakodiensyrop und Süßholzsaft sehr wohl zu befinden, und nur noch einige Anfälle vom Husten, weiter aber keine Symptomen zu haben.

Allein zu Anfange des Monats April ließ man mich aufs neue rufen. Ich fand das Kind wieder mit einem sehr heftigen Husten geplagt, und ward zugleich gewahr, daß es dabey ein hitziges Fieber hatte. Die Aderlaß, die Anwendung einiger Klystiere, und

eine Mixtur mit Meerzwiebelsaft dämpfte zwar das Fieber, der Husten aber blieb so schlimm, als zuvor. Ich verordnete daher den Mineralkermes, und ließ davon in vier und zwanzig Stunden zwey Gran in getheilten Dosen nehmen. Er vertrug ihn zwar sehr gut, wurde aber doch in nichts besser. Den zweyten und dritten Tag ließ ich drey Gran Kermes einnehmen, der Husten fieng an, sich sehr zu vermindern; den vierten Tag nahm er wieder zwey Gran, war sehr verdrießlich schlief aber gleichwohl die ganze Nacht, und der Husten weckte ihn kaum ein oder ein paarmal auf. Wenn er sich auch bisweilen einstellte, so war er doch frey, und verursachte keine starke Ermattung oder Beklemmung.

B**. 33.

Ein Kind von fünf Monaten wurde gegen das Ende des Februars von diesem Husten schrecklich befallen; als man acht Tage, ohne einige Arzeneyen dawider gebraucht zu haben, hatte verlaufen lassen, so schickte man erst nach mir. In zwey Wochen brachte ich es durch einige Abführungen und beruhigende Arzeneyen ziemlich wieder zurechte.

D**. 34.

Ein Mädchen von sechstehalb Monaten hatte sich schon zwey Wochen mit eben diesem Husten geplagt; und zu Ende des Monats März kam ein heftiges Fieber und heftige Beklemmung dazu, so daß es beständig zu ersticken drohete. Eine Aderlaß, ein Klystier, und der Gebrauch des Meerzwiebelsafts schien es vom Tode, dem es sehr nahe war, zu retten;

aber spät Abends sechs bis sieben Tage hernach lag es fast wie todt da, und es röchelte, ohne Husten, auf der Brust. Etwas blanker Wein und Eßighonig ermunterten sie wieder; und als sich nachher ein Schleimauswurf fand, so kam die Kranke zum Leben zurück. Drey Tage drauf war der Husten so heftig, daß sie beständig aussen bleiben wollte. Da kein Mittel anschlug, und die Eltern gleichwohl Hülfe und Arzeney verlangten, so sagte ich ihnen, es wäre zwar nicht viel gutes zu hoffen, aber es gäbe noch ein Mittel, das vielleicht Nutzen schaffen würde. Ich gab also Pulver aus einem Gran Kermes mit Zucker, und ließ es in getheilten Dosen innerhalb vier und zwanzig Stunden nehmen. Die Nacht drauf starb sie, nachdem man ihr in acht und vierzig Stunden ohngefähr zwey Gran Kermes eingegeben hatte.

B. M**. 35.

Ein zweyjähriger Knabe hatte bereits viele Wochen mit diesem Husten zugebracht, ehe ich zu ihm gerufen wurde. Im April kam ein hitziges Fieber darzu: man schickte zu mir, und bat um meinen Beystand; eine Aderlaß, ein Klystier und der Meerzwiebelsaft verscheuchten das Fieber in einer Zeit von drey Tagen, und linderten den Husten. Jetzt verschreibe ich ihm einige Tage lang Abführungen, die früh genommen werden müssen, und auf den Abend ein Opiat.

E. F**. 36.

Ein Mädchen von neun Monaten lag gefährlich an diesem Husten darnieder, in einer Zeit von acht

Tagen aber schien sie, bey früh Morgens genommenen Laxanzen, und Abends gebrauchten Opiaten, wieder gesund zu werden.

Als der Hr. D. Middelbeck um seine Meinung von diesem Husten befragt wurde, sagte er: daß er den neunten März bereits viele daran zu behandeln gehabt hätte, und die Arzeneyen, die ihm die besten Dienste gethan hätten, wären ein gelindes Brechmittel aus der Brechwurzel des Morgens, und des Abends ein Opiat gewesen.

Ich unterredete mich auch mit dem Hrn. D. Schonnans über diese Sache, er erwiederte, daß man zu Dämpfung des Hustens einschneidende und abführende Arzeneyen geben müsse; kleinen Kindern verordnete er den Diakodiensyrop nicht, denn seinem Ermessen nach, wäre es bey einem so zarten Alter nicht dienlich, Opiate zu brauchen. Er habe jetzund drey in der Cur, vorher hätte er mehrere gehabt, und die Krankheit sehr hartnäckig gefunden, es wären ihm auch mitunter etliche gestorben.

Endlich fragte ich auch den Hrn. v. Leeuwen in Delft, ob er viel Kranke an diesem Husten gehabt hätte? Er antwortete mir, daß er viele behandelt, und sie mit nichts, als einer Emulsion mit weissen Mohnsyrop geheilt hätte. Einem zweyjährigen Kinde z. B. gebe er aller zwo Stunden ein Löffel voll von einer Emulsion, welche aus acht Unzen bestände, und worunter eine Unze weisser Mohnsyrop käme. Unter

seinen Kranken wäre keins gewesen, das sich so heftig gebrochen hätte; wenn in den ersten Wegen Säure gegenwärtig gewesen wäre, so thäte er unter eine solche Emulsion ein Quentchen Myrrhentinktur, weil diese wegen des Weinsteinsalzes eine säurebrechende Kraft hätte. Hülfe dies Mittel nicht, so würde er vier Quentchen Venetische Seife in sechs Unzen Melissenwasser aufgelößt, und mit einer Unze weissen Mohnsyrop versetzt geben; denn alle Kinder würden diese Arzeney gewiß gut nehmen können. —

TAF. I.

Fig. 1.

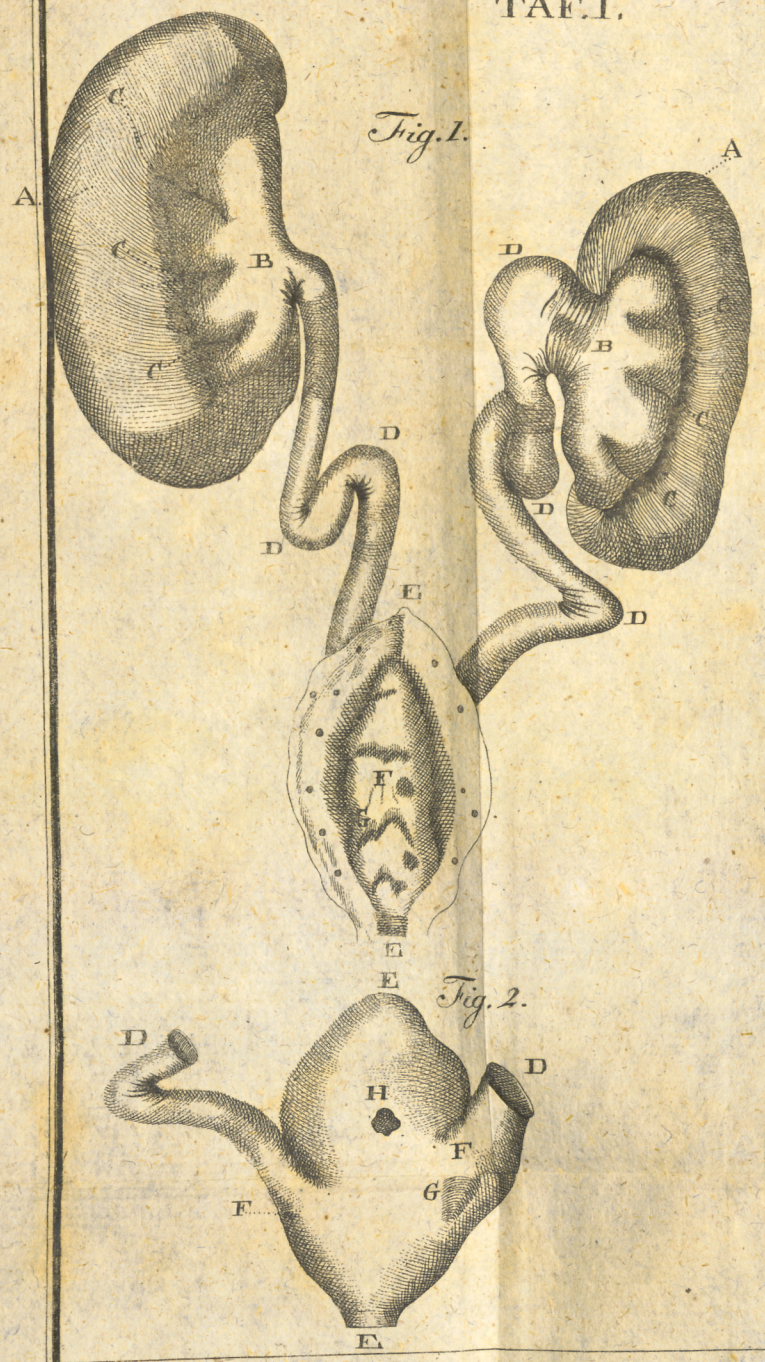


Fig. 2.

TAF. II.

Fig. 1.



Fig. 2.

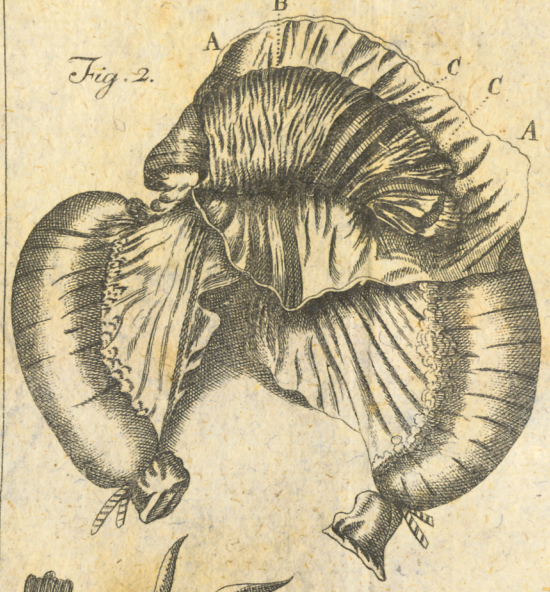


Fig. 3



TAF. III.

Fig. A



Fig. B



Fig. C.



Fig. D.



Fig. E.



Fig. 2.



Fig. F.



Fig. 1.



Fig. 3.

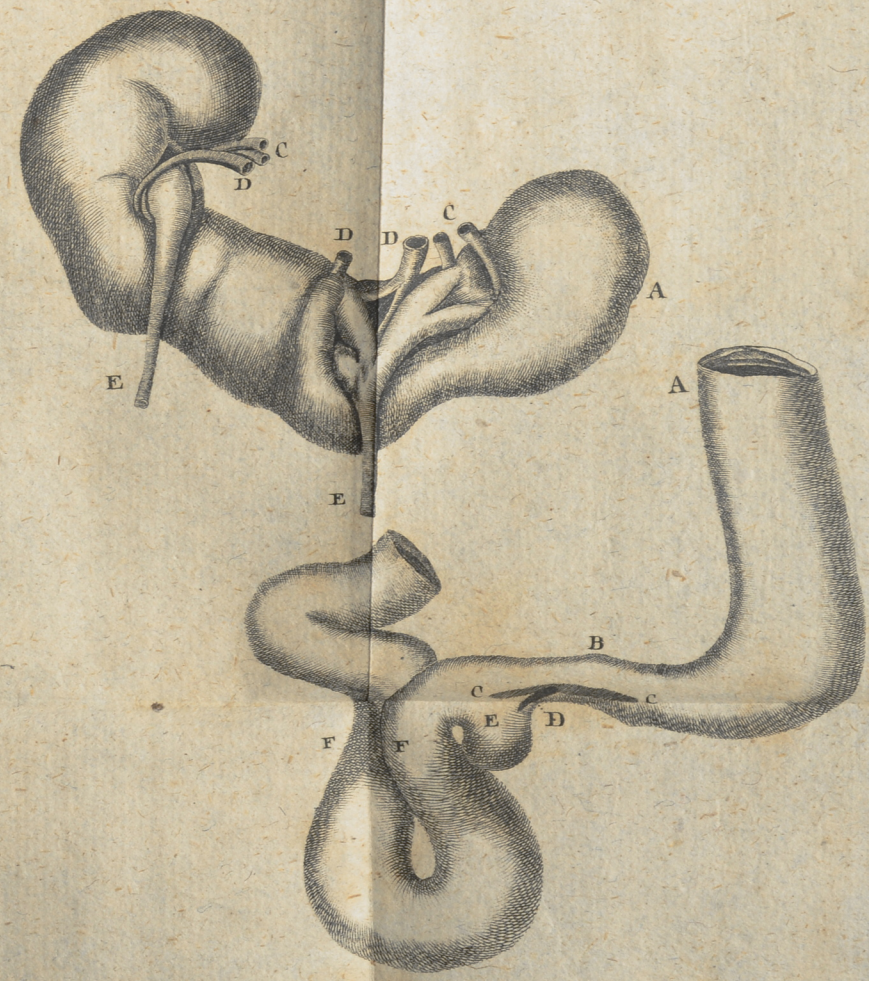


Fig. solitaria

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320759/phys_0541
DFG

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320759/phys_0542
DFG




C
D
D
E
C
D
D
A
A
E
B
C
C
E
D
F
F

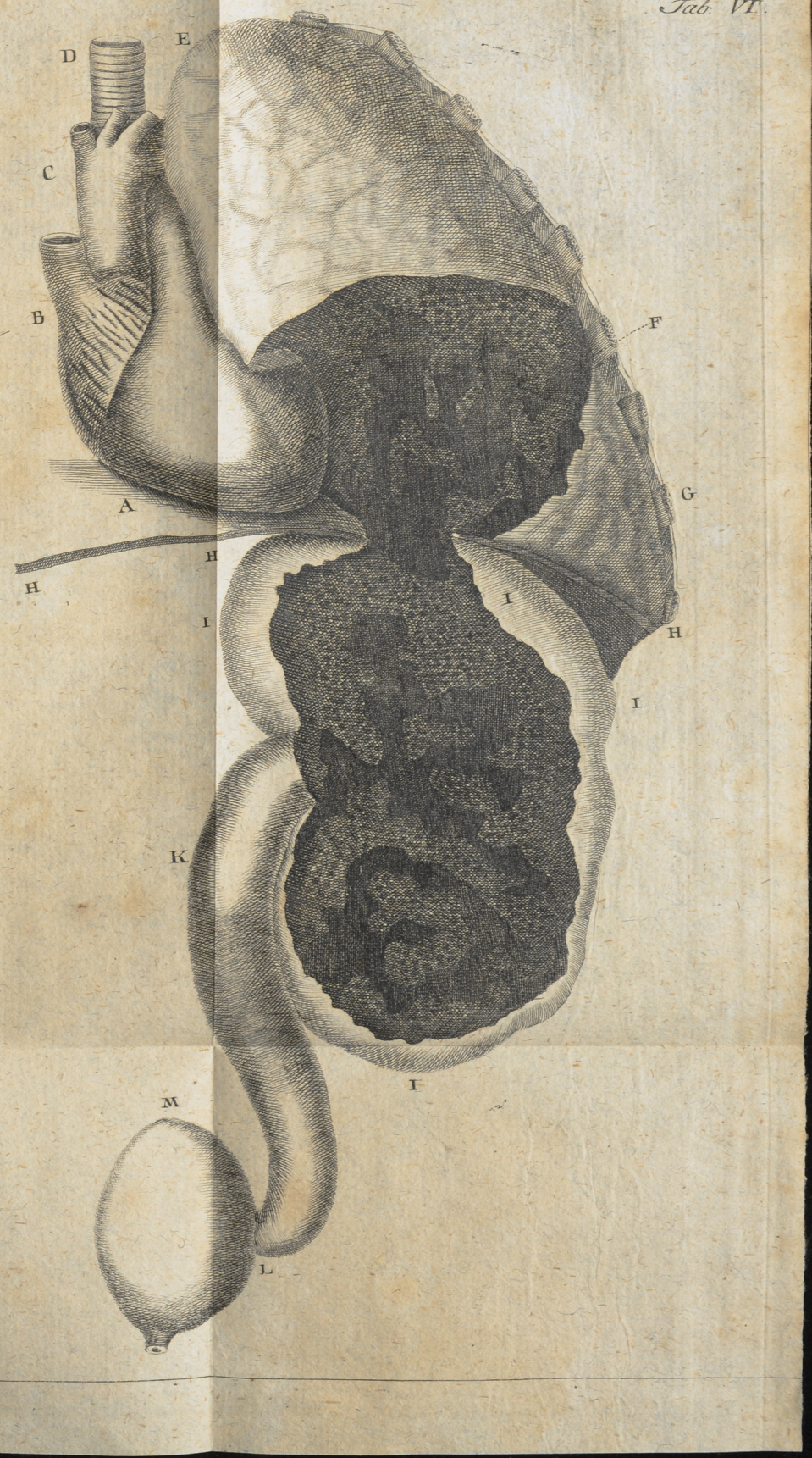
Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320759/phys_0544
DFG

Fig: 1.

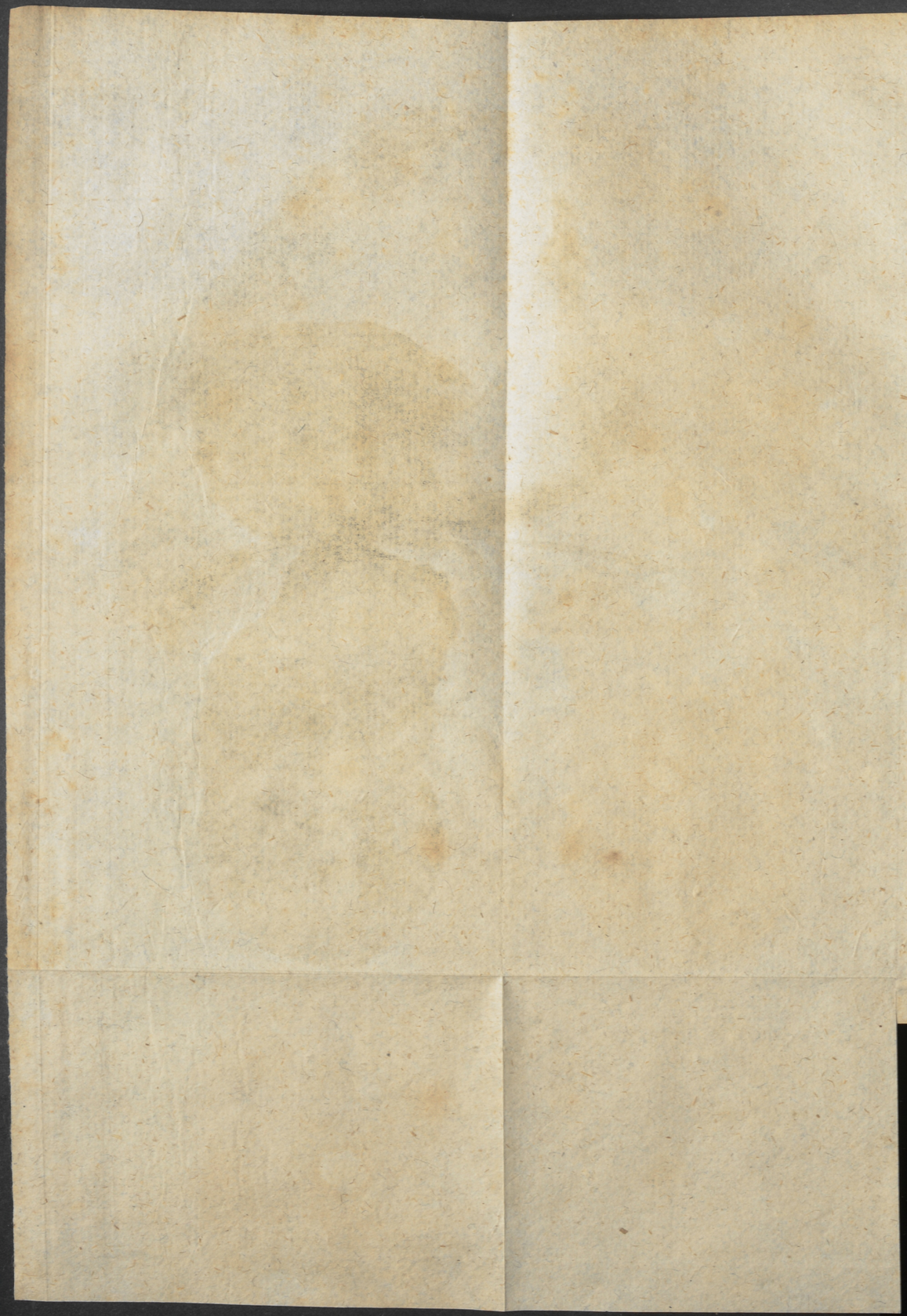


Fig: 2.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320759/phys_0546
DFG



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320759/phys_0547
DFG



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320759/phys_0548
DFG



Fig: I.



Fig: II.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn838320759/phys_0549
DFG

Tab. IX.

Fig. III.



Fig. II.

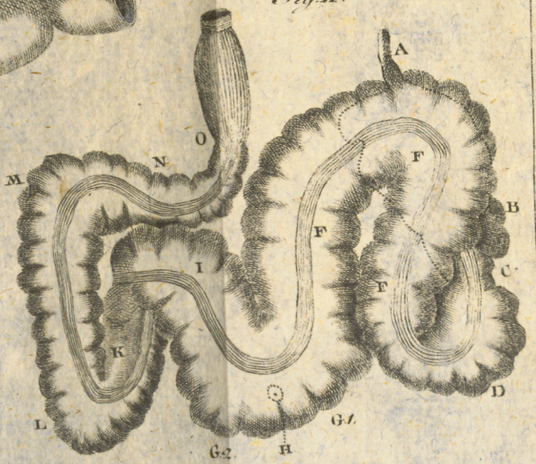


Fig. IV.



Fig. I.

Tab. VIII.

Fig. I.



Fig. II.

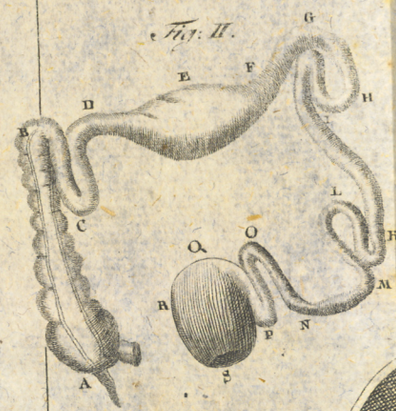


Fig. III.



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320759/phys_0551
DFG

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320759/phys_0552
DFG

Tab. X.

Fig. I.

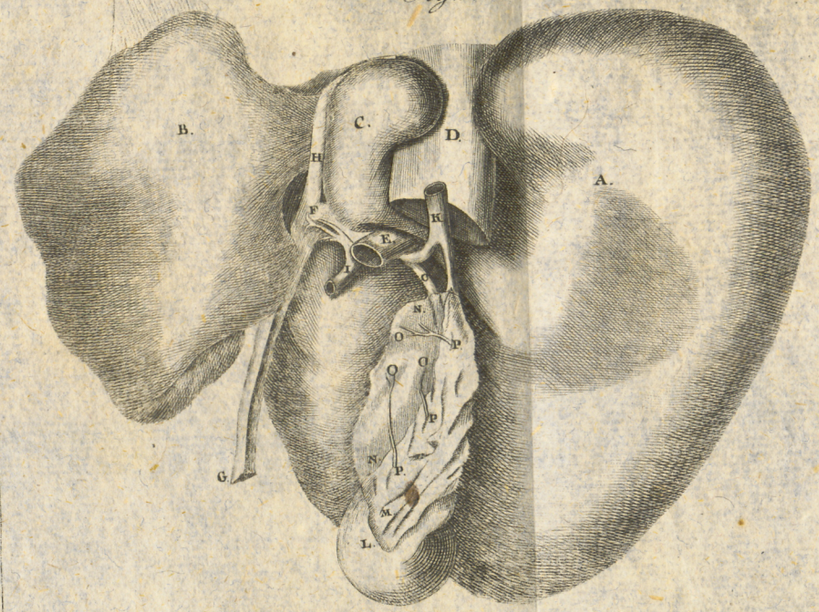


Fig. II.



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320759/phys_0553
DFG



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn838320759/phys_0554
DFG

VIII. p. 527. Phys. X.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320759/phys_0557
DFG

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320759/phys_0558
DFG

s bis sieben Tage hernach lag es
d es röchelte, ohne Husten, auf
blanker Wein und Eßighonig er-
und als sich nachher ein Schleim-
am die Kranke zum Leben zurück.
r der Husten so heftig, daß sie
en wollte. Da kein Mittel an-
en gleichwohl Hülfe und Arzenen
ich ihnen, es wäre zwar nicht
aber es gäbe noch ein Mittel,
schaffen würde. Ich gab also
Gran Kermes mit Zucker, und
Dosen innerhalb vier und zwan-
. Die Nacht drauf starb sie,
acht und vierzig Stunden ohnge-
ermes eingegeben hatte.

3. M**. 35.

er Knabe hatte bereits viele Wo-
n zugebracht, ehe ich zu ihm ge-
pril kam ein hitziges Fieber dar-
nir, und bat um meinen Bey-
ein Klystier und der Meerzwie-
das Fieber in einer Zeit von drey
n den Husten. Jetzt verschreibe
ang Abführungen, die früh ge-
ssen, und auf den Abend ein

. F**. 36.

von neun Monaten lag gefährlich
arnieder, in einer Zeit von acht